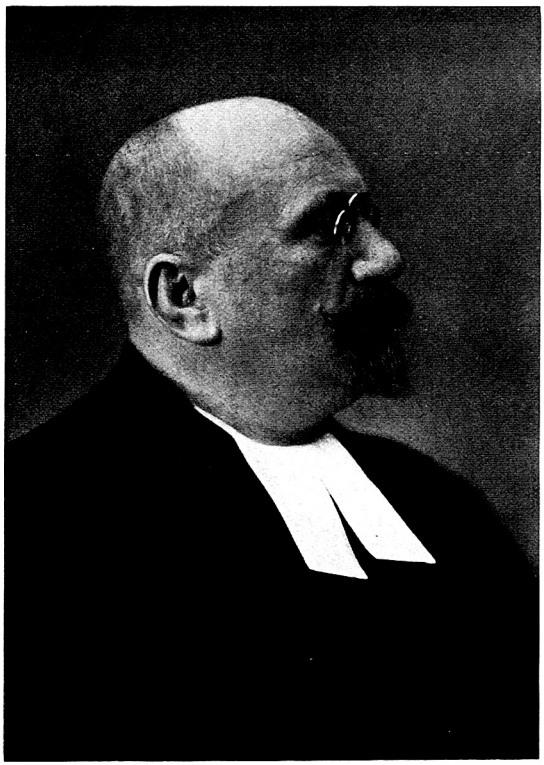
Pfarrer

Dr. WILHELM BUSCH

Sein Leben und Wirken

Pfarrer Dr. Wilhelm Busch
Sein Leben und Wirken



Pfarrer Dr. Wilhelm Buſch

Pfarrer Dr. Wilhelm Busch
Sein Leben und Wirken

von

W. Busch
Pfarrer in Essen (Ruhr)

Verlag Gebr. Bramstedt, Elmshorn

Druck von Gebr. Bramstedt, Elmshorn bei Hamburg

Vorwort zur 3. Auflage.

Dem Verleger bin ich von Herzen dankbar, daß er eine 3. Auflage dieſes Buches gewagt hat. Die 1. und 2. Auflage war für die beſtimmt, die meinen Vater gekannt haben und gern Näheres über ſein Leben wiſſen wollten. — Aber nun haben wir gedacht, es könnte gerade in unſerer Zeit manch einem wertvoll ſein, einmal hineinzuſchauen in die Entwicklung und in das Alltagsleben eines Pfarrers. — Und wir dachten weiter an ſo viele junge Theologen, die mit tauſend Fragen vor den großen Aufgaben ihres Amtes ſtehen. Vielleicht kann dieſe Schilderung ihnen die eine oder andere Frage beantworten. — Und weiter dachten wir an die, welche heute ernſthaft fragen: „Was hat denn die Kirche in den vergangenen Jahrzehnten eigentlich getan?“ Ein einfaches Pfarrerleben iſt ein Stücklein Antwort auf dieſe Frage. — Vor allem aber dachten wir an die vielen, die heute dem Evangelium zweifelnd gegenüberſtehen und meinen, man könne als Chriſt kein fröhlicher und aufrechter Mann mehr ſein. Dies Buch will einen Mann zeigen, der gerade durch das Evangelium ein aufrechter und fröhlicher Menſch wurde.

So haben wir es denn gewagt, dieſe 3. Auflage hinausgehen zu laſſen. Möge Gott ſeinen Segen dazu geben.

Eſſen, im Spätherbſt 1938. **W. Buſch.**

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort 4
Aus alten Tagen 9
Die Heimat 18
Die Eltern 20
Kindheitstage 23
Jugendzeit (bis 1882) 25
Konfirmation 35
Die babyloniſche Gefangenſchaft 39
Der Vater der Taubſtummen 44
Der Student 49
Von geiſtvollen Männern. — Von Studenten-Freuden und -Freunden.
Die große Liebe 59
Wanderjahre (1890—92) 66
Welſchneureuth in Baden. — Stepenitz. — Dr. phil. (Erlangen) 1891. — Teutſchneureuth.
Wartezeit (1892—1894) 73
Vom badiſchen Land ins Ruhrkohlengebiet (Dümpten bei Mühlheim). — Als Lehrer in Orſoy am Niederrhein. — Der Seelſorger in der Trinkerheilſtätte Lintorf. — Hilfsprediger in Barmen. — Erinnerungen aus den Jugendjahren.
Hochzeit 97
Dahlerau (1894—96) 105
Elberfeld (1897—1906) 116
Das Katernberger Vereinshaus zu Elberfeld.

Montreux 137
„Komm herüber . . .“ 144
Frankfurt a. Main (1906 – 1921) 149
Der Soldatenvater 161
Der Seelsorger 170
Die Gemeinschaft 191
Beerdigung von Großmutter Kullen. — Was bedürfen wir, um unseren Gemeinschaften dienen zu können? — Gegenseitige Befruchtung von Gemeinschaft und Kirche.
Mancherlei Arbeiten an einem Werk . . 238
Die Kellner. — Das Marthahaus. — Der Basler Hof. — Das Diakonissenhaus. — Mission. — Die Ausbreitungsgesellschaft. — Die jungen Männer. — Schriftstellerei. — London. — Festpredigten. — Evangelisation. — Spanien.
Wie er war 267
Das Paradiesgärtlein 287
„Morgenstund' . . .“ — Hausandacht. — Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet . . .“ — Das Karussell. — „Wer will mit?“ — Musika. — Das Brüderlein. — Samstagabend. — „Frohe Fahrt.“ — Weihnachtsmarkt. — Weihnachten. — Die Puppenküche. — Es ist ein Schnitter . . . — Theodor.
„. . . Führ' uns ins Leben aus dem Tod“ . 314
„So werden König und Pfarrer begraben“ 326

Aus alten Tagen.

Es ist ein schöner Herbstnachmittag. Da marschieren der Pfarrverweser des kleinen badischen Ortes Daisbach und sein Schüler Konrad Busch über die Hügel des „Kleinen Odenwaldes" nach Eichtersheim, um bei dem dortigen Schloßgärtner einiges zu holen. Fröhliche Gespräche verkürzen den Weg. Und immer wieder klingt der Dank aus Konrads Worten. Hat ihm doch der Pfarrverweser mit viel Mühe dazu verholfen, daß er, der arme Webersohn, Lehrer werden kann und nun nächstens zur weiteren Ausbildung nach Karlsruhe darf. Da sagt im Laufe der Unterhaltung der junge Pfarrer: „Sag mal, Konrad, was wird denn aus deinem Bruder Wilhelm?"*) „Ach," ist die etwas bedrückte Antwort, „der hilft dem Vater am Webstuhl; aber er kann das Weben nicht vertragen. Ihm ist nur wohl, wenn er im Freien hantiert." „Das ist ja schlimm! Hm! — Aber welcher Beruf wäre da passend für ihn? — Ei, da wäre die Gärtnerei geeignet. — Aber die Stellen sind selten, und das Lehrgeld ist hoch." — Schweigend gehen die beiden weiter, kommen in den Schloßgarten von Eichtersheim, besorgen ihre Geschäfte und sind im Begriffe, heimzukehren. Da hält sie der Gärtner nochmals auf. Scharf schaut er Konrad an: „Was lernt denn der junge Mann da?" — „Der wird Lehrer," antwortet der Pfarrer, ein wenig stolz auf seinen Zögling. „Schade drum! Auf Weihnachten hat mein Lehrling ausgelernt, und d e n hätte ich gern genommen. Der gefällt mir!" „Hat keine Not!" ruft jubelnd der Pfarrverweser, „wir haben noch so einen zu Hause, den Bruder, der würde sich wohl zum Gärtner eignen und gern in

*) Der Vater von Dr. Wilhelm Busch.

Ihre Lehre treten." „Soll ein Wort ſein," ſagt der Gärtner, „er ſoll es gut haben bei mir; ein mäßiges Lehrgeld wird er freilich zahlen müſſen." „Dafür ſtehe ich und vielen Dank, Herr Gärtner," erwidert der Pfarrer, und fröhlich ziehen die beiden heim.

Groß war die Freude im Weberhäuschen gleich hinter der Schule. Dankbar ſah man hier wieder die Freundlichkeit des himmliſchen Vaters, der den Seinen immer wieder den Weg zeigt. Die Eltern Buſch waren ſchlichte, gerade Menſchen, die in ſchwerer Arbeit ſich durchſchlagen mußten. Der große Webſtuhl, der faſt die Hälfte der Wohnſtube einnahm, war die Haupteinnahmequelle. Daneben wurden noch ein paar Äckerlein bearbeitet. Die beiden Brüder Konrad und Wilhelm mußten von früheſter Jugend feſt mit Hand anlegen. Aber das hat ihre Jugend nicht arm gemacht. War ſie doch durchſonnt von der herzlichen Liebe der Eltern. In einem Briefe der Mutter an ihren Konrad heißt es einmal ſo köſtlich: „. . . Es tut mir wehe, daß ich dir ſo einen armen Brief ſchicken muß. Andere Eltern erfreuen ihre Kinder mit Geſchenken, und ich kann dir nichts geben als ein Herz voll Liebe . . ." Trotz der äußeren Armut war man reich im Weberhauſe. Denn dort hatte man den koſtbaren Schatz, den die Bibel „die köſtliche Perle" nennt. Und man wußte, daß alle Schätze der Welt nichts ſind gegen den Reichtum, den Gott in Jeſu Chriſto dem Menſchen gibt. Und ſolchen Reichtum konnten die Eltern Buſch ihren Kindern mitgeben.

*

Wilhelm war alſo Gärtner in Eichtersheim. Eines Tages ſteht der Pfarrverweſer von Daisbach vor dem Lehrherrn: „Nun ſagen Sie mir endlich klar und deutlich, was Sie als Lehrgeld beanſpruchen." Und die Antwort? „Ich würde mich der Sünde fürchten, wenn ich für den jungen Mann ein Lehrgeld nähme. Mit ihm iſt Gottes Segen in mein Haus eingezogen." Was war geſchehen, daß der Gärtner ſo freigebig geworden war? Die Gärtnersleute hatten ein Kind. Deſſen nahm ſich Wilhelm in großer Liebe an, erzählte ihm bibliſche Geſchichten, brachte ihm

Bilder und Büchlein mit und anderes mehr. Aber dazu kam noch etwas Beſonderes. Der Gärtnerlehrling mußte mit den übrigen Dienern des Barons im Schloſſe eſſen. Eines Tages um die Faſtnacht ſagte die Köchin zu ihm: „Wilhelm, heute abend iſt Ball. Sie werden mir doch einen hübſchen Strauß binden.“ „Recht gern,“ erwiderte Wilhelm, „ich werde gleich den Herrn drum fragen.“ „Das dürfen Sie nicht tun, der gibt keine Blumen her.“ „Ja, wenn es der Herr nicht erlaubt, dann kann ich Ihnen auch keine geben.“ Da ging's aber los: „Was? Sie dummer Eſel! Das haben noch alle Lehrlinge getan. Wer gibt Ihnen das Eſſen, der Gärtner oder ich? Sie ſollen es büßen! Warten Sie nur!“

Die groben Reden der Köchin hatte außer dem, dem nichts verborgen iſt, noch einer gehört. Der Schloßgärtner ſelbſt hatte zufällig hinter der Tür geſtanden. Er ſagte nichts, wartete nur eine Weile, ob Wilhelm ſich nicht über das Eſſen beſchwere. Aber der klagte nicht. Vieles zwar bekam er zu hören: bald war er zu früh, bald zu ſpät zu Tiſch gekommen. Und dabei mußte er die brummigen Geſichter anſehen. Aber er ſchwieg ſtille dazu. Nach einigen Wochen ſagte der Gärtner kurz und ohne weitere Erklärung zu Wilhelm: „Du kannſt von nun an bei uns zu Hauſe eſſen; es iſt ſo bequemer für uns beide.“ So war er nun in der Gärtnersfamilie wie das eigene Kind.

Es wird aus dieſer kleinen Geſchichte deutlich, wie ſich hier in früheſter Jugend ein Charakter entwickelte, der in ſpäteren Jahren, geheiligt und gereift, vielen zum Segen werden durfte.

Zu einer inneren Entſcheidung kam es bei Wilhelm in Schwaigern bei Heilbronn, wo ihm ſein Freund und Lehrmeiſter eine Stelle verſchafft hatte. Hier ſtand der junge Mann unter ganz verſchiedenartigen Einflüſſen. Da war ein Arbeitskollege, ein kluger, aber leichtſinniger Menſch, der eine Zeitlang Wilhelm feſt an ſich zu binden verſtand. Auf der anderen Seite nahm ſich um ihn ein Maurer an, der um die Seele des jungen Gärtners gerungen hat und ihm ſchließlich ein Wegweiſer zum ewigen Leben wurde.

Damals herrschte in Deutschland auf Kanzeln und Lehrstühlen der Rationalismus, ein flacher, öder Vernunftglaube. Nur in der Stille sammelten sich hier und da lebendige, kleine Kreise um das Wort Gottes. Und der Führer eines solchen Kreises war unser Maurer. Unser Vater,*) von dem dies Buch handeln soll, erzählt selbst: „Als junger Schüler des Elberfelder Gymnasiums durfte ich einmal mit meinem Vater Schwaigern besuchen. Mit innerer Bewegung zeigte er mir seine Arbeitsstätten: den schönen Schloßgarten und die Treibhäuser. Endlich sagte er mir — und ich merkte seinem Wesen an, daß es sich jetzt um etwas ganz Besonderes handle —: „Jetzt will ich dir auch die Stätte zeigen, wo ich in meinem Leben das Beste gefunden habe." Wir gingen zu einem ganz einfachen Hause am Ende des Dorfes; als wir in die dürftig eingerichtete Stube traten, wurde mein Vater mit größter Freude begrüßt. Sehr bald trat auch der Vater des Hauses herein, ein Mann in Arbeitskleidern, und stimmte mit ein in den allgemeinen Jubel. Der alte Mann hat bald mein Herz gewonnen. Er war nicht groß vor der Welt, ein einfacher Maurer, aber aus seinem faltenreichen Gesicht, das von weißem Haar umrahmt war, leuchteten ein paar Augen so voll Frieden und reicher Liebe, daß ich ihn nie wieder vergessen werde."

Einige Zeit kämpfen diese beiden Einflüsse um Wilhelm. Hier sucht ihn sein Arbeitsgenosse in leichtes Weltleben hineinzuziehen, dort empfängt er im Hause des Maurers kräftige Antriebe, dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit nachzujagen. Aber seine klare Natur erträgt nicht lange diesen Zwiespalt.

Es ist Kirchweih in Schwaigern. „Busch, sei kein Spielverderber! Du gehst doch mit zum Tanz!" Und er sagt zu und schließt sich der ausgelassenen Gesellschaft an. Lustig will er sein. Aber merkwürdig, er kann es nicht recht. Je fröhlicher die andern werden, desto trauriger wird's ihm ums Herz. Trotz all dem Betrieb ringsum und trotz der fröhlichen Musik — er fühlt,

*) So soll Pfarrer Dr. Wilhelm Busch in diesem Buch einfach genannt werden, da die dankbare Liebe aller seiner Kinder die Steine zu diesem schlichten Denkmal zusammentrug.

hier gehört er nicht her. Und auf einmal packt ihn ein unheimliches Angſtgefühl. Im Geiſt ſieht er die Verlorenheit der Welt, ſieht, wie ſie taumelnd ins Verderben eilt. Und er mitten drin! Er, den ſein Heiland ſchon ſo oft rief. Sein Herz erbebt in den tiefſten Tiefen. Es hält ihn nicht mehr im Menſchengewühl. Und er ſtürmt hinaus aus dem Kreis der verwunderten und ſpottenden Kameraden. In der Einſamkeit ſeiner Kammer ergibt er ſich dem Herrn Jeſus, der das Vergangene vergibt und austilgt. Ihm legt er in feſtem Gelöbnis ſein weiteres Leben in die Hand. — —

*

Acht Jahre ſpäter: 1852, da finden wir die ganze Familie wieder in dem kleinen Fabrikort Haagen, nicht weit von Lörrach, nahe der Schweizer Grenze. Der ältere Bruder Konrad iſt hier Lehrer an einer neueingerichteten Schule. Groß war ſeine Freude, daß er nun die Seinen bei ſich aufnehmen konnte. Er ſchrieb ſeinen Eltern: „Ihr habt jetzt genug geſchafft für eure Kinder; kommt jetzt zu mir und ruhet aus!“ Und ſie kamen. Sie verkauften ihr kleines Eigentum in Daisbach und zogen nach Haagen. Auch Wilhelm finden wir hier. Wander- und Lehrjahre hat er hinter ſich, Krankheit hat ihn ſchließlich gezwungen, den Gärtnerberuf aufzugeben. Im Beruf des Bruders findet er ſeine eigene Beſtimmung. Nun hat er den glühenden Wunſch, auch Lehrer zu werden. Darum iſt er jetzt bei ſeinem Bruder Konrad in der Stille, um ſich die notwendige Vorbildung zu geben. Mit eiſernem Fleiß geht er an die Arbeit. Und es gelingt. Er beſteht die Aufnahmeprüfung für das Karlsruher Lehrerſeminar. Reiche Jahre inneren Reifens durchlebt er hier. Der Seminardirektor Stern, der ſo vielen zum Segen geworden iſt, hat auch auf ihn tief eingewirkt. Im Jahre 1855 bekommt er die zweite Lehrerſtelle in Haagen. Nun beginnt eine köſtliche Zeit. Die beiden gleichgeſinnten Brüder an derſelben lieben Aufgabe bei den Kindern. Und dabei die Freude der alten Eltern, die ſo ganz mit ihren beiden Söhnen leben. Doch nur zwei Jahre dauert dieſes Zuſammenſein. 1857 folgt Konrad einem

Ruf nach Barmen an das Miſſionskinderhaus. Er übernimmt hier eine wichtige Arbeit.

Die Rheiniſche Miſſion,*) welche ihren Sitz in Barmen hat, wurde im Laufe ihrer Entwicklung vor die große Frage geſtellt, wie ſie ſich ihrer Pflichten gegen die Kinder ihrer Miſſionare entledigen wolle. Es iſt ja allen Miſſionsfreunden bekannt, daß unſere Miſſionare, wenn ſie hinausziehen in die Heidenwelt, um das Evangelium zu verkündigen, mancherlei drangeben müſſen. Das ſchwerſte Opfer aber, das ſie bringen, iſt wohl das, daß ſie ihr geliebten Kinder nicht bei ſich behalten können, ſondern ſie zu ihrer Erziehung in die europäiſche Heimat geben müſſen. Für viele bedeutet das eine viele Jahre dauernde Trennung und eine damit unweigerlich verbundene, gewiſſe Entfremdung, für manche gar ein Nimmerwiederſehen. Warum können ſie aber ihre Kinder nicht bei ſich behalten? Draußen ſind auf den zerſtreuten Stationen keine Schulen, in denen unſere Miſſionare ihre Kinder erziehen laſſen können. In den Anfangsgründen kann der Miſſionar ſeine Kinder zur Not ſelbſt unterrichten, aber wenn die Kinder heranwachſen und die Anforderungen größer werden, fehlt ihm dazu bei der großen Ausdehnung ſeiner miſſionariſchen Arbeit die Zeit. Dazu kommt, daß gewiſſe Miſſionsgebiete völlig kulturlos ſind, daß auf anderen Gebieten die Kultur eine ſo fremdartige iſt, daß man wirklich den Miſſionaren nicht zumuten kann, daß ſie ihre Kinder den Einflüſſen derſelben überlaſſen. Die Kinder können dort draußen in den Heidenländern nicht die Ausbildung finden, welche ſie zur Ausübung eines geordneten Berufes nötig haben. Der gewichtigſte Grund aber iſt der, daß unſere Miſſionare draußen auf ihren Stationen umgeben ſind von dem furchtbaren Sündenelend, dem ſittlichen Schmutz und der dunklen Nacht des Heidentums. Wenn die Kinder in ſolcher Umgebung aufwüchſen, würden ſie wohl von dieſer Umgebung verdorben und vergiftet werden. Darum müſſen die Miſſionare ſich ſchweren Herzens entſchließen, ihre Kinder in fremde Hände zur Erziehung zu geben. Die Miſſionsgeſellſchaften haben ſehr

*) Die Ausführungen über das Miſſionskinderhaus aus „Licht und Leben", 19. Jahrg., Nr. 44, „Zwei Brüder" von Dr. W. Buſch.

bald erkannt, daß ſie eine heilige Verpflichtung haben, ihren Miſſionaren die Sorge um ihre Kinder abzunehmen. Aus ſolcher Erkenntnis heraus wurde das Kinderhaus gegründet.

An dies Haus wurde Konrad Buſch als Hausvater berufen. Und er iſt den Kindern ein rechter Vater geworden.

Später übernahm er die Miſſions-Vorſchule, in der die Miſſionszöglinge ihre erſte Ausbildung bekommen. 23 Jahre hat Konrad Buſch an den werdenden Miſſionaren gearbeitet in aller Stille. Eine ganze Reihe trefflicher Miſſionare, die im Segen in der Arbeit ſtanden, haben es bezeugt, daß ſie das Beſte, die innere Hinleitung zum Herrn und die Gründung in ſeinem Wort, von ihm empfangen haben. Aber auch über das ihm anvertraute Haus hinaus hat er einen großen Wirkungskreis bekommen. Auf Gemeinſchaftskonferenzen und Miſſionsfeſten konnte man ihn oft ſehen. Die größte Freude war es ihm, wenn er hier und da kleine Kreiſe fand, in denen man ſich zur Beſprechung von Gottes Wort ſammelte.

Als Lehrer muß er Hervorragendes geleiſtet haben. Es wird manchen Leſer intereſſieren, daß Konrad Buſch zu dem engſten Kreis derer gehörte, die ſich in Barmen um den bekannten Schulmann Dörpfeld ſammelten. In dieſen Zuſammenhang gehört eine kleine Geſchichte, die ſein Freund, ein Lehrer Haag aus Karlsruhe, erzählt hat. Die Geſchichte ſpielte noch in Haagen. Da wurde auf einer amtlichen Lehrerkonferenz die Frage behandelt, ob man nicht in der Schule an Stelle der Vollbibel ein bibliſches Leſebuch einführen wolle mit Rückſicht auf die geſchlechtlichen Dinge, die in der Bibel vorkommen. Die Debatte geht ihn und her. Da ſetzt ſich Buſch für die Vollbibel ein: „Durch die Reformation iſt der Grundſatz ausgeſprochen worden, daß für die Evangeliſchen die Bibel als Richtſchnur des Glaubens und des Wandels zu gelten habe. Daraus folgt doch, daß das evangeliſche Volk mit der Bibel vertraut gemacht werden muß. Wenn das aber nicht durch den Schulunterricht geſchieht, wann und wie kann dann dieſes Ziel erreicht werden?" Während ſeiner Darlegungen benimmt ſich ein junger Lehrer durch Brummen und dergleichen recht übel. Darauf gibt der

Vorsitzende, Professor J., der ganz gewiß kein bibelgläubiger Christ war, folgende Erklärung ab: „Herr N. N., ich muß Ihnen etwas sagen. Es gibt Lehrer, welche richtige pädagogische Grundsätze theoretisch schön darzulegen vermögen, aber der Erfolg ihrer Schularbeit entspricht denselben oft wenig. Dann gibt es wieder andere, welche in der Schule gute Resultate erzielen, ohne in der Theorie ihre Methode eingehend begründen zu können. Anders steht es bei Herrn Busch. Derselbe weiß seine Ansichten über zweckmäßigen Unterricht prächtig schriftlich darzulegen und leistet ebenso in der Praxis Tüchtiges. Wenn Sie, Herr N. N., es einmal so weit gebracht haben, dann möchten Ihre Einreden eher am Platz sein." Man kann sich denken, wie der vorlaute Kritiker still wurde.

In der Lebensbeschreibung des bekannten Pastors v. Bodelschwingh*) findet sich ein hübscher Bericht über einen Besuch Bodelschwinghs bei Konrad Busch. Bodelschwingh erzählt aus dem Jahre 1857: „In Barmen traf ich einen lieben, alten Freund wieder, den Hausvater Busch, den ich von Basel aus kennen gelernt hatte, als er noch im nahen Wiesental Lehrer war. Jetzt stand er in Barmen dem Hause für Missionskinder vor. Er führte mich zu seiner Kinderschar, und während ich ihn so herzlich mit den Kindern reden hörte, stieg plötzlich in mir die Sehnsucht auf, ob ich nicht zunächst einmal Lehrer armer Kinder werden könnte, um daran zu merken, wie viel und wie wenig ich ihnen vom Glauben sagen konnte, ohne gegen mich selbst unwahr zu sein."

Als Konrad Busch 1897 heimgerufen wurde, da gab's für viele Freunde im Wuppertal eine schmerzliche Lücke. Schön ist das Zeugnis, das dem bedeutenden Manne von seinem Nachfolger ausgestellt wurde: „Busch war so demütig, daß man nicht unter ihn hinunterkommen konnte."

Und sein Neffe schrieb von ihm: „Er war ein Seelsorger. Man gewann Vertrauen zu ihm; man spürte ihm ab, daß er eine Macht der Fürbitte besaß. Alle hatten das Gefühl, daß

*) Friedrich v. Bodelschwingh. Ein Lebensbild von G. v. Bodelschwingh. Bethel bei Bielefeld.

der liebe, alte Vater ein mitfühlendes, mittragendes Herz für ſie habe, und daß er, der im Licht der Ewigkeit ſtand, ihnen Troſt geben könne."

*

Wilhelm hatten wir begleitet bis dahin, wo er neben ſeinem Bruder in die Schularbeit in Haagen eintrat. Er hat dort die Arbeit an den Kindern mit Begeiſterung aufgenommen. Es trat ſchon hier deutlich zu Tage, wie ernſt er ſeinen Beruf auffaßte. Für ihn lag das weſentlichſte Moment nicht in der Vermittlung von Kenntniſſen, ſondern in der Erziehung des Kindes. Und Erziehung war für ihn, der durch tiefe Bußfertigkeit zu bewußtem, lebendigem Glauben gekommen war, nichts anderes als Hinführung zu Chriſtus. Und weil er ſein Amt ſo auffaßte, ſo wußte er ſich in allem, was er war und an den Kindern tat, als verantwortlich ſeinem Herrn, und das erzeugte jene unermüdliche Treue, jenen heiligen Ernſt und Eifer, der ihn im Dienſt der Schule ſich verzehren ließ.

Auch er blieb nicht lange in Haagen. Wie ſein Bruder wurde er in das Wuppertal geführt. Er bekam einen Ruf an das Rettungshaus in Elberfeld. Nur ungern folgte er der Aufforderung. Aber dann hat er die Aufgabe ganz übernommen und wurde ein rechter Hausvater. Viele haben es bezeugt, wie Vater Buſch ihnen zum Segen geworden iſt.

Im Rettungshaus Elberfeld nun iſt der geboren, von dem unſer Buch handeln ſoll.

Die Heimat.

Es iſt doch ein geſegnetes Land, das ſchöne bergiſche Land und vor allem das Wuppertal! Schon aus der Reformationszeit klingen Namen herüber, wie der eines Adolf Clarenbach, der den Herzen das Evangelium erſchloß und dafür freudig im Jahre 1529 im katholiſchen Köln den Märtyrertod erlitt. Und das iſt nur einer von vielen. Da iſt's kein Wunder, daß im Wuppertal von jeher reges geiſtliches Leben war. Von den bergiſchen Kaufleuten erzählte man, daß ſie nie ohne ihre Bibel auf Reiſen gingen. Und von ihrer Bibelfeſtigkeit wußte man manches zu ſagen. Auch als die Induſtrie hochkam, lebte dieſer Geiſt im Wuppertal weiter. Gewaltige Erweckungen im vorigen Jahrhundert ließen ein reges geiſtliches Leben erblühen.

Großartige Geſtalten begegnen uns in der Geſchichte des Wuppertals. Männer und Frauen, die das Heil in Chriſto kräftig ergriffen, es in perſönlicher Eigenart in ſich auswirken ließen und dann in großer Energie mitarbeiteten am Bau des Reiches Gottes. Da war Offenſivgeiſt. Und ſo entſtanden alle die Arbeiten, die heute noch vom Wuppertal aus im Segen wirken. Da war der Kreis von neun Männern, denen die Not der Heidenwelt am Herzen lag. Aus dieſem Anfang entſtand die große Rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft. Hier ſind auch die Anfänge der evangeliſchen Jungmännerbewegung. Als Zeuge deſſen iſt heute in Barmen die Leitung des Weſtdeutſchen Jünglingsbundes. Und wer unter der männlichen Jugend arbeitet, darf es dankbar bezeugen, welche reichen Einflüſſe bis zum heutigen Tage von dorther ausgegangen ſind. Oder wir nennen die bergiſche Bibelgeſellſchaft, die wiederum entſtand aus einem Kreis lebendiger Chriſten, denen das Wort Gottes groß war. Wie viel wäre

zu erzählen von der Wuppertaler Traktatgesellschaft, der Gefängnisgesellschaft, dem Zufluchtshaus und besonders der evangelischen Gesellschaft, die neben Stadtmission und Kolportage namentlich durch ihren Verlag und ihr Blatt „Licht und Leben" einen großen Wirkungskreis hat. Alle die Arbeiten des Reiches Gottes haben im Wuppertal stets mittragende, betende und gebende Freunde gefunden.

Noch ein Beispiel soll zeigen, wie man im Wuppertal so frisch und energisch eingriff, wenn ein Notstand sich zeigte. Im Jahre 1859 zog im Wuppertal ein furchtbarer Gast ein, die Cholera. Bei dem großen Sterben und dem unsäglichen Elend war viel Gelegenheit zu dienender Liebe gegeben. Und es fanden sich viele, unter ihnen die später so bekannt gewordene „Tante Hanna", die in freiwilligem Dienst unter den Kranken und Sterbenden arbeiteten. Als die grausige Seuche vorübergezogen war, war mancher Vater und manche Mutter ins Grab gelegt worden. Viele Kinder trieben sich in den Straßen umher, kein Mensch kümmerte sich um sie. Es war Gefahr, daß sie völlig verwahrlosten. Da griff die lutherische Gemeinde ein und gründete das Rettungshaus. Draußen vor der Stadt, „vorm Holz", fand sich ein Anwesen. Ein echt bergisches Haus, mit Schiefer verkleidet und mit grünen Schlagläden, dazu genügend Ländereien. Hier fing die Arbeit an. Bald mußte ein schönes, größeres Haus gebaut werden. In diesem Rettungshause wirkte als Hausvater unser Großvater W. Busch, es ist das Geburtshaus unseres Vaters.

Es ist heute vieles anders geworden „vorm Holz". Die Stadt mit ihrer gewaltigen Industrie ist herausgewachsen und schließt heute das Rettungshaus ein. Es ist nicht mehr so schön wie einst. Und doch hängen noch viele mit ganzem Herzen an jener Stätte, wo sie reichen Segen empfangen durften.

Die Eltern.

Unſer Großvater Buſch gehörte zu den ſeltenen Menſchen, bei denen ihre Stellung zum Herrn Jeſus dem ganzen Leben das entſcheidende Gepräge gibt. Von jener denkwürdigen Stunde an, da der junge Gärtnerburſche in Schwaigern ſeine Bekehrung erlebte, bis zu dem Augenblick, da der hochgeehrte Pädagoge mit ſterbendem Munde bekannte: „Meinen Jeſum laß ich nicht", ſtand ſein Leben unter der Gewalt Jeſu. Und an ſolchem Leben erfüllt ſich das Wort Jeſu: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift ſagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Waſſers fließen." Die Fülle ſolcher Verheißung iſt dem törichten menſchlichen Blick verborgen. Nur hier und da läßt uns Gott Einblick tun in das Wunder, daß ein Menſch dem andern zum Segen wird. Seine Lebensarbeit war die Erziehung der ihm anvertrauten Kinder im Rettungshaus. Wo ſind ſie, die vielen, — Gott kennt ſie — die herausgeriſſen wurden aus einer Umgebung voll Sünde und unter Hausvater Buſchs Leitung ihren himmliſchen Beruf und ihre ewige Heimat fanden. Gerade deshalb, weil er die Herzen der Kinder zum Höchſten führen wollte, war er eifrig bemüht, ein tüchtiger Lehrer zu ſein. Und er war es. Meiſterhaft verſtand er es, den Stoff, den er ſich gründlich angeeignet hatte, darzubieten und einzuprägen. Es war für ihn feſtſtehend, daß kein Kind, wenn es nicht geradezu idiotiſch war, zurückbleiben dürfe. So ging er liebevoll auf jedes ein und ſuchte ihm in ſeiner Eigenſchaft gerecht zu werden. Rechnen, Geſchichte und Naturkunde waren die Fächer, für welche er die Kinder ganz beſonders zu begeiſtern verſtand. Und dann die Singſtunden. Das war beim Jahresfeſt immer eine Hauptfreude, wenn die Kinder die ſchönen alten und neuen Lieder, Choräle und Volksweiſen vortragen durften.

Neben dieser eigentlichen Arbeit hatte Hausvater Busch acht Jahre lang noch eine andere, die ihm wohl eine Fülle neuer Arbeit, aber auch unendlich viel Freude brachte. Mit dem Rettungshaus wurde eine Präparandenanstalt verbunden, in der junge Leute für die Aufnahme in ein Lehrerseminar vorbereitet wurden.

Ich habe hier und da Lehrer und Rektoren kennengelernt, die sich mir als „Buschmänner" vorstellten und mit großer Dankbarkeit von unserm Großvater sprachen.

Unser Vater hat über sein Elternhaus selbst einmal geschrieben:*)

„Der Vater (also der Hausvater W. Busch) hatte von Haus aus ein sehr heiteres, fröhliches Gemüt und konnte scherzen und lachen. Aber daneben war sein Inneres wie ein feines, zartes Instrument, außerordentlich empfindlich für Störungen. Daher kam es wohl, daß diejenigen, die ihn als Mann kannten, in dem Alter, in dem mancher Sturm über ihn dahingebraust und manche Last auf ihn gelegt war, ihn kennenlernten als einen Mann, der vorwiegend starken Ernst zutage treten ließ, und durch dessen Wesen eher ein leichter Zug der Schwermut ging. Gott hat ihn nicht nur in seinem Beruf durch schwere Aufgaben und Stunden geführt, er hat ihn auch in seinem Ehestand durch tiefe und dunkle Wasser gehen lassen. Zweimal hatte er geheiratet. Und beidemal war ihm nach ganz kurzer Zeit durch den Tod die Gefährtin entrissen worden. Da stand er einsam mit seinem Töchterlein. Sein Herz war furchtbar zerrissen; aller Mut war ihm entsunken, noch einmal an eine Verehelichung zu denken. Und doch verlangten die Verhältnisse diesen Schritt ganz gebieterisch. Wer das Anstaltsleben auch nur einigermaßen kennt, der weiß, wie notwendig das wachende und leitende Auge der Hausmutter ist. Wenn sie fehlt, dann leidet nicht nur der äußere Betrieb Schaden; auch den Anstaltskindern fehlt etwas, was durchaus zu ihrer Erziehung notwendig ist. Auch der Hausvater selbst, der täglich in schwerem Kampfe steht, braucht eine wirk-

*) „Licht und Leben", 1907 – 1908. „Zwei Brüder" von Dr. W. Busch.

liche Gehilfin. So entschloß er sich nach ernstem Gebet, um Lydia Arnold, die Tochter des Taubstummendirektors Arnold in Riehen bei Basel, zu werben. Sie gab ihm das Jawort, und im Jahre 1867 fand die Vermählung statt. Es folgte aus dieser Verbindung eine überaus glückliche Ehe. Der Vater war seiner Frau herzlich dankbar für die zarte Liebe, die sie ihm, dem von schwerer Trübsal gebeugten Witwer, entgegenbrachte. Er war ihr in seinem männlichen, ernsten Wesen ein wirklicher Halt, und, was das schönste war, es war ihm ein wirkliches Anliegen, daß sie ihre Ehe führen möchten nach des Herren Willen. Sie, die Mutter, umgab ihn mit großer Liebe, sie verstand ihn meisterhaft; auch dann, wenn dunkle Schatten ihn traurig stimmten, dann war sie es, die mit linder Hand ihn zu trösten und aufzurichten verstand. Dazu war sie, die im Anstaltsleben aufgewachsen war, eine treffliche Hausmutter.

Die neue Mutter traf ein kleines Töchterlein an. Und sie wurde ihm eine rechte Mutter. Als im Jahre 1897 diese Tochter, die die Gattin des jetzigen Missionsinspektors Mundle geworden war, sich zum Sterben fertig machte, da stand am Bett der sterbenden jungen Frau auch die Mutter, die dem Blute nach doch nicht die rechte war. Aber beide fühlten, daß der Bund zwischen ihnen fest bestand, der seine Weihe und Festigkeit von Gott selbst empfangen hatte.

Zu der Tochter kamen zwei Knaben*) hinzu. Dieses Kleeblatt der Geschwister durfte die Liebe und Fürsorge der Eltern in reichstem Maße genießen. Waren die Eltern auch reichlich viel durch ihren schweren, arbeitsreichen Beruf in Anspruch genommen, so haben sie doch immer Zeit gefunden, ihren Kindern etwas zu sein.

*) Unser Vater und sein Bruder Hans, später Pfarrer in Thüringen.

Kindheitstage.

Schön iſt's da draußen vorm Holz. Der Weg führt unten vom Tal bergan durch Gärten und Felder. Nur hier und da ein kleines, niedriges Häuschen, in dem ein Bandwirker ſeine kleine Induſtrie für ſich hat. Und jetzt ſteht vor unſerem Auge der ſtattliche Bau, das Rettungshaus. Herrlich iſt der Blick von hier oben: unten das Tal mit der Stadt, gegenüber die Höhen nach Neviges und Langenberg zu. Aber wir halten uns nicht auf. Lieber Leſer, komm mit mir in die große Küche! Ich will dir ein köſtliches Bild zeigen. Da ſteht auf der ſogenannten „Anrichte", einem niedrigen Küchenſchranke, ein kleiner Junge und iſt gewaltig am — Predigen. Die Küche wird ſeiner kindlichen Phantaſie zur Kirche, die Anrichte zur Kanzel und die treue Emilie muß die Gemeinde ſein. Und ſie hört andächtig zu, was ihr der jugendliche Pfarrer zu ſagen hat. Ahnt der kleine Wilhelm Buſch ſchon, in welch herrliches Amt ihn Gott einmal führen wird?

Ja, das iſt Vaters Heimat, das Rettungshaus dort oben. Hier iſt er geboren am 3. Juni 1868. Die Sonne kommt dahin und erhellt das Haus, wenn im Tal noch die Schatten liegen. Und Sonne liegt auch über den erſten Kindheitstagen Vaters. Da iſt die Großmutter, die von Haagen nach Elberfeld mitgezogen iſt. Auch der Großvater hat Elberfeld noch erlebt. Aber den hat man bald ins Grab gelegt. Nun hat die Großmutter ihre ganze Liebe dem kleinen Wilhelm geſchenkt. Unermüdlich widmet ſie ſich ihm, und er hat ſich ſpäter noch erinnert, wie ſie abends an ſeinem Bettchen ſaß, bis er einſchlief und den Zipfel ſeines Kiſſens ſo bewegte, als wollte ihre Liebe ihn einwiegen. Was mag die alte Frau an des Enkeleins Bett gebetet haben für ihren Liebling!

Dann iſt da die ſchon genannte Emilie, die ſo feſt verwachſen iſt mit dem Hauſe Buſch. Der iſt's am liebſten, wenn ſie bei dem Kind ſein darf. Mit herzlicher Liebe beobachtet ſie alle ſeine kleinen Fortſchritte und Heldentaten, und ſie iſt glücklich, wenn ſie jemand findet, dem ſie von ihm erzählen kann.

Gar nicht zu reden brauchen wir davon, wie vor allem Elternliebe ſein Leben hell macht. Und die Sonne und der Wald und die Vögel und noch viel anderes. O ſelig, ein Kind noch zu ſein!

Sehr früh ſchon gibt ihm ſeine Mutter Klavierſtunde. Nicht etwa, weil ſie ihn für beſonders muſikaliſch hält. Sie will ihn nur beſchäftigen. Da ſitzen ſie eines Tages und ſpielen vierhändig, die Mutter und der fünfjährige Sohn. Plötzlich bricht der Junge ab: „Mutter, du mußt mehr üben!“ Die Mutter muß herzlich lachen, aber doch zugeben, daß der Sohn die Lehrmeiſterin zu überflügeln beginnt.

Jugendzeit (bis 1882).

Der Vater*) ſelbſt verwandte große Sorgfalt auf die Erziehung ſeiner Kinder, wie er auch für das Wohl und die Erziehung der Anſtaltskinder ernſtlich Sorge trug. Das hat ſeinen Kindern tiefen Eindruck gemacht, daß ſie beiden Eltern abſpüren durften, wie es ihnen das allergrößte Anliegen war, in den Herzen ihrer Kinder wahre Gottesfurcht, rechte Jeſusliebe und aufrichtigen Abſcheu gegen die Sünde einzupflanzen. Auch iſt das Wort des Vaters in den Hausandachten und in der Schule von tiefem, nachhaltigem Eindruck geblieben. Aber mehr noch hat der fortdauernde Anſchauungsunterricht gewirkt, den beide Eltern ihren Kindern erteilten. Die Kinder ſahen es alle Tage vor Augen, daß wahres Chriſtentum keine Redensart und Phraſe iſt. Vater und Mutter ſtellten ſich ſelbſt unter die Zucht des göttlichen Wortes und Geiſtes.

Der Vater behandelte ſeine Kinder nicht gerade zart. Er verlangte unweigerlichen Gehorſam, völlige Wahrhaftigkeit und ganze Hingabe an die Pflicht. Wo ihm Widerſpruch bei Kindern in den Weg trat, da konnte er mit großer Strenge auftreten. Auch verlangte er nicht wenig von ſeinen Kindern. Und doch hatten dieſelben nicht das Gefühl, daß ſie zu ſtreng und hart behandelt würden, weil er gegen ſich ſelbſt am allerſtrengſten war. Er hat bis zu ſeinem frühen Ende das Vorbild eines Mannes gegeben, der bis zum letzten Atemzug ſeine Pflicht tut; er iſt nicht aus ſeiner Schule gewichen, bis er faſt buchſtäblich zuſammenbrach. Und das war die Haltung ſeines Lebens. Er ar-

*) Im folgenden (bis 1882) kommt Vater ſelbſt zum Wort. In „Licht und Leben", 1907/08, „Zwei Brüder", hat er eine Schilderung ſeiner Jugendzeit gegeben, die ich möglichſt unverändert (ſie iſt in der 3. Perſon geſchrieben) wiedergebe.

beitete und wirkte ohne Ermüden und ſtellte an ſich ſelbſt die allerhöchſten Anforderungen. Darum durfte und konnte er auch von andern viel verlangen. — Er wollte ſeine Kinder durchaus nicht verzärteln. Es mußte morgens ſehr früh aufgeſtanden werden. Die Kinder mußten ſich eine Zeitlang auch an den häuslichen Arbeiten in der Morgenfrühe, wie Feueranmachen, Stiefelputzen beteiligen. Er war überhaupt ſehr darauf aus, daß ſeine Kinder ſich ſelbſt bedienen lernen ſollten. Das iſt ja eine große Gefahr der Anſtalten, daß die Anſtaltsleute, auch die Kinder der Hauseltern, viel zu ſehr an Bedienung gewöhnt werden, weil eben ſo viele Arbeitskräfte da ſind. Die Mahlzeiten wurden gemeinſchaftlich mit der ganzen Anſtaltsfamilie eingenommen. Da konnte es der Hausvater vor allem nicht leiden, wenn ſeine Kinder am Eſſen herumnörgelten und dieſes und jenes nicht eſſen wollten. Sie ſollten ſich daran gewöhnen, jede Speiſe mit Dankſagung als Gottes Gabe zu genießen. Dem Erzähler iſt's einmal dabei ſchlimm ergangen. Auf dem Tiſch ſtand ein friſches, ſchönes Rübſtielgemüſe, wie es im bergiſchen Land viel gegeſſen wird. Dem Buben paßte das nicht; er meinte, Rübſtiel könne man nicht eſſen. Er dachte, es habe niemand geſehen. Aber des Vaters ſcharfes Auge hatte die Sache beobachtet. Doch er ſagte nichts. Als der Bube um 4 Uhr aus der Schule kommt und frohgemut zum Kaffeetiſch eilt, was ſteht auf ſeinem Tiſch: — o Schrecken! — ein Teller mit Rübſtiel. Noch einmal war das Büblein zu eigenſinnig, um einfach im Gehorſam zu eſſen; es wendet noch einmal dem Tiſch den Rücken: lieber keinen Kaffee trinken, als Rübſtiel eſſen. Und was geſchieht? Beim Abendbrot ſteht der Unglücksteller noch einmal da. Jetzt wird's dem Büblein doch zu bunt. Feſt und entſchloſſen nimmt es ſeinen Löffel und würgt das verhaßte Gemüſe hinunter.

Vater Buſch verzärtelte auch in dem Stück ſeine Kinder nicht, daß er ſie in ihrer freien Zeit, welche ihnen nach Anfertigung der Schularbeiten noch übrig blieb, mit aller Arbeit verſchont hätte. O nein, im Gegenteil; ſie ſollten genügend Zeit haben zu frohem, freiem Kinderſpiel; aber daneben ſollten ſie doch auch lernen, daß die Zeit nicht zum Vertändeln da iſt, ſondern

daß ſie eine koſtbare Gnadengabe Gottes iſt, die man recht fleißig und treulich ausnutzen ſoll. Die Anſtalt hatte einen großen Garten, der großer und eingehender Pflege und Bearbeitung bedurfte. Der Vater hatte an ihm ſeine helle Freude, und er, der frühere Gärtner, ſetzte ſeine Ehre darein, einen recht ſchönen Garten mit reichem Gemüſe- und Obſtertrag zu haben. Die Kinder der Anſtalt mußten die Gartenarbeit tun, und ſeine eigenen Kinder mußten auch die Arbeitsſchürze anziehen und helfen beim Graben, Jäten und all den verſchiedenen Geſchäften, wie ſie der Garten bringt. Auch aufs Feld ging's hinaus. Wie war's doch ſo ſchön, wenn im Herbſt die Kartoffeln geerntet wurden. Die Kinder durften dann zur Erhöhung der Arbeitsfreudigkeit ſelbſt in einem Feuer Kartoffeln braten. Arbeit gab's in Hülle und Fülle, und der Vater hat's ſeinen eigenen Kindern nie erlaubt, ſich an derſelben vorbeizudrücken. Der Sohn weiß jetzt ganz gut, daß keine Arbeit den Menſchen ſchändet; aber damals kam es ihm doch manchmal wie eine große Zumutung vor, daß er, der würdige Herr Gymnaſiaſt, mit der Hacke auf der Schulter aufs Feld ziehen ſollte. Ja, er war ſo töricht, wenn in der Nähe des Feldes Mitſchüler vorbeigingen, ſich irgendwo zu verkriechen, um nicht von ihnen geſehen zu werden. Da wird ſchon in der Jugend ſo recht die Torheit des menſchlichen Herzens offenbar. Mancher Dinge, die für jeden eine Ehre ſind, ſchämt man ſich; aber mancher Dinge, die Sünde ſind, ſchämt man ſich nicht.

Die Kinder beſuchten natürlich, ehe ſie in die höhere Schule kamen, die treffliche Anſtaltsſchule des Vaters. Und hier war er wieder weit entfernt, ſie den Anſtaltskindern vorzuziehen. Ja doch, in der Weiſe zog er ſie vor, daß er an ſie doppelte Anforderungen ſtellte und mit doppelter Strenge einſchritt, wenn ſie ſich faul oder unaufmerkſam zeigten.

Wenn es galt, eine Pflicht zu erfüllen, kannte er keine Schonung. Eins ſeiner Kinder hatte einmal vergeſſen, ſeine Schularbeiten ganz fertigzumachen und war zu Bett gegangen. Als der Vater nach Hauſe kam und in gewohnter Treue die Schularbeiten durchſah, fand er das Verſäumnis. Ohne ſich zu beſinnen, holte

er den kleinen Faulenzer wieder aus seinem Bette. Erst nachdem der seine Pflicht getan hatte, durfte er wieder ins Bett schlüpfen.

Der Vater wollte seine Söhne gern studieren lassen. Aber nicht um jeden Preis. So sagte er einmal zu seinem Sohne: „Du darfst lernen, so viel du willst; ich gebe dir gerne Gelegenheit dazu. Aber wenn du keine rechte Lust hast und im Gymnasium nicht richtig vorwärts kommst und so gar nichts Rechtes lernst, dann wirst du lieber ein recht geschickter Kesselflicker. Der leistet wenigstens etwas." Das war ihm bitterer Ernst. So hat er es seinen Kindern unverlierbar eingeprägt: Nicht darauf kommt's an, w a s man ist, sondern w i e man ist.

Vor allem war es dem Vater darum zu tun, daß seine Kinder nicht über ihren Stand hinaus erzogen wurden. Sie sollten sich dessen bewußt bleiben, daß sie in einer Anstalt aufwuchsen, welche der Not dienen wollte, und sollten es schon in ihrer Jugendzeit begreifen lernen, was es heiße, sich herunterhalten zu den Niedrigen. Deswegen sah er es gar nicht gern, wenn seine Kinder Freundschaften mit Kindern aus reichen Häusern pflegen wollten. Es kam ihm so vor, als könnten ihnen in solchem Umgang allerlei Wünsche geweckt werden, die sie nicht befriedigen könnten, und das würde sie dann unzufrieden machen.

In der Kleidung sollten seine Kinder durchaus keinen Luxus treiben, und er machte es ihnen ganz offen klar, daß es gar keine Schande wäre, wenn man es ihnen ansähe, daß sie aus einfachen Verhältnissen stammten.

Er hat seinen Kindern dabei viel zugemutet. Einiges Ergötzliche sollen die Leser davon zu hören bekommen. Da schenkte einmal ein alter, reicher Kaufherr einen Überzieher, der aus dickem, schwerem Stoff gemacht war. Der Stoff war unverwüstlich gut, so daß er fast wie neu war, aber der Schnitt gehörte längst vergangenen Zeiten an. Zudem war der Rock nicht für einen Knaben, sondern für einen alten Herrn gemacht. Unglückseligerweise paßte der Mantel einem der Söhne des Hausvaters wie angemessen. Flugs hieß es: „Den kannst du gut tragen!" Das Söhnlein wagte es nicht, sich direkt gegen solches Ansinnen zu wehren, aber es tat doch, was es konnte, um nicht in diesem

gefürchteten Rock herumlaufen zu müſſen. Es fand wunderbarerweiſe bis tief in den Winter hinein das Wetter immer noch wunderſchön warm, ſo daß man keinen Überzieher brauche, ſelbſt dann noch, als ſchon Schnee fiel. Aber was half's? Schließlich mußte es ſich, wenn auch mit großem Widerwillen, doch dazu bequemen, in das ſchreckliche Kleidungsſtück hineinzuſchlüpfen. Nun, ſchwer war's, und es war dem Buben, als er in dem Mantel zum erſtenmal die Straße betrat, als müſſe er Spießruten laufen; aber vorübergegangen iſt's doch und hat vielleicht den Nutzen gebracht, daß der Knabe ſich im Gehorſam übte. Doch müſſen wir offen geſtehen, daß man in dem jugendlichen Alter noch ein gutes Stück Weg entfernt iſt von dem Verſtändnis des bekannten Terſteegenſchen Wortes: „Geht's der Natur entgegen, ſo geht's gerad und fein."

Noch ein anderes ähnliches Erlebnis mußte dasſelbe Büblein machen. Die Schüler des Gymnaſiums, welches der Knabe beſuchen durfte, trugen bunte Mützen. Jede Klaſſe hatte ihre beſondere Farbe. Natürlich wünſchte ſich auch der kleine Sohn ſehnlichſt ſolch eine Zier ſeines Hauptes. Aber der Vater war andern Sinnes. Er hielt die bunten Mützen überhaupt für gänzlich unnötig und meinte, das Tragen derſelben fördere nur die Eitelkeit. Auch ſei es gar keine Schande, wenn man ſeinem Sohn anſehe, daß er aus dem Rettungshaus komme. Deshalb ſolle ſein Sohn nur ruhig gerade ſo eine ſchwarze Tuchkappe tragen, wie ſie die Anſtaltskinder auch trugen. Das war dem hochmütigen Sinn des Knaben eine überaus bittere Pille; aber was half's, die ſchwarze Kappe mußte getragen werden. —

Ich muß jetzt oft denken, es ſei mit dem Tragen der Tuchkappe gegangen gerade wie mit dem Bezeugen des Chriſtentums vor der Welt. Die Leute ſehen's ein paar Tage an, lachen darüber, und dann werden ſie's gewöhnt und laſſen den Spott. Und je freier man ſeinen Glauben bekennt, deſto eher hört der Spott auf. — Als unſer Büblein ein Jahr in der hohen Schule war, da erwachte doch einmal wieder der Hochmut. Es hat gemeint, es könne wirklich die Tuchkappe nicht mehr tragen, und es hat dem Mütterlein angelegen, es ſolle doch ſorgen, daß es doch

wenigſtens, wenn es ſchon keine bunte Mütze bekomme, einen Hut tragen dürfe. Die Mutter hat, wie es ſcheint, ein Einſehen mit der Not ihres Sohnes gehabt und hat es wirklich ſo weit gebracht, daß der Vater dem Sohn die Erlaubnis gab, einen hübſchen ſchwarzen Filzhut zu tragen. Stolz zog der Kleine damit ab; aber er hatte kein Glück dabei. Schon am zweiten Tage fand er, als er aus der Klaſſe kam, draußen an der Stelle, wo ſein funkelnagelneuer Hut gehangen hatte, einen alten, ſcheußlich ſchmutzigen hängen. Offenbar iſt jemand von der Straße hereingekommen und hat den neuen mitgenommen. Das Büblein geht ganz betrübt mit ſeinem alten, beſchmutzten Hut heim. Als der Vater es hört, da lacht er und ſagt: „Ja, hätt'ſt du mir gern gefolgt und hätteſt deine ſchwarze Kappe aufgeſetzt! Die hätte dir kein Menſch geſtohlen!“ — Der Bub hat am nächſten Tag mit wahrem Ingrimm die ſchwarze Kappe wieder hervorgeſucht. Aber jetzt, da er groß geworden iſt, denkt er oft, daß Gott ihm damals an dieſer kleinen Sache hat zeigen wollen, daß kein Segen darauf ruht, wenn man nicht ganz völlig und willig gehorſam iſt.

Ja, die Eitelkeit und alles äußerliche Weſen wurde gründlich ausgetrieben. Es war ſelbſtverſtändlich, daß der Anſtaltsſchneider die Kleider machte. Der hatte nicht immer den neueſten Schnitt und die neueſten Muſter. Da war einer, der machte ganz unglaubliche Beinkleider, weit und groß, daß zwei drin hätten wohnen können. Gerade und ungeſchlacht hingen die Hoſenbeine am Körper herunter. Aber getragen wurden dieſe Hoſen doch und waren gut genug zu fröhlichem Jugendſpiel und zum Zerreißen.

Dieſe ganze Kleidergeſchichte iſt nicht unwichtig. Es iſt doch herzerfriſchend, wenn man einen Mann trifft, der ſeinen Kindern es beibringt, daß nicht Kleider den Menſchen machen, ſondern daß es darauf ankommt, daß der Menſch etwas wird und etwas leiſtet. Das war den Kindern des Rettungshausvaters nicht immer ganz angenehm, aber ſpäter haben ſie es ihm gedankt.

*

Wir haben bisher ſo vieles erzählt von den Anforderungen, die Hausvater Buſch an ſeine Kinder ſtellte, ſo daß es faſt den

Anſchein erwecken könnte, als hätten dieſe nur ſeinen Ernſt und ſeine Strenge zu ſchmecken bekommen. Wohl verlor der Sohn etwas an Vertrauen zum Vater. War er doch zu jung, um auch in dieſer Art der Erziehung die unendliche Vaterliebe ganz zu verſtehen. Aber es gab helle Lichtpunkte auch in dieſen Jugendtagen. Der Vater wußte ſchöne und reiche Freuden zu machen. Schon das liebevolle Intereſſe, mit welchem er ſeine Kinder bei ihren Arbeiten verfolgte, ließ ſie etwas merken von der Vaterliebe. — Im Garten pflanzte er am Geburtstag eines jeden Kindes ein Bäumlein. Welche Freude, wenn ein jedes von ſeinem Bäumlein eigene Früchte ernten durfte. Köſtlich waren die Hausandachten, bei denen die ganze Anſtalt zuſammenkam. Da ſaß der Hausvater früh am Morgen inmitten der großen Hausgemeinde. Und nun fing er nach Geſang und Gebet an, den großen Reichtum des göttlichen Wortes auszulegen. Da wurden die Menſchen der Bibel lebendig vor den Seelen der Kinder. Beſonders die Geſtalt Jeſu wurde vor die Augen gemalt und ſein Heilswerk und ſeine Stellung als Erlöſer und Verſöhner klar dargeſtellt.

Beſonders ſchön war auch der Sonntag. Den verlebte die ganze Hausgemeinde zuſammen. Am Vormittag ging's zum Gotteshauſe; am Nachmittag zog alles in den Wald hinaus. Fröhlich wurde geſpielt und getollt. Und dann kam das herrlichſte: Da lagerte ſich alles um den Hausvater ins Gras, und dann fing er an zu erzählen. So fein konnte es keiner mehr. Einmal läßt er Helden aus der Vergangenheit aufſtehen. So lebendig weiß er zu ſchildern, daß man alles vergißt und mit dem Helden durch die weite Welt zieht und ſeine Abenteuer miterlebt. Ein andermal wird eine Reiſe gemacht — in Gedanken natürlich. Und doch iſt's, als ob man alles miterlebte. Als der Sohn zum erſten Male auf dem Turme des Stephansdomes in Wien ſtand und ſein entzücktes Auge über die große Kaiſerſtadt und ihre ſchöne Umgebung ſchweifen ließ, da war es ihm, als habe er das alles ſchon einmal geſchaut. Und da fielen ihm jene Sonntag-Nachmittage ein. Ja, da hatte man im Geiſt den Stephansdom beſtiegen und Wien geſehen; da war die Geſtalt des mutigen

Rüdiger von Starhemberg, des tapferen Türkenkämpfers, lebendig geworden. Und als er zum erſten Male Salzburg und das Salzkammergut mit all' ſeiner Herrlichkeit ſchaute, da war es ihm, als grüße er bekanntes Land. Ja, von den Höhen und von den Seen hatte der Vater ſeinen Kindern erzählt, daß ſie dieſelben faſt vor ſich geſehen hatten. — Ja, ſchön waren die Sonntage!

Und ganz beſondere Freuden waren die Ausflüge. Der Vater machte mit ſeinen Kindern gern große und kleine Fahrten ins Land hinaus. Dabei richtete er es meiſt ſo ein, daß man die Häuſer von chriſtlichen Freunden beſuchte. Es war ihm ſelbſt ein Bedürfnis, mit gläubigen Leuten Gemeinſchaft zu pflegen, und ſeine Kinder ſollten auch in ſolchen Häuſern und Familien bekannt werden, in denen man Chriſtum liebte. Das iſt dieſen ein Segen geworden, daß ſie lebendigen Anſchauungsunterricht davon empfingen, daß es eine Gemeinſchaft gibt, welche die Herzen feſter verbindet, als irgend welche freundſchaftliche und verwandtſchaftliche Beziehung, nämlich die Gemeinſchaft im Namen des für uns geſtorbenen und auferſtandenen Heilandes.

Auf dieſen Reiſen hatten die Kinder die Gelegenheit — und das iſt nicht zu unterſchätzen —, die weitgehende Gaſtfreundſchaft mancher Chriſtenhäuſer zu ſehen und kennenzulernen. Es gab manch ſcherzhaftes Reiſeerlebnis auch bei dieſen Fahrten. Und die Eltern hatten volles Verſtändnis dafür, daß Kinder nicht immer ſo geſetzt und würdig ſein können, wie die Alten. Dem Sohn iſt ein kleiner Vorgang unvergeßlich geblieben. Da ging die Reiſe zu einem weithin bekannten Hauſe, in welchem ein lieber Vater in Chriſto eine offene Tür für alle Kinder Gottes hatte. Sein freundliches Angeſicht und ſein liebreiches Weſen, mit dem er die Beſucher empfing, hat den Kindern ſehr wohl gefallen, und ſie ſaßen eine Weile ganz ruhig und geduldig dabei, als die Alten im Zimmer allerlei Erfahrungen und Erlebniſſe miteinander austauſchten. Aber noch beſſer gefiel es ihnen, als der liebe Hausherr ſie zu einem Streifzuge durch den Garten und durch die Stallungen aufforderte, indem er ihnen zugleich die Erlaubnis gab, von all' den reifen Früchten im Garten nach

Herzensluſt zu ſchnabulieren. Das brauchte man ihnen nicht zweimal zu ſagen: es wurde tüchtig geſchmauſt an den Johannisbeerſträuchern. Schließlich entdeckte der älteſte Bruder einen Ziegenſtall, in welchem zum Entzücken der Kinder eine muntere Ziege ſtand. Sofort wurde mit ihr ein heiteres Spiel begonnen. Sie machte außerordentlich komiſche Bewegungen, wenn die Kinder auf ſie zugingen: ſie ging gravitätiſch einige Schritte zurück und ſtieß dann nach allen Seiten mit ihren Hörnern in die Luft. Aber bald wurde das heitere Spiel jäh geendet. Die Ziege ging auf einmal zum Angriff über, machte einen großen Satz vorwärts: die Kinder wichen entſetzt zurück, und — o Graus! — dem einen Knaben verſchwand plötzlich der Boden unter den Füßen; es war in der Ecke eine Grube, die er nicht geſehen hatte, und da ſtand er nun beinahe bis an den Hals in einer ſchmutzigen, übelriechenden Flüſſigkeit. Man kann ſich denken, wie ſein heller Sommeranzug ausſah, als er ſich herausgearbeitet hatte und mit langſamen Schritten wie ein ertappter Verbrecher dem Hauſe zuging, einen Streifen von Schmutz hinter ſich her zurücklaſſend. Er dachte mit Entſetzen, was nun wohl die freundlichen Gaſtgeber ſagen würden, und ſchämte ſich bis in den Grund ſeiner Seele. Aber, ſiehe da, ſie fanden kein Wort des Vorwurfs; ſie mochten wohl ſpüren, daß es dem Knaben ſelbſt am ärgſten war, daß ihm dies Unglück paſſiert war. Er wurde ſchnell entkleidet und ins Bett geſteckt; die Kleider wurden in großer Geſchwindigkeit gewaſchen und getrocknet, und nach ein paar Stunden konnte er fröhlich wieder herumſpringen. Wenn ich an dieſes Erlebnis zurückdenke, dann iſt mir immer wieder beſchämend die freundliche Geduld der lieben Freunde, und ich muß denken, ich möchte es auch lernen, mit Kindern ſo geduldig nach Jeſu Art umzugehen. Man ſollte doch bei ihnen nur ſtrafen, was wirklich Sünde und Unrecht iſt. Dem kleinen Jungen hat die nachſichtige Güte jener lieben Leute einen viel, viel tieferen Eindruck gemacht als die heftigſte, eindringlichſte Strafpredigt.

Eine beſondere Freude war es, wenn der Vater eins der Kinder zu einer Rheinreiſe oder zu einer Reiſe nach der ſüd-

deutſchen Heimat mitnahm, oder auch, wenn er alle Jahre einmal mit Frau und Kindern nach Köln fuhr, um den Rheinſtrom, den Dom und den Zoologiſchen Garten zu ſehen. Wie war er da ſo fröhlich und vergnügt im Kreiſe der Seinen. Es war, als ob ſich ihnen ſein Herz beſonders aufſchlöſſe und als ob er ſie ſeine Liebe beſonders ſpüren laſſen wollte.

Ja, es war auch viel Sonne in dieſen Jugendtagen."

Soweit gehen die Aufzeichnungen unſeres Vaters. Aus dem, was er hier erzählt und wohl auch ſonſt mitteilte, gewinnt man den Eindruck: Jene erſten Lebensjahre waren wohl recht ſtreng, aber auch überaus reich. Die Eltern lebten mit den Kindern und erſchloſſen ihnen alles Schöne und Große. Sie halfen ihnen, die Schönheit der Schöpfung und die Gewalt der Geſchichte zu ſehen, und ſie öffneten ihnen vor allem den Blick für den lebendigen Gott und für den Reichtum ſeines Wortes.

*

„. . . Alles Ding währt ſeine Zeit . . ." Auch dieſe Kinderzeit fand ein plötzliches Ende. Todesmatt kommt der Vater eines Tages aus ſeiner Schule. Er muß ſich legen, um nie wieder aufzuſtehen. Vierzehn Tage lang dauert das furchtbar ſchwere Leiden. Durch tiefe Täler körperlicher Qual geht's hindurch. Aber über all' dem ſteht feſt und fröhlich die Gewißheit:

Auf Gott ſteht mein Vertrauen,
Sein Antlitz will ich ſchauen,
Wahrlich durch Jeſum Chriſt,
Der für mich iſt geſtorben,
Des Vaters Huld erworben,
Mein Mittler er auch worden iſt.
Drauf will ich fröhlich ſterben,
Das Himmelreich erwerben,
Wie er mir's hat bereit't.

Am 6. November 1882 ſchloß der müde Streiter die Augen zur letzten Ruhe.

Damit hatte für unſern Vater die Kindheit ein Ende. Ein neuer Lebensabſchnitt begann.

Konfirmation.

Dem Baum war die Krone ausgebrochen. Vaterlos war die Familie geworden. Es iſt nicht zu ſagen, wer am meiſten verloren hatte: die Hausmutter, der der Lebensgefährte ſo ſchnell entriſſen war, die Kinder, die Waiſen waren in früher Jugend, oder die alte Großmutter, die nun auch noch den Sohn überlebte. „Betet für mich! Über meine Zukunft iſt noch alles dunkel," ſchrieb die Witwe in jenen Tagen. Und doch leuchtete in all' das Dunkel hinein die fröhliche Gewißheit:

„Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit."

Wie ſie es lernten, ſich dazu durchzuringen, davon gibt ein Brief der Witwe an ihre Mutter ergreifend Zeugnis: „Es kommt mir jetzt vor, als ſei mir mein Treueſter im Sturm fortgenommen. Es iſt mir zu Mute, als ſollte alles, auch die Zeit, mit ſtille ſtehen — und doch geht alles, auch die Zeit, unerbittlich voran, und man muß unerbittlich mit voran. Unſere Kinder üben ihre Weihnachtslieder, ich muß dem Hauſe, den Kindern wieder etwas ſein, mich allmählich wieder um dies und jenes kümmern, und das alles mit dem ſchwerverwundeten, zerriſſenen, ſich faſt verblutenden Herzen! Wenn ich auf mich ſehe, ſo wird's mir mit jedem Tage ſchwerer, das Vermiſſen immer noch empfindlicher, der Schmerz immer brennender. Ich ringe danach, mich innerlich anzuklammern an des Herrn Wort und Verheißung, an alles, was mir mein Gott ſein will, und nach ſeiner Gnade auch ſchon iſt. Aber ich liege tief gebeugt und geknickt im Staube. Es iſt mir alles für dieſe Erde genommen. — Alles erkaltet. — Er iſt der Herr. Dies eine Wort tönt durchſchlagend in meinem Innerſten immer wieder. Er

hat seinen müden Knecht abgelöst, zur ewigen Ruhe heim gebracht. Er hat ihn vollendet, herrlich gemacht! Ins Unsichtbare hinein hat unser lieb' Mütterchen, glaub' ich, helleren Blick. Sie denkt mehr und lebendiger als ich an des teuren Vollendeten Seligkeit, Wonne und Freude. Sie hofft ihm jetzt auch zuerst — möglichst bald — nachzugehen, — heim! Ja, wohl ist das Schwert durch ihre Seele gegangen und hat tief eingeschnitten, und doch richte ich mich oft an ihr auf. Sie ist mir mit ihrem Ewigkeitsblick zum Segen und Trost . . . (Nach eingehendem Bericht über die Krankheitstage.) . . . Wir sprachen ihm ein kräftiges, kurzes Gotteswort vor, worauf er meist, wenn's die Schwäche erlaubte, mit gefalteten Händen „Amen" sagte. Sonntag abend sagte er: „Ich muß mich noch recht sammeln in meinem Gott," bald darauf: „Ich bleibe jetzt nicht mehr lange hier, ich gehe heim." In der Mitte der Nacht ward ihm ein Labetrank gereicht mit der Bemerkung: „Hier ist eine Erquickung." Darauf sagte er: „Die größte Erquickung ist die Vergebung der Sünden in Christo." Das Atmen wurde immer schwerer . . . und es kam der letzte Kampf, bis der triumphierende Geist sich löste von der armen, schmerzdurchwühlten Leibeshülle. Dabei standen wir alle unter dem tiefen Eindruck: Er ruht in seinem Gott. Mit sterbenden Lippen sagte er die Worte: „Meinen Jesum laß ich nicht," und „O daß ich tausend Zungen hätte." Und zu mir gewendet mit seinen Augen: „Sag mir's einmal," worauf ich ihm den ganzen Vers vorsagte. Der Herr sei gelobt für alle, seinem treuen Knechte bewiesene Gnade und Treue und für alles unaussprechliche Gute, was er durch ihn auch mir zugewendet hat! Er erbarme sich unser und lehre mich den Segen des vollendeten teuren Vaters im Ernst mit meinen Kindern zu bewahren und festzuhalten. O, wie ist es mir ein Anliegen, wir möchten in seinem Sinn und Geist dem Herrn nachwandeln durchs Tränental zur herrlichen Vollendung! . . ."

*

Wenn ein Kind Gottes stirbt, dann spüren wir die unsichtbare Welt so nahe. Davon hatte auch Vater mit seinen Ge-

ſchwiſtern Eliſabeth und Hans etwas erfahren in dieſer Zeit. Daher kam's, daß Vater mit ganz anderer Empfänglichkeit, als ſonſt Knaben in dieſem Alter ſie haben, die Konfirmation erlebte, die bald nach dem Tode ſeines Vaters ſtattfand. Man findet nicht allzu häufig Menſchen, die ihrer Einſegnung entſcheidende Eindrücke verdanken. Hier aber war es ſo. Vater hatte nun aber auch einen Konfirmator, der es verſtand, in das offene Herz des Knaben guten Samen zu ſtreuen. Das war Paſtor Barner in Elberfeld, einer der vielen geſegneten Gottesmänner, die dem Wuppertal geſchenkt wurden.

Er ſtammte aus Württemberg. Sein Vater war Lehrer und Hausvater am „Armenhaus" in Kornthal. Das iſt das erſte Haus, das — vor Wichern noch — arme Kinder aufnahm. Seine Mutter ſtammte aus dem Hauſe Kullen in Hülben, einer Familie, deren Name bei den ſüddeutſchen Gemeinſchaften einen guten Klang hat. Paſtor Barner war einer jener alten Theologen, auf die Württemberg mit Recht ſtolz iſt. Vom Elternhaus brachte er große Bibelkenntnis mit auf die Univerſität, und nach der gründlichen Schulung auf den niederen theologiſchen Seminaren und im „Stift" (eine württembergiſche Stiftung, durch die begabte junge Leute ganz frei und koſtenlos ſtudieren können) machte Barner ein ſolch' gutes Examen, daß er ſpäter in Württemberg Prälat geworden wäre. Aber auf einer Studienreiſe kam er auch ins Wuppertal, und die Elberfelder wählten ihn zu ihrem Paſtor. Barner war ein ganz beſonderer Prediger. Er hatte eine ſprudelnde Beredſamkeit; aber es waren nicht Worte, die den Hörer erfaßten. Es war der heilige Geiſt, der das Wort Gottes ſo klar und hell aufgeſchloſſen hatte, daß einem das Herz aufging. So hatte er auch die Gabe, ſeinen Konfirmanden Gottes Wort lieb zu machen und ſie in der Erkenntnis zu fördern. Sein ſtarker Glaube hatte etwas Übermütelndes für ſeine Konfirmanden. Dieſer Mann mußte das Herz der Kinder bewegen.

Er hat auf Vater großen Einfluß gehabt. Nicht nur durch die Unterrichtsſtunden, auch durch das Bibelkränzchen, in dem er Schüler des Gymnaſiums ſammelte.

Der Konfirmationstag iſt Vater immer wichtig geweſen.

Er bekam den Spruch: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott! Ich ſtärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit“ (Jeſ. 41, 10). Der Inhalt dieſes Wortes gab ihm kraftvolle Gewißheit, und er hat ſein Leben auf dieſe Gewißheit geſtellt. Auf ſeinem Grabſtein ſteht dies Wort eingemeißelt. So hat er's ſich gewünſcht, als es zum Sterben ging. Er wußte ſein Leben umſpannt von dem fröhlichen Troſt dieſer göttlichen Zuſage.

Die babyloniſche Gefangenſchaft.

Das Rettungshaus brauchte einen neuen Hausvater. Da hieß es nun, die liebgewordene Heimat verlaſſen. „Scheiden tut weh.“ Die Sehnſucht nach der verlorenen Heimat iſt einer der tiefſten Klänge in unſerem Volkslied: „O wie liegt ſo weit, was mein einſt war.“

Ein Vöglein war ich im Traum,
Zur Heimat flog ich aus;
Da fand ich umgehau'n den Baum
Und abgebrannt das Haus.
Die Lieben war'n gezogen weit,
Weit wohl übers Meer.
Da bin ich fortgeflogen,
Hatt' keine Heimat mehr.

Auseinandergehen mußten ſie, die doch ſo ſehr zuſammengehörten. Die Hausmutter bekam eine neue Arbeit. Sie zog mit der Tochter Eliſabeth nach Süddeutſchland, wo ſie in Riehen bei Baſel die Leitung des „Klöſterli“, eines Damenſtifts, übernahm. Die alte Großmutter ging zu ihrem andern Sohn Konrad in das Miſſionshaus, Johannes wurde im Knabenhaus in Kornthal untergebracht, und unſer Vater fand Aufnahme bei einem Freund der Familie in Elberfeld, Dr. Hammerſchmid. In großer Liebe nahm ſich dieſer des verwaiſten Knaben an, und er iſt ihm ein wirklicher Freund geworden. Auch ſpäter, als Vater in Elberfeld Pfarrer war, zählte „Onkel Hammerſchmid“ zu den nächſten Freunden des Hauſes. Er war alſo ein Mann, der Liebe geben konnte. Und doch nennt Vater jene Zeit mit grimmigem Humor ſeine „babyloniſche Gefangenſchaft“. Und die Begründung für dieſen Namen? Da ſchreibt er einmal: „Es iſt zwar hier alles ganz ſchön und gut und lieb. Aber wenn

man die Mutter nicht bei ſich hat, iſt doch alles öde und leer." Mit ganzem Herzen hängt der Fünfzehnjährige an ſeiner Mutter. In den Briefen aus jener Zeit ſpiegelt ſich die Liebe in köſtlicher Weiſe: „Meine liebe, liebe Mama. Recht oft wird mir das Herz ſchwer, wenn ich an Dich denke. Wie oft wünſche ich, bei Dir zu ſein. Ich will den Heiland recht für Dich bitten." Als der Plan auftaucht, daß er zu ſeiner Mutter ziehen ſoll, behandelt er in einem Brief vom Dezember ſchon ausführlich die Reiſe, die — im April des folgenden Jahres ſein ſoll. Er kann's gar nicht mehr abwarten. „Wenn ich doch einmal wieder Dein liebes Geſicht ſehen könnte! Aber ich freue mich ſchrecklich, daß es nicht ſo lange dauert." „. . . Am erſten Weihnachtstag bin ich bei B.'s. Im Geiſte bin ich bei Dir und beim ſel. Papa . . ."

Der Sohn fühlt ſich recht verantwortlich für die Mutter: „. . . Zunächſt muß ich dir einige ernſte Mahnungen zukommen laſſen. Ich hab nämlich gehört und nun aus Deinem Brief erſehen, daß Du Deine alten Torheiten wieder machſt, nämlich das lange Sitzen in die Nacht hinein und Briefe ſchreiben. Dann kannſt Du Deine Kopfſchmerzen ja natürlich nie loswerden. Bitte, tue mir doch den Gefallen und mache Deine Schreibereien bei Tage ab und laß doch der Nacht ihre urſprüngliche Beſtimmung, nämlich zum Schlafen! Ich treffe ja ſonſt, wenn ich komme, eine kranke Mama an, und ich möchte Dich ſo gern geſund in die Arme ſchließen können . . ." Ob die Mutter den wohlgemeinten Rat ihres Sohnes annahm, weiß ich nicht zu ſagen.

Auch zu den Geſchwiſtern blieb die herzliche Zuneigung. Immer wieder erkundigt er ſich in ſeinen Briefen nach dem Bruder Johannes, der in Kornthal im Knabenhaus iſt. „Haſt Du Nachricht von Hans? Hoffentlich hat er nicht ſo ſtarkes Heimweh?" Er hatte es wohl ſelber, als er's ſchrieb, und wollte doch das Brüderlein recht fröhlich wiſſen. Wie iſt er traurig, als er hört, Hans ſei krank geworden. Er freut ſich brüderlich an der Geneſung, er nimmt fröhlich Anteil an dem guten Schulzeugnis und iſt ganz beſonders beglückt, wenn „der kleine Schlingel" einmal einen Brief losläßt. Er hat ſeinen Spaß an der

Originalität dieſer Briefe. Köſtlich berichtet er einmal davon: „. . . Hans hat nach Barmen einen gelungenen, ſalbungsvollen Brief geſchrieben. Er ſchreibt wie ein alter Großvater, z. B. unter anderm: Liebe Tante, der Herr ſei mit Dir; er lenke Dich in die rechten Bahnen.“ Und dann am Schluſſe ſchreibt er vier Liedverſe ab. Iſt das nicht gediegen? Großmütterchen hatte koloſſalen Spaß an dem Brief . . .“

Mit ganz beſonders herzlicher Liebe dachte Vater an ſeine Schweſter Eliſabeth. Die war ja zuerſt mit der Mutter nach Riehen gezogen, kam aber bald darauf fort nach Straßburg. Die drei Geſchwiſter haben wohl die Trennung ſchwer empfunden. Aber es iſt erfriſchend, in den alten Briefen zu leſen, wie durch alle Wehmut kindliche Fröhlichkeit durchbricht: „. . . Grüße Eliſabeth von mir und gib ihr 1 000 000 000 Küſſe von mir; d. h. Herzensküſſe, ſonſt gibt's ein Loch in ihre roſigen Wangen.“

Es war eine ſchwere Zeit, die „babyloniſche Gefangenſchaft“. Wohl umgibt ihn viel Liebe in der neuen Heimat, wohl hat er manch ſchöne Stunde bei dem Onkel Konrad Buſch im Miſſions-Kinderhaus oder bei dem Großmütterlein, das alle Freuden und Leiden mit dem Knaben trägt. Wohl ſind da viele Freunde und Verwandte, die ſich ſeiner annehmen. Aber das alles erſetzt nicht den Vater und das verlorene Elternhaus. „. . . Ich muß ſo viel an den Tod von Papa denken,“ das kehrt immer wieder in ſeinen Briefen. Mit der Mutter weiß er ſich eins im Schmerz um den Heimgegangenen. Er ſchreibt ihr in einem Geburtstagsbrief: „. . . Die Hauptſache fehlt bei unſern Feſten, der liebe, ſel. Papa. Ob er wohl am Samstag auch im Himmel an Dich denkt? Möge doch ſein Segen auf uns ruhen! Doch ich will Dich nicht traurig machen, liebe Mama, denn wir wiſſen, daß es der liebe Papa jetzt beſſer hat, und wir wollen den Heiland recht bitten, daß wir einſt wieder mit ihm vereint werden . . .“

*

Die Zeit in Elberfeld war ausgefüllt mit ernſter Arbeit. Das Elberfelder Gymnaſium ſtellte große Anforderungen an ſeine Schüler. Dazu kam noch ein anderes. Vater wollte gern nach Lörrach ziehen. Das iſt nicht weit von Riehen. Da war er

der Mutter näher. Aber das dortige Gymnaſium hatte andere Verſetzungszeiten. Und er mußte ein halbes Jahr überſpringen, wenn er dort eintreten wollte. Da hieß es nun ſelbſtändig arbeiten, um die Aufnahmeprüfung zu beſtehen. Als er dann noch Privatſtunden an jüngeren Schülern übernahm, um ſich ein wenig Taſchengeld zu verdienen, da wurde es manchmal faſt zu viel für den Knaben. Faſt täglich ſaß er bis ſpät in die Nacht hinein über ſeinen Büchern. Damals hat er ſich ein Augenleiden zugezogen, das ihm lange Zeit zu ſchaffen gemacht hat.

*

Mit all dem Erzählen iſt das Beſte jener Zeit noch nicht geſagt. Im Scherz hatte er jener Zeit den Spitznamen gegeben. Er ahnte wohl nicht, in welch' tiefem Sinn der Name paßte. Wie die Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft im altteſtamentlichen Volke Gottes vielen zum Segen wurde, ſo war es auch bei unſerm Vater. Mit tiefer Bewegung habe ich die vergilbten Briefe jener Zeit aus der Hand gelegt, ſtaunend darüber, mit welchem Ernſt der 15jährige Gymnaſiaſt den lebendigen Gott ſuchte und ſeiner Gnade gewiß zu werden verlangte: „Bete doch auch recht für mich," ſchreibt er ſeiner Mutter, „daß der Heiland meine Augen kräftige, daß ich ungehindert meine Arbeiten fortſetzen kann, und daß er auch mein geiſtiges Auge öffne, *mich ſelbſt und die Gnade Gottes gegen uns Menſchen zu erkennen.*" Oder in einem Weihnachtsbrief: „. . . Bete Du auch recht für mich, daß das Jeſuskind in meinem Herzen geboren werde . . ." Ein andermal: „Es geht mir, Gott ſei Dank, ganz gut äußerlich, innerlich geht es durch manche Anfechtungen . . . Heute war ich mit Doktors beim Heiligen Abendmahl. Es war eine ſehr ſchöne und erhabene Feier. Mir war es ſehr ernſt zu Mute, ſogar ein wenig ängſtlich. Der Herr wird Segen geben, daß ich es nicht zum Gericht genommen habe . . ." „. . . Ich bete immer recht darum, daß er meine Arbeit ſegne, denn ſonſt iſt doch alles umſonſt . . ." „. . . In dem Kränzchen, das unter der Leitung von Paſtor Barner ſteht, nehmen wir den Philipperbrief durch. In dem Kränzchen, das wir unter uns haben, leſen wir die Petri-Briefe . . . Ich habe

von beiden einen reichen Segen. Man wird dadurch immer mehr angetrieben, für ſich das Wort Gottes zu ſtudieren. Ich ſehe auch immer wieder, daß es bei mir noch nicht ſo ſteht, daß ich ſagen kann: „Ich habe Luſt, abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein“ (Phil. 1, 22). Ich werde dadurch recht ins Gebet getrieben. Oft habe ich Augenblicke, wo ich die Nähe des Heilands verſpüre und dann meine ich, ich ſtände feſt; aber dann kommt der Teufel mit ſeinen Verſuchungen, und wie leicht läßt man ſich da hinreißen. Bete nur auch recht, daß ich auch meinem ſeligen Vater ähnlich werde und auch zum Glauben durchdringe . . .“ Hier gilt wohl auch Auguſtins Wort: „Du würdeſt Gott nicht ſuchen, wenn du ihn nicht ſchon gefunden hätteſt.“

Das Herz eines jungen Menſchen, der Gott mit ganzem Ernſt ſucht: Ein Heiligtum. Als ſei ich in einen Tempel getreten, ſo war's mir zu Mute, als ich dieſe Zeilen aus der Jugendzeit des Vaters las. Und es ging mir auf die Treue Gottes, der ſein Wort wahr macht: „Die mich frühe ſuchen, finden mich.“

Der Vater der Taubſtummen.

Während ich in den alten Briefen und Tagebüchern blättere, ſehe ich immer wieder: Wir Menſchen ſtehen nicht iſoliert in der Beſonderheit unſerer Gaben und Aufgaben, wir ſind tauſendfach verbunden mit denen, die um uns ſind und auch mit denen, die vor uns waren. Und ſo tauchen mir, der ich doch von dem einen erzählen will, hier und da Geſtalten chriſtlicher Perſönlichkeiten auf, an denen ich nicht vorbei kann. Unſer Vater wird wohl auch ein wenig davon geſpürt haben, als er im Januar 1864 als junger Gymnaſiaſt nach Riehen bei Baſel zog. Hier war die Heimat ſeiner Mutter. Und hier ſtieß er ja überall auf die Spuren ſeines Großvaters, des Taubſtummenvaters Daniel Wilhelm Arnold. Im Studierzimmer unſeres Vaters hing ein großes Bild dieſes Mannes. Und wir haben als Kinder oft mit Ehrfurcht in die geiſtvollen Züge geſchaut mit den freundlichen, klaren, tiefen Augen. Und während ich jetzt wieder ſein Bild ſehe, ſpüre ich etwas von der Vollmacht, die ihm gegeben war.

Da liegt vor mir ein kurzes Stückchen Lebensbild, von ihm ſelbſt aufgezeichnet, ein köſtlicher Einblick in Gottes Arbeit an Menſchenherzen. Er ſchreibt: „Als wir zwei Brüder unſere Berufswahl gegen den Vater ausgeſprochen, dahin lautend, mein Bruder wolle Theologie ſtudieren und ich wolle mich der Kaufmannſchaft widmen, verſetzte uns der Vater nach Karlsruhe. Mein Bruder beſuchte daſelbſt das Lyzeum und ich die Realſchule.

Bei einem Ferienaufenthalt im elterlichen Hauſe führte mich mein Vater in die Taubſtummenanſtalt in Pforzheim, wo mir zum erſtenmal in meinem Leben Gelegenheit geboten war, die Taubſtummen innig zu bemitleiden.

Ich äußerte gegen meinen Vater, ich würde gerne meine Berufswahl ändern und Taubſtummenlehrer werden, um zur Rettung der Taubſtummen tatſächlich das Meinige beitragen zu können . . ." —

Der Vater geht darauf ein, er beſucht das Lehrerſeminar und wird nach mancherlei anderem endlich Lehrer an der Taubſtummenanſtalt in Pforzheim. — Der ſelbſtverfaßte Bericht fährt fort:

„. . . Wir beiden Lehrer trieben unſer Werk zwar ohne Erkenntnis des Heils in Jeſu Chriſto, aber doch mit menſchlich mitleidiger Dahingabe unſerer Zeit und Kraft für die äußere Rettung der armen, bedauerungswürdigen Taubſtummen.

Auf einer ſpäteren Reiſe an Taubſtummenanſtalten wurde ich in dem bekannten Dorfe Spöck, wo der würdige Pfarrer Henhöfer eine lange Reihe von Jahren als Prediger und Seelſorger ſo ſegensreich gewirkt hatte, durch den Morgengeſang eines Nachtwächters zum Glauben an Jeſum Chriſtum erweckt. Ich kann nicht unterlaſſen, den mir noch immer ſo lieben und teuren Vers anzuführen. Derſelbe lautet:

Wach auf, o Menſch, vom Sündenſchlaf!
Ermuntre dich, verlor'nes Schaf!
Und beſſ're bald dein Leben!
Wach auf! Es iſt jetzt hohe Zeit;
Der Tod iſt nah, die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben.

Dieſer Vers und der Geiſt Gottes, arbeitend an meinem ungläubigen, verdorbenen Herzen, waren nun meine Reiſebegleiter auf meiner weiteren einſamen Fußreiſe.

In Frankfurt fand ich am damaligen Direktor der Taubſtummenanſtalt einen Freund der Wahrheit und durch ihn liebevolle Anweiſung zum Heilswege.

Zu Hauſe, als ein nach Herz und Sinn geänderter Mann angekommen, hätte ich meiner lieben Frau und ihrer engeren Familie mit nichts eine größere Freude bereiten können, als mit der aufrichtigen Erklärung, in Sachen des Glaubens und des chriſtlichen Wandels von nun an mit ihnen einig und vereint zu gehen.

Nun aber folgte Kampf auf Kampf, zunächſt mit Familiengliedern meinerſeits und mit Freunden, hauptſächlich aber mit Vorgeſetzten, die mein nunmehriges Wirken an den Taubſtummen und meinen Wandel nach Gottes untrüglichem Wort geradezu als eine Verrücktheit erklärten, die ſo ſchnell und ſtark auf die Taubſtummen influire; denn es war wirklich auffallend, wie ſo viele Kinder von beiden Konfeſſionen mir von nun an eine unbeſchreibliche Anhänglichkeit erwieſen.

Ich erduldete mit meinem treuen Gott und Herrn, deſſen Eigentum ich geworden war, ſchwere Proben . . ." Soweit der Bericht.

Es hat mich, den Urenkel, tief ergriffen, als ich in den alten Blättern las von den mancherlei Proben, in denen der Urgroßvater ſeine Treue bewahren mußte. Man hat ihm den Religionsunterricht entzogen, man hat ihn vor Behörden zitiert, um ſeinen Glauben zu verantworten, man hat ihn zwingen wollen, die Bibel aus dem Unterricht zu entfernen. Welche Befreiung muß es für ihn geweſen ſein, als 1838 der Ruf an ihn kam, die Taubſtummenanſtalt in Riehen zu übernehmen. Nun ſchlug zwar der Wind um bei den Vorgeſetzten in Pforzheim. Man ſuchte ihn feſtzuhalten, da man wohl ſeine überragende Bedeutung erkannt hatte. Aber „mit innerer Freiheit und Freudigkeit nahm ich den Ruf an, mit der Gewißheit, hier ungeſtörter und freier nach meinem Glauben und meinen Erziehungsgrundſätzen an den Taubſtummen wirken zu können."

Und ſo war es. Hier in Riehen hat ſich ſeine ganze Begabung voll entfalten können.

Arnold ſagte ſich, daß der Taubſtumme erſt dann der Geſellſchaft vollſtändig wiedergegeben ſei, wenn er ſprechen und mit den Augen hören könne. Und ſo erklärte er dem üblichen Unterrichtsbetrieb mit Gebärden den Krieg. Sprechen lernen ſollten die Zöglinge. Und frei ſollten ſie werden von der Gebundenheit an die ſtummen, toten Gebärden. Es war ein hohes Ziel. Und faſt alle Taubſtummenlehrer hielten es für unmöglich. Aber Arnold gelang es, das Ziel zu erreichen. Ein däniſcher Beſucher erzählt von einem Beſuch in Riehen: „. . . Das Verhältnis von

Arnold zu ſeinen Schülern atmet nur Liebe und immer wieder Liebe. Die Schüler ſprechen mit erſtaunlicher Fertigkeit, Deutlichkeit und Geläufigkeit . . ." Arnold mußte ganz neue Wege ſuchen und es war erſtaunlich, mit welcher Friſche er bis in das hohe Alter darauf bedacht war, den Unterricht mehr und mehr zu verbeſſern.

Unter Arnold wurde Riehen, was Iferten unter Peſtalozzi war: Ein Wallfahrtsort der Berufsgenoſſen. Aus aller Herren Länder kamen ſie daher, die Taubſtummenlehrer, und keiner ſchied von der Anſtalt ohne wertvolle Anregungen.

Seine Verdienſte wurden gewürdigt. Die Stadt Baſel ernannte ihn zum Ehrenbürger und die Kommiſſion gab ihm den wohlverdienten Namen des „Vaters der Taubſtummen". Vier Monate nach dieſer Ehrung ſchied er aus dieſem Leben, um zur himmliſchen Ruhe einzugehen.

Zum Schluß dieſes Abſchnittes ſei noch eine Epiſode erwähnt, die zeugt von der eigenartigen Vollmacht Vater Arnolds. Es war im Jahre 1848, da gab es im Badener Land einen Aufruhr, der ſich bis zur Schweizer Grenze ausdehnte. Tief in einer Nacht läutete es am Anſtaltstor in Riehen. Der Knecht ſieht nach, wer Einlaß begehrt. Es ſind mehrere unheimliche Männer. Der Anführer fordert, daß das Tor geöffnet werde. Den Knecht befällt Furcht. Ohne dem Befehl zu folgen, eilt er zu Vater Arnold. Dieſer hüllt ſich in ſeinen Schlafrock und begibt ſich mutig zum Tor, reißt es auf und ruft mit Donnerſtimme: „Was wollt Ihr?" Da fliehen die Männer plötzlich auseinander. Verwundert ſchließt Arnold das Tor und legt ſich zur Ruhe. Später ſtellt ſich heraus: die Rebellen ſahen hinter dem Rücken des Vaters Arnold eine lichte Geſtalt mit einem Schwert, der ſie gewaltig erſchreckte und in die Flucht ſchlug. Es war ein Engel.

*

Es iſt ſchon berichtet worden, daß Mutter Buſch, die Tochter des Taubſtummenvaters Arnold, nach dem Tode ihres Mannes in ihre Heimat Riehen zurückgekehrt war. Nun freute ſie ſich, ihren Sohn Wilhelm wieder bei ſich zu haben. Und der zählte ſchon die Tage, bis er ſeine Zelte in Elberfeld abbrechen konnte,

um „in die geliebten Arme der Mutter zu eilen“. Um die Jahreswende 1883/84 verließ er Elberfeld, mit herzlichem Dank zwar gegen das liebe Ehepaar Hammerſchmidt, das ihm Vater und Mutter erſetzt hatte, und doch froh, „aus Babylon heimzukehren“. In Riehen fand er Aufnahme im Pfarrhauſe und beſuchte von dort aus das Gymnaſium in Lörrach. Leider wurde jene Zeit nicht ſo ſchön, wie Mutter und Sohn es ſich gedacht hatten. Die Mutter war ja Vorſteherin des Damenſtiftes im „Klöſterli“. Sie war geliebt, geſchätzt und geehrt bei ihren Damen. Aber für die Kinder hatten dieſe nur wenig Verſtändnis. Und als nun gar der Sohn kam, der ſo recht in den „Flegeljahren“ ſteckte und der nach der arbeitsreichen Zeit in dem fremdgewordenen Elberfeld nun das brauſende Leben ſelber war, da hatten ſie wenig Wohlgefallen an ihm. Und es begann zwiſchen den alten Damen und dem Jungen ein Kleinkrieg, der, ſo harmlos er war, doch die Mutter immer in eine ſchwierige Situation brachte und jene erſehnte Zeit des Zuſammenſeins trübte. Der Junge ſtand wohl auch in jener Zeit Gott nicht ſo nahe wie in dem geſegneten Wuppertal. Er hat ſpäter nicht gerne an dieſe Jahre zurückgedacht. So war's wohl eine rechte Befreiung, als er im Juli 1886 ſein Abiturienten-Examen beſtand und als friſcher, fröhlicher Student auf die Univerſität Baſel zog.

Der Student.

Ich hatte einmal ein Geſpräch mit einem einfachen Manne über das Studententum. Er ſah die Freiheit des Burſchen darin, daß er „ſo viel Bier trinkt, als er will, und vielen Langhälſen (er meinte Weinflaſchen) den Garaus macht.“ Ich fürchte, dieſe Meinung teilt der Mann mit vielen Volksgenoſſen, und es iſt traurig, daß es ſtudentiſche Kreiſe gibt, von denen nicht viel mehr zu berichten iſt. Aber für die Mehrzahl der wirklich Studierenden liegt das Erlebnis der Studentenzeit auf einer anderen Ebene. Der Schüler, der auf der Schule mehr oder weniger von den Urteilen des Elternhauſes und der Schule abhängig war und fertige, feſtſtehende Dinge einfach lernen und einpacken konnte, ſieht ſich auf der Univerſität plötzlich umgeben von Problemen, Fragen, Meinung, ſieht ernſteſte wiſſenſchaftliche Arbeit, die zu den verſchiedenſten Ergebniſſen führt. Das ſchafft zunächſt eine gründliche Verwirrung und führt zu jener eigenartigen Unausgeglichenheit, die dem Studenten eigentümlich iſt. Er darf nun ſelber forſchen, er darf ſelber urteilen, er darf ſich, frei von jedem äußeren und inneren Zwang, ſeine eigene Welt bauen. Da entſteht denn jene brauſende Lebensfreude, die die Sterne vom Himmel holen möchte und die alte Welt aus den Angeln heben will. Und daneben ſteht oft die tiefe innere Not. Der junge Menſch fühlt zum erſtenmal „Probleme“, die ſein Leben erſchüttern, er merkt, wie im Streit der Meinungen ſeine Grundlagen, auf denen ſein Leben ſo einfach ſtand, wanken. Kinderglaube und Kinderunglaube fallen, und das Ringen um feſten Lebensgrund ſchafft oft tiefſte Not. So finde ich in Vaters Briefen aus jener Zeit beides: Sprühende Lebensfreude und ringenden Ernſt, lachende Augen und Angſt der Seele um der Wahrheit willen.

Ein Doppeltes macht dieſe Zeit des Wachſens und Reifens beſonders reich: Der Umgang mit geiſtvollen Männern und die Verbundenheit mit Freunden. Auch darin war Vater ein rechter Student, daß er dies beides reichlich haben durfte und bewußt pflegte. –

Er hat ſieben Semeſter Theologie ſtudiert in Baſel, Halle, Greifswald und Heidelberg. Wir wollen verſuchen, ein wenig dem Erleben dieſer Zeit in den Jahren 1886/90 nachzugehen.

Von geiſtvollen Männern.

Da war gleich in Baſel Wilhelm Arnold, ein Bruder ſeiner Mutter, Direktor und Urheber der evangeliſchen Predigerſchule. Arnold war ein Schüler des Tübinger Profeſſors Beck.*) Von ſeinem Lehrer hatte er die tiefe Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift übernommen. Das Wort Gottes wurde ihm A und O aller Theologie. Im Worte ſah er die kräftigſten und gründlichſten Bildungsmittel. Er war ein Mann, der nicht nur ſeine Studenten, ſondern vor allem ſich ſelbſt ganz unter das Wort Gottes ſtellte. –

Ich ſelbſt habe den „Patenonkel" Wilhelm Arnold nur wenige Male in meinem Elternhauſe geſehen. So raſch ſich bei Knaben Eindrücke verwiſchen – das Bild dieſes Mannes hat ſich mir unauslöſchlich eingeprägt. Und es iſt mir wohl verſtändlich, daß Vater als junger Student von ihm angezogen wurde. Hier erhielt er einen ſtarken Antrieb zur Schrift hin, der in dem weiteren Studium noch vertieft wurde. Damit wurde auch das wieder lebendig, was im Elternhauſe in den Knaben hineingelegt worden war: die Freude am Worte Gottes.

Es iſt in jenem Semeſter in Baſel der Grundſtein gelegt worden zu einem innigen Verhältnis zwiſchen Onkel und Neffen. Das fand unter anderm ſeinen Ausdruck darin, daß in ſpäteren Jahren Vater dem Onkel die Patenſchaft bei ſeinem erſten Sohn übertrug. Und als Vater während des Krieges die Nachricht

*) Ich verweiſe hier auf die vorzügliche Biographie: Direktor Wilhelm Arnold von Gottfried Keller. Verlegt bei Kober C. F. Spittlers Nachfolger. 1920.

erhielt, der Onkel liege im Sterben, da hat er nicht geruht, bis er trotz mannigfacher Schwierigkeiten über die Schweizer Grenze durfte, um von ihm Abschied zu nehmen. — Wir können von Arnold nicht scheiden, ohne die Worte hierher zu setzen, mit dem G. Keller sein Lebensbild schließt:

„Unwillkürlich stellt sich uns unter das Bild dieses Mannes, der einhergegangen ist in der Kraft des Herrn, die letzte Strophe eines Liedes A. Bengels, welches dem Vollendeten vor andern lieb war, und das wir in seinem Lebenslauf bestätigt finden:

„Wer glaubt, der fleucht nicht; es muß wohl gehen;
Es birget sich vor ihm die Furcht und Gefahr.
Und ehe die Trägen den Gegner ersehen,
So wird er des Sieg's und des Preises gewahr.
Er sieht sich berufen von Stufen zu Stufen,
Und weil er auf Gottes Verheißung sich lehnet,
So wird er mit himmlischem Segen gekrönet."

*

Ich lese die alten Briefe durch, die Vater als Hallenser Student geschrieben hat. Da stoße ich immer wieder auf den Namen Kaehler. Und da geht der Blick zu dem kleinen, goldgerahmten Bild über meinem Schreibtisch, einem Jugendbilde Prof. Martin Kaehlers, das er mit seiner feinen, klaren Schrift selbst unterzeichnet hat. Das Bild hing schon im Frankfurter Elternhaus in meinem Zimmer. Und so oft Vater mich in meiner hochgelegenen Stube aufsuchte, blieb er einen Augenblick vor dem Bildchen stehen. Dann gingen wohl die Gedanken zurück in jene Zeit, da er als junger Student zu den Füßen dieses großen Schrifttheologen saß. „Von Kaehler habe ich viel Segen," schreibt er damals seiner Mutter, „er weiß eben nicht nur für den Verstand zu reden, sondern er berührt auch das Herz. Dabei besitzt er eine riesige Menschenkenntnis, so daß man sich bei ihm, wie G. M. von Sam. Preiswerk sagte, „aufs Sünderbänkle g'setzt fühlt . . ."

„. . . Kaehlers Kollegien spannen gewaltig an. Sie fordern viel private Arbeit . . ." „. . . Er ist zwar oft schwer verständlich. Aber wenn man sich Mühe gibt, hat man sehr viel von ihm . . ." Ein andermal heißt es: „. . . Kaehler ist zwar sehr

ſchwer verſtändlich, aber ſehr tief und gründlich. Das Wohltuendſte iſt, daß man bei jedem Worte merkt, daß er auf dem feſten Grunde des Glaubens an Jeſum Chriſtum als den Sohn Gottes ſteht und deshalb mit voller Pietät und Achtung an Gottes Wort herantritt . . ."

Wie hoch Vater Kaehler ſchätzte, zeigt ein kleines Erlebnis. Als er wenige Jahre vor ſeinem Tode einmal eine Summe Geld bekam mit der Beſtimmung, ſich Bücher zu kaufen, da zog er — ich durfte ihn begleiten — freudeſtrahlend aus und erſtand mehrere Kaehler'ſche Bände.

*

In Vaters Bibliothek ſtand eine Reihe blauer Bände „Neuteſtamentliche Bibelſtunden" von D. H. Hoffmann. Weiland Paſtor zu St. Laurentii, Halle a. d. S. Wenn ich als Student in den Ferien nach Hauſe kam, wies Vater mich immer wieder an dieſe Schriftauslegung. Und als ich nun einmal fragte, was er denn daran habe, da erzählte er von Hoffmanns Predigten. Da ſaßen unter der Kanzel die Profeſſoren der Univerſität wie das einfache Volk aus der Stadt, der Student und der Arbeiter, und beugten ſich dem geiſtesgewaltigen Zeugnis dieſes Mannes. In einem alten Brief Vaters aus ſeiner Hallenſer Zeit hieß es: „Heute morgen hörte ich eine Predigt von Hoffmann über 1. Theſſ. 4, 8, eine Stelle, die in einer Predigt zu behandeln ſehr ſchwer iſt. Die Predigt war gerade für Studenten ſo ergreifend, wie ich noch nie eine gehört habe; offen der Sünde den Schleier weggeriſſen, aber doch taktvoll. Ich glaube, es gibt keinen zweiten Prediger wie Hoffmann."

*

Immer neue Namen geiſtvoller Männer treten auf in den Briefen: Stöcker, Zeller in Männedorf, Riggenbach in Baſel, Inſpektor Rappard (ſpäter in Chriſchona), dann vor allem Profeſſor Cremer in Greifswald, der nachhaltig auf Vater einwirkte. Das ſind ſo einige von den Großen, die dem jungen Studenten etwas mitgeben durften für ſein inneres Leben. Hier ſei jetzt nur noch von einem die Rede: Friedrich Mayer.

Im Mai 1887 ſchrieb Vater an ſeine Freunde: „Ich muß

Euch eine Mitteilung machen, die Euch alle intereſſieren wird. Meine Mutter hat ſich in dieſen Tagen wieder verlobt, und zwar mit Hausvater Mayer, Vorſteher der Hardtſtiftung in Karlsruhe. Die Hochzeit wird noch dieſen Sommer ſtattfinden, und ſo komme ich in den großen Ferien in ganz neue Verhältniſſe hinein."

Wer war dieſer Hausvater Mayer? Jedenfalls ein geiſtvoller Mann, d. h. einer, an dem Gottes Geiſt wirkte und durch den Gottes Geiſt ſein Werk trieb. In einem badiſchen Dörflein verlebt er ſeine Jugend als armer Schullehrerſohn. Da lernt er hart arbeiten: Bald heißt's in die Reben gehen zum Hacken und Dung tragen, jetzt muß er das Vieh hüten, dann dem Vater helfen beim Läuten und Aufziehen der Kirchenuhr, dann ruft die Mutter zu allerlei Dienſten. Aber nicht nur die Arbeit lehren ihn die Eltern, ſie weiſen ihn auch in ganzer Klarheit zum Herrn. Einmal geht der Knabe zum Läuten durch die Kirche. An der Wand hängt ein großer Kruzifixus. Da packt ihn ein ſolch ſchmerzliches Gefühl ſeiner Sünde, daß er vor dem Bilde auf die Knie fällt und betet, als ſei der Heiland ſelbſt da. —

Er ſoll Lehrer werden und kommt als junger Menſch in das Seminar nach Karlsruhe, wo Direktor Stern wirkt. Unter der Leitung dieſes geſegneten Mannes vertieft ſich ſein inneres Leben, und als reifer Menſch tritt er auf einem kleinen Dorfe ſeine erſte Stelle an. Kein Wunder, daß ſich bald hungrige Seelen um ihn ſammeln, denen der junge Unterlehrer Lebensbrot geben kann. Da — ſolche Dinge ſind ein trauriges Blatt in der Geſchichte unſerer Kirche — wird er auf Veranlaſſung des Ortspfarrers „wegen pietiſtiſcher Umtriebe" verſetzt. Auch in ſeiner neuen Stelle darf er bald manchem Führer zum ewigen Leben werden. Aus jener Zeit ſei eine kleine Epiſode mitgeteilt, die den Mann kennzeichnet: Eines Tages iſt er mit einem chriſtlichen Lehrer zuſammen, der wegen ſeines Jähzorns bekannt iſt. Im Laufe des Geſprächs ſagt er etwas, was jenen furchtbar ärgert und ſo erregt, daß er ſeinen Stock erhebt und ſeinen Freund Mayer wuchtig ins Geſicht ſchlägt. Wenn jetzt der Angegriffene in derſelben Weiſe antwortet, dann bieten die beiden Jugenderzieher

ihrer Umgebung das traurige Bild einer regelrechten Prügelei. Aber unſer Friedrich Mayer erbittet ſich von Gott innere Ruhe, ſchaut ſeinen Freund ernſt an, hält ihm die andere Wange hin und fragt: „Willſt du nicht auf dieſe Seite auch noch ſchlagen?“ Das Wort trifft den erregten Mann ins Herz. Er ſtarrt ſeinen Freund ganz entgeiſtert an, der Stock entgleitet ſeinen Händen, in ſeinen Augen ſteigen Tränen auf. Er fällt ſeinem Freunde um den Hals und ruft ein über das andere Mal: „Ach, was habe ich getan? Kannſt du mir meinen häßlichen, wüſten Jähzorn vergeben?“ — Und aus der Stunde des Zorns und der Leidenſchaft wurde eine Stunde der Buße, an welcher die Engel Gottes im Himmel ihre Freude gehabt haben.

Im Jahre 1851 wurde er Hausvater an der „Hardtſtiftung“ bei Karlsruhe. Dies Rettungshaus für gefährdete Kinder war eine Frucht der Henhöfer'ſchen Erweckungsbewegung in Baden. Die Anſtalt wurde von den lebendigen Gemeinſchaften getragen und war wiederum für dieſe ein Mittelpunkt und ein Sammelplatz. Da gab's mancherlei Arbeit: Der Kinderſchar wirklich Vater ſein, in dem großen Haushalt und der Landwirtſchaft nach dem Rechten ſehen, Schule halten, die Hausgemeinde geiſtlich verſorgen, die Ortsgemeinſchaft pflegen, dem Schwarm der ſonntäglichen Gäſte gerecht werden. Mayer war hier der rechte Mann und das Hardthaus wurde unter ihm eine „Stadt auf dem Berge“. In der Gemeinſchaftsbewegung wurde er bald führend. Lange Jahre war er Inſpektor des „Vereins für Innere Miſſion Augsburgiſchen Bekenntniſſes“. Immer ging er klar und gradlinig ſeinen Weg. Er kannte und ſtudierte alle neueren chriſtlichen Bewegungen, aber er blieb bei der einfachen, geſunden Lehre des Evangeliums. Bezeichnend iſt, daß er ſeine Bibel immer wieder durchlas, auch ſein Teſtament ſtets bei ſich führte; aus ihm las er oft ſchnell ein paar Verſe, wie ein Wanderer, der immer wieder einen Schluck Waſſer nimmt, um ſich zu ſtärken und zu erfriſchen. — Wenn die badiſchen Gemeinſchaften entſchieden kirchlich geblieben ſind und heute klar und feſt der Kirche dienen wollen, allerdings in Freiheit, ſo iſt das nicht zum mindeſten dem Einfluß Mayers zu verdanken. —

Dieſem Mann reichte die Witwe Buſch die Hand zum Ehebunde. Es war für unſern Vater nicht ganz leicht, ſich in dieſe neue Lage zu finden, zumal aus zwei früheren Ehen erwachſene Kinder da waren. Der Student hatte einen neuen Vater und neue Geſchwiſter. Und man verſteht, daß ihm bangte vor „großen Schwierigkeiten". Und doch — wie haben ſich alle dieſe Schwierigkeiten ſo herrlich gelöſt. Der neue Vater iſt ihm ein rechter Vater geworden, mit dem er eng verbunden wurde. Die Geſchwiſter gewannen ſich herzlich lieb. Und das Hardthaus wurde für Vater eine neue, liebe Heimat, an der er Zeit ſeines Lebens mit großer Liebe hing. Da ſchreibt er einmal: „. . . bald darf ich heim. Wie freue ich mich darauf. Ich bin jetzt doch mit dem Hardthauſe ſo zuſammengewachſen, daß ich oft ein wenig Heimweh habe, was mir ſonſt in meiner ganzen Studentenzeit nie paſſiert iſt." Und in einem Nachruf nach dem Tode des Stiefvaters nennt er ihn einen „Vater in Chriſtus, wie wir wenige haben". Es iſt rührend zu leſen, wie der Student dem Vater ſeine inneren Schwierigkeiten, Zweifel und Nöte bringt, ſo, als ſpreche er ſich mit einem älteren Freunde aus.

Eine kleine Geſchichte iſt mir bekannt, wo der Stiefvater dem Sohne ſo fein zurecht half.

Der Student hatte damals zu ringen um ein inneres Verſtändnis des Alten Teſtaments. Da war ihm u. a. das Buch Eſther anſtößig. „Was ſoll uns dies Buch, in dem ja nicht einmal der Name Gottes vorkommt?" Da antwortet ihm der Hausvater, der ſo tiefen Reſpekt vor dem Worte Gottes hatte und dem es ſich deshalb erſchloß: „Achte doch einmal darauf, welch wunderſamen Weg Gott mit ſeinem altteſtamentlichen Volke geht. Glaubſt du, da ſei es unwichtig, zu ſehen, wie Gott dies Volk vom Untergang errettet, damit es ſeine Rolle im Heilsplan Gottes erfülle! Im Buche Eſther haſt du eine treffliche Illuſtration dazu, wie Gott ſein Volk auf Adlerflügeln getragen hat. Da wird mir Gott ganz groß."

Das Bild dieſes Mannes darf nicht fehlen, wenn wir Vaters Entwicklung beſchreiben wollen.

Von Studenten-Freuden und -Freunden.

„Ja, wenn ſich Freunde ſchauten
Bis tief ins Herz hinein:
Es liegen Perlen drunten
Und manch ein Edelſtein."

Er hat's nicht nur geſungen, ſondern auch erlebt. Im kleinen Freundeskreiſe in Baſel und in den Verbindungen des Schwarzburgbundes in Halle und Greiswald.

„. . . In unſerm Kränzchen ſtehen wir jetzt bei der Betrachtung des Galaterbriefes. Man hat doch ſo ſehr viel davon, wenn man ſo zuweilen über Gottes Wort ſeine Anſichten austauſchen kann," ſchreibt er einmal. Ja, da erhielt die Brüderſchaft ihre Weihe und ihre tiefſte Verbundenheit. Es iſt doch etwas Großes, daß der enge Freundeskreis, der ſich in Baſel fand, regelmäßig zur Bibelbetrachtung ſich zuſammenſchloß. So wußte man ſich im letzten Ziel eins. Einer ließ den andern an ſeinem Werden und Wachſen teilhaben. Wie fein iſt, was da einmal ein Freund ſchreibt: „Was kann die Freude machen, die Einſamkeit verhehlt? Das gibt ein doppelt Lachen, was Freunden wird erzählt. Der kann ſein Leid vergeſſen, der es von Herzen ſagt, der muß ſich täglich freſſen, der im Geheim ſich nagt." So Simon Dach. Und ich will Euch Freud' und Leid vorlegen. Gott Lob, daß ich von letzterem nicht viel ſagen kann. Es gibt ja ſo manches innere Leid, ſo ein Seufzen und Bangen um dies und jenes, ſo oft ein Betrübtſein zum Tode, nachdem das Herz himmelhoch gejauchzt . . . und ich will auch hoffen, daß ich endlich geführt werde durch innere Anfechtung zum Sieg, durch Straucheln und Irren zur Wahrheit. Ich bin zu Hauſe durch verſchiedene Geſpräche zu ernſterem Nachdenken über meine religiöſe Stellung angeregt worden, und ich möchte mit Ernſt zu einer entſchiedenen Stellung kommen . . ."

All dies war der Unterton. In ſolcher Verbundenheit verlebte man köſtliche Studentenjahre in ihrer ganzen Freiheit. Die Welt war doch ſchön und groß, und Gott ſchenkt eben auch die Jugend, den Sonnenſchein und das Lachen. Es iſt ja, als hörte

man noch das Lachen aus den alten Briefen. Und wenn man ſich gegenſeitig auslacht, wird's nicht übel genommen. Wie geht's da z. B. über den armen E. W. her, „der ſich noch gar nicht recht finden kann in ſeine neugewonnene Studentenfreiheit. Beſonders imponiert ihm, einen eigenen Hausſchlüſſel zu beſitzen, den er von Zeit zu Zeit aus der Taſche holt und glückſtrahlend ſtreichelt." — Da iſt S. B., der es wagt, ſich den Freunden zu entziehen. „Der Kerl vergräbt ſich ganz in ſeinen Büchern und wird immer gelehrter. Er ſieht ſchon gar nicht mehr aus wie ein Student, ſondern mehr wie ein Pfarrherr im 25. Amtsjahr." Da wird einer, der in die Miſſion geht, kurzweg „das Miſſionshuhn" genannt und die „Hallenſer" Freunde ſind die „Hallunken".

Und dieſe rauhen Brüder ſind denn doch wieder dieſelben, die mit rührender Zartheit an einem Weihnachtsabend ihren kranken, einſamen Bundesbruder Buſch aufſuchen. Und mit Baum, Kerzen und kleinen Geſchenken feiern ſie bei ihm ihr Feſt.

Er zieht mit den Freunden zum Hallenſer Tor hinaus zu irgendeinem Gartenkonzert, er ſchwärmt und ſingt mit ihnen bei einer Mondſcheinfahrt auf der Saale, er übernimmt eine Charge in ſeiner Verbindung und beim Fackelzug reitet er flott vorneweg. Mit Begeiſterung ſticht er den „Landesvater" (d. i. ein ſtudentiſches Treugelöbnis an den Landesvater und das Vaterland) und macht manchen fröhlichen Scherz mit. Da ſteigt er nächtlicherweiſe ſeinem Vetter Th. B. ins Zimmer und hat einen großen Spaß, als der glaubt, Einbrecher ſeien da. Er freut ſich, die Welt kennen zu lernen. Jahre ſpäter noch erzählt er von einer feinen Fahrt nach Rügen. Da ſteht er manchmal in Greifswald draußen an der See am Ende einer langen Mole, läßt die Wellen ihn naßſpritzen und den Sturm ihn packen und fühlt, daß er jung und ſtark und fröhlich iſt. Und Schwimmen und Segeln und Wandern! Kurzum, er iſt ein fröhlicher Student voll Lebensfreude und Lebensbejahung.

Und doch, das, was bleibt, iſt das Wertvollſte. All das reiche äußere Erleben verblaßt zu Erinnerungen. Aber was innerlich erkämpft wird, das iſt bleibender Beſitz. Und an Kämpfen bleibt dem Studenten nichts erſpart. Er geht hindurch durch viel

Forſchen und Zweifeln. Die zwei Zentralfragen der Theologen: „Was dünkt dich um Chriſtus?“ und „Was iſt es um die Heilige Schrift?“ haben Vater in viel Nöte hineingeführt. Nöte, jawohl! Und doch gehört auch das in das Kapitel von den „Freuden“.

Es gibt doch nichts Schöneres, als wenn es innerlich von einer Klarheit zur andern geht und von einer Gewißheit zur andern. Dazu eine Briefſtelle, die er von Bad Boll, der Wirkungsſtätte der Blumhardts, an ſeine Mutter ſchrieb: „. . .Überhaupt ſind in dieſen Tagen in mir Dinge vorgegangen, von denen ich hoffe, daß ſie auch in meinem ferneren Studentenleben nachhaltig ſein werden . . .“

Am ſegensvollſten war wohl, daß ſich der Student ſo ganz unter das Wort Gottes ſtellte. Es hatte ihm einſt jemand geraten: „Lies mindeſtens jeden Tag ein Kapitel in deiner Bibel.“ Den Rat befolgte er wirklich treu. Und das iſt ihm zum großen Segen geworden. „Herr, dein Wort iſt meines Herzens Freude.“

*

Im Herbſt 1890 beſtand er ſein erſtes theologiſches Examen und damit fand ſeine Studentenzeit ihr Ende.

Die große Liebe.

Zwei Elternhäuſer hat Vater gehabt: das Rettungshaus in Elberfeld und ſpäter das Hardthaus bei Karlsruhe. Beides Mittelpunkte geiſtlichen Lebens und Segensquellen. Nun beginnt für ihn ein drittes Haus von gleichem Schlage wichtig zu werden, das ihm immer mehr Heimat wird: das Schulhaus in Hülben. Im Schwabenland liegt das Dörflein, hoch auf der „rauhen Alb". Da geht von dem berg- und waldumſchloſſenen Luftkurort Urach ein herrlicher Weg in die Berge hinein; der führt oben auf die Höhe, wo der Wind rauh daherfährt und der Boden mager iſt. Wenn man dann ins Dorf hineinkommt, findet man bald das alte Schulhaus. Da wohnt heute noch ein Lehrer Kullen, ein Lehrer wie ſein Großvater und ſein Urgroßvater und deſſen Vater und Großvater. Sechs Generationen zurück reicht die „Lehrerdynaſtie" bis zum Jahre 1722. Sie haben ihren Ruhm und ihre Traditionen, die Kullens. Das hat ſeinen Grund allerdings nicht in einer ſtolzen Familiengeſchichte, trotzdem hier vielleicht auch mancherlei Intereſſantes zu Tage gebracht werden könnte. Geht doch in der Familie die Sage, ſie ſeien als ein adlig Geſchlecht aus Schweden herübergekommen. Und als einmal einer der Familie, der bei der Marine diente, mit ſeinem Schiff um das ſchwediſche Kap Kullen fuhr und von ſeinem Vorgeſetzten gefragt wurde: „Kullen, was haben Sie für Beziehungen zum Kap Kullen?", da ſagte der ſtolz: „Dort ſtand das Schloß meiner Väter." Das war ja ein prunkvoller Ausſpruch, und er iſt oft belacht worden. Denn man hatte ſeinen Stolz im Hauſe Kullen in etwas anderes geſetzt: „So jemand unter Euch will gewaltig ſein, der ſei euer Diener," ſagt der Herr Jeſus. Das hat man gehört und verſtanden im Hülbener Schulhaus. Und ſo wurde das Haus eine Herberge für viele

und iſt's auch heute noch. Und wer da aus dem Hauſe ging, der war köſtlich und liebevoll bewirtet worden, und viele haben reichen Segen empfangen im Umgang mit den geheiligten Menſchen, die dort wohnten.*)

Zu der Zeit, als Johannes Kullen dort „regierte", ein Mann, deſſen Name weit über Württembergs Grenzen bekannt geworden iſt, kam unſer Vater als Student dorthin. Und da geſchah etwas für ſein Leben Entſcheidendes — er liebte. —

Vor mir liegt ein Buch, in dem Mutter aus jener Zeit plaudert. Und es geht gar nicht anders, ich muß ganz einfach ſchweigen, und Mutter erzählen laſſen:

„Es war an einem Herbſtabend. Wir hatten den ganzen Tag fleißig Kartoffeln herausgemacht (zur Schule gehörte eine große Landwirtſchaft), ſaßen nun ſo gemütlich in der großen Wohnſtube und laſen aus einem Buche vor. Da kam unſere Baſe Lydia Bayer (deren Haus ganz in der Nähe war) und ſagte, es ſei Beſuch da: Gottlob Mayer (Sohn des Hausvaters Mayer) und ſein Stiefbruder Wilhelm Buſch. Papa ging hinüber. Wir richteten ſchnell das Gaſtzimmer und warteten auf die Gäſte. Aber auch uns holten ſie noch: es ſei gerade ſo gemütlich. Als ich eintrat, — ſo erzählte er ſpäter — erfaßte den Studenten eine ſolch unendliche Liebe, daß er ganz benommen war. Wir ahnten davon nichts, waren nur begierig, den neuen Vetter kennenzulernen. Gottlob Mayer kannten wir ſchon gut. Der war oft bei uns geweſen. Aber auf den andern richtete ſich alles Intereſſe. Sein Stiefbruder ſtellte ihn vor, und er verneigte ſich ſehr tief und formell vor uns, viel förmlicher, als bei uns unter Verwandten Sitte war. Dann ſetzte er ſich in eine Ecke und ſprach den ganzen Abend kaum ein Wort. Ich dachte: das iſt aber ein ſteifer Preuße! Als er abends mit ſeinem Bruder allein war, ſchüttete er ſein Herz aus und ſagte von mir, die ich ihm nur kurz vorgeſtellt war: „Die oder nie!" Aber er wußte wohl, daß er mit ſeinen Herzensangelegenheiten zu ſchweigen hatte. War er

*) Vgl. Baun, „200 Jahre im Dienſte der Schule (Familie Kullen)". Quell-Verlag, Stuttgart.

doch erſt 20 Jahre alt. Am nächſten Morgen hatte ich zu kochen und zu backen, ſo daß ich von den Gäſten nicht viel ſah. Aber ich hörte den Studenten ganz wundervoll Klavier ſpielen. Ich glaubte, noch nie ſo ſchöne Muſik gehört zu haben. Namentlich ſpielte der Vetter den Chopinſchen Trauermarſch ganz wundervoll. Er war kurz vorher bei der Beiſetzung Kaiſer Wilhelms I. geweſen, hatte mit Bewegung die aufgebahrte Leiche geſehen, umgeben von der regungsloſen Ehrenwache, hatte, als nachher der Leichenzug vorbeikam, Spalier geſtanden. Da hatten ſie ihm den Trauermarſch ſo in die Seele geſpielt, daß er ihn in herrlichem Klavierſpiel wiedergab. Nachmittags gingen die lieben Eltern und wir alle auf den Seizenfelſen. Von dort hat man prächtigen Ausblick ins Tal und Unterland. Auf dem Wege erzählte mir der neue Vetter ſehr anregend von den wunderbaren Kreidefelſen, die er auf einer Rügenfahrt ſah. — Bis in mein Alter kann ich mir gar nichts Schöneres und Anziehenderes denken als die Inſel Rügen, die ich im Leben nie geſehen habe. Wir waren alle ſo fröhlich zuſammen, und unſer Papa lachte öfter und ſagte: „Verſteht ihr denn den neuen Vetter, ich verſtehe ja kein Wort.“ Ja, wir verſtanden uns ſehr gut, obwohl er ſo undeutlich, raſch und norddeutſch ſprach. — Vetter Gottlob reiſte gleich wieder ab, er hatte wenig Zeit. Dagegen gefiel es dem andern ſo gut, daß er noch in Hülben blieb. Aber ganz unerwartet kam Nachricht von den Verwandten aus M.: ich möchte gleich zu Hilfe kommen, das kleine Töchterlein ſei erkrankt. Schnell war ich reiſefertig. Mein zwölfjähriges Schweſterlein durfte auch mit. Der Vetter bot ſich an, uns an die Bahn nach Urach zu begleiten, was den Eltern ſehr recht war, die uns Mädchen nur ungern allein durch den Wald gehen ließen. Unterwegs war der vorher ſo lebensluſtige Student wieder völlig ſchweigſam. Er ſah öfter auf mich herunter, — ich war gar klein und ſchmal neben dem ſtattlichen Mann — und ich dachte, ob ſich wohl der flotte Student geniere, mit uns Landpommeränzchen in die Stadt hineinzugehen. (Wenn wir's uns ſpäter erzählten, ſagte er: Wenn du geahnt hätteſt, wie ſehr ich dich liebte! Ich konnte den Gedanken faſt nicht tragen, daß du abreiſteſt.)

Vor dem Poſtwagen nahm er Abſchied und zog allein den Berg hinauf nach Hülben. Meine Schweſter erzählte ſpäter, daß er ſich ans Klavier ſetzte und ſpielte: „Einſam bin ich, nicht allein, denn es ſchwebet ſüß und mild um mich her im Mondenſchein dein geliebtes, teures Bild.“ Ebenſo beluſtigte es natürlich die Schweſtern, daß er nun auf einmal auch abreiſen mußte. — ...

Er kam nach Hauſe. In ſeiner aufrichtigen Art konnte er ſeiner Mutter ſein Geheimnis nicht verſchweigen. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl, ließ die Arme ſchlaff herunterhängen und ſagte: „Mit mir iſt's aus. Ich bin verliebt.“ Seine Stiefſchweſter: „Gelt, die Johanna?“ Er: „Ja.“ — Nun mußte ſeine Mutter Anwalt ſein und kam nach Hülben. — Die neue Tante war gleich allerſeits geliebt, aber als ſie meinen Eltern anvertraute, daß ihr Sohn Wilhelm mich liebgewonnen habe, da war's den Eltern ſehr unangenehm. Sie fürchteten, er werde noch viele Mädchen ſehen, bis er in Amt und Würden ſei, und könne ihr Kind unglücklich machen. Mein lieber Vater ſchrieb an den Studenten: Er ſei noch viel zu jung, um an ſolches zu denken. Er ſolle ſich recht mit dem Heiland verloben. Und er bitte ihn ſehr, mir nichts von ſeiner Liebe zu ſagen. Meine Mutter habe gedacht, dem müßte es ſehr ernſt ſein, wenn er auf ſolchen Brief hin nochmal käme. Aber es war ihm mehr als ernſt. Er hat nur mich geliebt, und ſolche Liebe iſt ein Gottesgeſchenk ſeltener Art. —

*

Ein Jahr danach hatte das Hülbener Schulhaus eine Sturmwelle von Beſuchen, darunter die beiden Brüder Buſch. Ich bewundere heute noch meine Eltern, wie ſie ſo viel fröhliches Leben mit Freuden ertragen haben. Viel wurde muſiziert in jener Zeit und aus frohem Herzen geſungen. — Unvergeßlich iſt mir die erſte Predigt, die der Student auf der Hülbener Kanzel hielt über den Text: „Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“ War das der von Witz und Humor überſprudelnde Student, der da ſolch gewaltiges, herrliches Zeugnis ablegte von ſeinem Herrn und

Heiland? Das ging ja durch Mark und Bein. Wie hat er mit seinem starken Glauben auch mich mitgerissen zu dem rechten Weinstock, an dem wir Reben bleiben dürfen und durch den wir viele Frucht bringen können.

Wir gingen mit unsern Gästen nicht nur hinaus aufs Feld und an all die stillen, schönen Plätze meiner herrlichen Heimat, sondern auch auf Gemeinschaftskonferenzen, die hier und da stattfanden. Mein Vater war ja ein führender Mann unter den Gemeinschaftsleuten und leitete auch selbst eine „Stunde" in Hülben. — Für den Studenten war es ein großer Genuß, wenn er von der Höhe der Universitätswissenschaft das praktische Christentum der württembergischen Pietisten kennenlernte. Der alte württembergische Pietismus wurde von Theologen ins Leben gerufen und ist deshalb völlig kirchentreu. Im Hülbener Schulhaus hat ein junger Pfarrer, Ludwig Fricker, im Jahre 1764 ein geistliches Lichtlein angezündet. Hülben war damals Filial von Dettingen, wo Fricker predigte. Der sagte einmal zu der Schulmeisterin Kullen, als sie ihn um geistlichen Rat anging: „Lesen Sie den Römerbrief!" Das tat sie. Als sie damit fertig war, sagte sie: „Herr Pfarrer, die Römer-Epistel ist für die Dettinger, aber nicht für die Hülbener." Sie meinte, die Hülbener seien nicht so schlecht, wie Paulus es schilderte. Aber der junge Pfarrer sagte nur kurz: „Frau Schulmeisterin, lesen Sie den Römerbrief noch einmal!" Sie gehorchte und bekannte: „Die Römer-Epistel ist auch etwas für die Hülbener und auch für mich." „Ja, nun ist ihr eben ein Licht aufgegangen, und im Licht lernt man," sagte Fricker. Durch fünf Generationen brannte nun schon das Licht, als Wilhelm Busch nach Hülben kam.

*

Lange wußte ich nicht, daß er mich liebte. Da waren wir eines Tages bei dem herrlichen Uracher Wasserfall gewesen. Auf dem Heimweg hat der Student meinen Vater unaufhörlich gebeten, er möchte es ihm doch erlauben, mir seine Liebe auszusprechen. Aber so mild mein Vater sonst war, hier blieb er unerbittlich: „Du sollst ungebunden sein, bis du fertig studiert hast."

Derweilen lief die andere Geſellſchaft lachend und ſingend die Straße vor ihnen her, und alle meinten, die beiden ſeien wohl in theologiſche Fragen vertieft und deshalb zurückgeblieben. Der Student war gehorſam. Er hatte auch meine Eltern ſchon ſo ſehr lieb gewonnen, daß er nicht gegen ihren Willen handeln wollte. Aber oft ſchien es mir doch, als ruhe ſein Blick anders auf mir als auf den andern. Aber ich war jung und kindlich. „Nein, das kann nicht ſein," hieß es in mir, und ſchnell vergaß ich alles. Aber als er ankam, hat mich's ſo wunderſam übernommen, wie er mich grüßte.

Am 17. April 1890 durfte er zum erſtenmal an mich ſchreiben: „Endlich darf ich Dir ſagen, wie ſehr ich Dich lieb habe."

Es waren eineinhalb Jahre her, daß wir uns zum erſtenmal ſahen. Nun waren wir glückſelige Brautleute. Wie viel iſt ſchon über die Liebe geſchrieben und geſungen worden, und doch kommt jedem glücklichen Brautpaar gerade ſein Liebeslied als das allerſchönſte vor, als ſei der Frühling nur für ihre Liebe blühend. Und alle Sterne leuchten nur ihnen und bringen die tauſend Grüße dem andern. Dies Lied verſteht kein Menſch, nur ſie beide verſtehen es und ſingen es überall; aber wir mußten es noch ſehr leiſe ſingen. Über die Schwelle der Elternhäuſer ſollten die herrlichen Töne von dieſem großen Glück noch nicht gehört werden, ehe das Examen vorbei war. Aber „er" kam doch nach Hülben und ſpielte Klavier, vielleicht den Hochzeitsmarſch, jedenfalls etwas ganz Herrliches. Und wenn Beſuche kamen, verſchwanden wir; eins ging in die „Gute Stube", das andere in den Hausgang. Aber weil die Zimmer ineinander gingen, trafen wir uns im hinteren Zimmer und freuten uns aneinander.

„O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit.
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit."

Und zum Glück iſt dieſe Liebe jedes Jahr grüner, ſchöner und jünger, inniger, unentbehrlicher geworden.

*

Er war wohl doch ganz anders als andere. Im ersten Brief schrieb er neben viel lieben Worten: „. . . Es ist mein Wunsch, daß unser Heiland der erste in unserem Bunde sei . . . Ich glaube, wenn wir recht in seiner Liebe stehen und uns recht fest an ihn halten, dürfen wir uns recht lieb haben." So hat er's auch gehalten. Es verging kein Tag, wo wir nicht im stillen Zimmer zusammen aus Gottes Wort lasen und er betete. Mein Bräutigam hätte es gern gehabt, daß ich auch gebetet hätte; aber dazu konnte ich mich als Braut nicht verstehen. Er sagte alles so einfach und kindlich seinem Herrn, was ihn bewegte, er dankte ihm für unser großes Glück und brachte alle Bitten vor ihn, daß mein Herz mit einstimmte. Aber nach der Hochzeit, schon am ersten Tage, bat er mich ganz bestimmt, auch laut zu beten. „Das ist das sicherste und festeste Band im Eheleben, eine aufrichtige Gebetsgemeinschaft." —

Am letzten Morgen, kurz ehe er die Augen für immer geschlossen hat, sagte er: „Sind wir allein? Dann wollen wir auch noch zuerst zusammen beten. Aber danken!"

Wir waren viereinhalb Jahre verlobt, bis wir endlich im Oktober 1894 heiraten konnten."

Wanderjahre (1890—1892).

Welſchneureuth in Baden.

Du haſt Karlsruhe verlaſſen und biſt etwa eine Stunde durch den ſchönen Hardtwald gewandert. Nun hört der Forſt auf, und du ſiehſt inmitten der Kartoffel- und Krautäcker zwei langgeſtreckte Dörfer vor dir liegen: Welſchneureuth und Teutſchneureuth. Bevor dich der Weg ins Dorf führt, kommſt du an einem größeren Gebäudekomplex vorbei. An der Front des Haupthauſes, die ſo hübſch mit wildem Wein bewachſen iſt, kündet dir ein großes Schild: Hier iſt die „Hardtſtiftung“.*)

Hierher kam Vater nach ſeinem erſten Examen. Er hatte eine Stelle als Vikar des Welſchneureuther Pfarrers inne. Zugleich war er die rechte Hand ſeines Stiefvaters,**) der als Hardthausleiter und Inſpektor der Inneren Miſſion viel in Anſpruch genommen war. In jener Zeit erlebte er zum erſtenmal die Schönheit und die Laſt ſeines Amtes. Ich ſtelle einiges aus ſeinen Briefen zuſammen:

„. . . Gegenwärtig habe ich ſehr ſchwierige Beſuche zu machen, z. B. bei einem ſchwindſüchtigen Manne, der früher ganz in der Welt ſtand, nun aber mächtig angefaßt iſt. Möchte mir der Heiland doch Gnade geben, daß ich ihm dieſe Seele mehr und mehr zuführen darf. Ich habe hier geſehen, wie die Leute auf dem Lande furchtbar hart gegen ſich ſind. Dieſer Mann arbeitete in einem Eiskeller, bekam dann zwei Blutſtürze, arbeitete aber trotzdem noch mehrere Stunden weiter, bis er zuſammenbrach. Er wird wohl bald heimgehen dürfen . . .“

„. . . Es iſt doch gerade da am Grabe beſonders lieblich, zu reden von einem auferſtandenen, l e b e n d i g e n Heiland . . .“

*) Eine Anſtalt für gefährdete Kinder verwahrloſter Eltern.

**) Vgl. Seite 52 ff.

„. . . Jetzt heißt's wieder, Hausväterles ſpielen (im Hardthaus), und im Ernſt. Es wird dann faſt zu viel, die zwei Gemeinden und die Anſtalt zu verſorgen . . ."

„. . . Ich habe ſo ſehr Mitleid mit unſerer Gemeinde, die ſo furchtbar heimgeſucht iſt durch das Sterben der vielen Kinder. Möchte es doch der Gemeinde recht zum Segen gereichen, daß ſie erkennt, was Gott mit dieſer Heimſuchung ſagen will. Es wäre gerade hier ſo nötig, daß die Leute ein wenig mehr Ernſt machten mit dem Chriſtentum. Sieben Kinder ſind in dieſer Woche geſtorben, und viele liegen noch ſchwer darnieder; alles Kinder im Alter von 2 bis 3 Jahren. Geſtern hatte ich eine Beerdigung, da war der Jammer herzzerreißend: das Kind, das begraben wurde, war das einzige Kind ſeiner Eltern. Auch mir möchte ich einen recht reichen inneren Gewinn von dieſen vielen Gräbern erbitten: Feſt und gegründet werden in Jeſu Blut und Wunden . . ."

„. . . Ich muß dir noch von einer wunderbaren Gebetserhörung erzählen, die ich erfahren durfte. Es kam ſo vielerlei Unruhe in unſer Haus, daß ich zu keiner Predigtvorbereitung kam in all dem Trubel. Erſt abends um 10 Uhr konnte ich mir nur ein paar Notizen machen. Ich verließ mich aufs Gebet, habe in der Sakriſtei noch ernſtlich gebetet, ehe ich auf die Kanzel ging, und obwohl der Text ziemlich ſchwierig war, ging's mir ſo gut wie eigentlich nie. Es war mir gerade, als ob ein anderer für mich rede. Solche Erfahrungen machen außerordentlich viel Mut und Freudigkeit . . ."

„. . . Ich habe vorher die Angſt gehabt, man werde durch die vielen Reden ſo ausgepreßt wie eine Zitrone. Aber ich habe, Gott ſei Dank, gerade das Gegenteil erfahren dürfen; ich habe beim Studium meiner Predigten mehr bekommen, als ich habe geben müſſen. Ich kann gar nicht genug dankbar ſein, wie großartig mir der Herr geholfen hat. „Meine Kraft iſt in den Schwachen mächtig." Möchten wir doch immer mehr ſchwach in uns ſelbſt werden . . ."

„. . . Am letzten Sonntag hatte ich als Predigttext Matth. 6, 24–34. Als Thema: „Was iſt und ſollte der Chriſten Sor-

gen und Trachten ſein?“ 1. An mir und meinem Leben iſt nichts auf dieſer Erd'. 2. Was Chriſtus mir gegeben, das iſt der Liebe wert: darnach trachte! Es iſt mir bei der Vorbereitung zu dieſer Predigt wieder zum tiefſten Eindruck geworden, wie ſehr man's nötig hat, immer wieder zu fragen, ob dies Trachten nach dem einen, was not tut, immer Numero 1 iſt. Es iſt mir ſelten eine Predigt ſo zum Segen geworden, wie gerade dieſe . . .“

„. . . Mein Amt wird mir überhaupt immer größer und ſchwerer, je näher es heranrückt. Es geht mir faſt wie dort dem Moſe am Berge des Herrn, der ſo ſchwer daran will, ein Bote des Herrn zu werden. Ich verſtehe es ſo gut, wie man vor der Heiligkeit und Majeſtät Gottes zurückbeben kann, wie man ſich ſo unendlich klein fühlen kann und ſo unfähig dazu, das auszurichten, was der Herr haben will. Da iſt's eben gut, daß wir einen Heiland haben, der für uns alles tun will . . .“

„Es iſt mir jetzt ein rechtes Anliegen, daß mein Verhältnis zum Heiland ein recht perſönliches werde, daß ich nicht von einem Heiland weiß und reden kann, ſondern von meinem Heiland, der mir ganz perſönlich zu eigen gehört . . .“

„. . . Der Menſch möchte immer ſo gern hinauf, immer höher und höher und höher, und da wird Jeſus immer kleiner; und es iſt doch ſo ſelig, wenn man ſich ſelbſt in die Tiefe führen läßt, und dann Jeſus ſo groß und herrlich daſteht. Wenn es mir doch gelänge, unſerer Gemeinde das wichtig zu machen; ich glaube, daß es gerade hierin in meiner Gemeinde noch ganz bedeutend hapert. Und je mehr ich aus eigener Erfahrung reden kann, deſto mehr kann ich andern davon ſagen . . .“

Stepenitz.

Stepenitz iſt ein Ort in Brandenburg. Dort war Vaters Stiefbruder, Lic. Gottlob Mayer, Pfarrer. Zu ihm ſiedelt Vater im Juli 1891 über. Ja, dorthin flieht er förmlich aus der Unruhe der Gemeindearbeit und des Hardthauſes. Noch hat er ja ſeine Examina vor ſich und muß jetzt ordentlich wiſſenſchaftlich arbeiten. Dazu hat er Zeit im ländlichen, ſtillen Pfarrhauſe, das ihn ſo gaſtlich aufnimmt. Nebenbei hilft er ſeinem

Bruder in den fünf Gemeinden. Es ist ein beschauliches Dasein, das er führt: Freude an den Büchern, Freude auch an der ländlichen Gemeinde, Freude vor allem an dem jungen Familienglück des Bruders. In Lenchen, „den kleinen Balg", (das ist das Töchterlein des Bruders) ist er ganz „verliebt". Und bei aller Wissenschaft ist ihm ihr „Fläschchen" und ihr „Gerstenschleim" hochinteressant. Er findet auch immer wieder Zeit, offenen Blicks die eigenartigen Verhältnisse in jenen großen Landbezirken zu beobachten. So macht er einmal eine rechte Bauernhochzeit mit, bei der nicht weniger als 400 geladene Gäste erscheinen. Und ein andermal besucht er einen Pastor, der 8 Pferde und 21 Kühe im Stall hat, der 300 Morgen Acker und einen riesigen Garten meisterhaft pflegt und dabei — das ist Vater das Erstaunlichste — ein „außerordentlich geistvoller und geistig regsamer Theologe" ist.

Aber noch etwas sieht er — und daran trägt sein Herz schwer: „Es ist hier in der Gegend so viel geistlicher Tod in den Gemeinden . . ."

Dr. phil. (Erlangen) 1891.

In aller Heimlichkeit und Stille setzt er sich eines Tages auf die Bahn und fährt nach Erlangen. Und acht Tage später bekommt die Braut folgende Botschaft: „Am Montag abend habe ich das philosophische Doktorexamen in Erlangen bestanden.*) Das soll meine größte Weihnachtsüberraschung für Dich sein. Deshalb habe ich Dir vorher nie ein Wort darüber geschrieben, um Dich ganz damit zu überraschen." —

Bei der mündlichen Prüfung scheint es ihm ganz ordentlich ergangen zu sein. Denn als er den Prüfungssaal verließ, meinte der aufwartende Saaldiener: „Sie haben ja ganz hübsch geantwortet. Ich denke, das können wir gelten lassen." Dieser maßgebenden Ansicht scheinen sich die Professoren angeschlossen zu haben. Und somit war der arme Kandidat plötzlich in einen

*) Anfang November hatte er seine Arbeit eingereicht über das Thema: „Die Erkenntnistheorie des Friedrich Heinrich Jakobi, aus seinen gesamten Werken im Zusammenhang dargelegt."

ſtolzen „Doktor der Philoſophie“ verwandelt. Das Erſtaunen der Eltern und Schwiegereltern, der Braut und der Freunde war groß. Denn alle hatte er mit dieſer Sache überrumpelt. Herzlich freuten ſich alle mit ihm an ſeinem Erfolge.

Teutſchneureuth.

Noch einmal darf er in der Nähe der Mutter ſein. Er kehrt ins Hardthaus zurück, um ſich für das zweite Examen vorzubereiten. Zugleich verſorgt er als Vikar die Gemeinde Teutſchneureuth. „Das macht mir außerordentlich viel Freude,“ ſchreibt er, „daß ich wieder einen Wirkungskreis und beſtimmte Arbeit habe. Ich fühle mich eben doch im Element, wenn ich „pfarramten“ darf und kann . . .“ Aber während er nun fröhlich in die Arbeit hineingeht, fühlt er zugleich die ſchwere Verantwortung des Amtes. Er will nicht nur „pfarramten“, er ringt mit Ernſt darum, daß er recht „pfarramte“. „. . . Ich habe in der letzten Woche ſechzehnmal reden müſſen. Da iſt die Gefahr groß, daß man nicht mehr bleibt an den Realitäten des Himmelreichs, daß man nicht mehr ſchöpft aus dem Gebet, ſondern Phraſen macht. Was ich nicht recht gemacht, das möge der Herr vergeben, möge aber das Wort, das manchmal vielleicht nicht nach ſeinem Willen geredet war, ſegnen, reichlich ſegnen. Ich habe in dieſem Jahr in der Karwoche, wie noch nie, ein Bewußtſein erhalten von der drückenden Schwere und der Verantwortlichkeit des Predigeramtes. Es iſt doch gut, daß wir einen Heiland haben, der alle Mängel ausfüllen und gutmachen will . . .“ „. . . Denke an mich im Gebet. Man muß doch gerade in der Predigt ſeine Schwachheit am meiſten fühlen. Und doch iſt's ſo wichtig, daß die Leute etwas bekommen . . .“ —

Die Frage, wie das Evangelium darzubieten ſei, war für den jungen Prediger natürlich von großer Bedeutung. „. . . Ich hab in Karlsruhe den bekannten Evangeliſten X. gehört, der mit treiberiſchem und gemachtem Weſen dem Methodismus entgegeneilt. Das Wort Gottes — ein Same, ſtill und geheim wachſend, — wirkt nicht wie ein Maſchinenſchwungrad!“ Ein andermal ſchreibt er„ In dieſen Tagen iſt Schrenk in Karls-

ruhe. Ich habe viel von ihm gelernt. Die Gabe hat er ganz entſchieden, den einfachen Leuten ans Herz zu reden. In der Beziehung möchte ich recht viel von ihm lernen . . ." —

Schwerer als die Predigt iſt die Seelſorge. Auch hierin erwuchſen dem Kandidaten Aufgaben. Dabei zeigte ſich ſchon damals ſeine originelle Art mit einem einfachen Wort ſo manchem zurechtzuhelfen. Da war eine, die ſah nur Schwierigkeiten und Nöte. Kein Wunder, daß ſie deshalb viel zu klagen hatte. Da meinte er: „Man muß es nur lernen, was jener Schwabe geſagt hat: „I han's aufi g'ſait."*)

Ein andermal ſchrieb ihm jemand: „Das Vielerlei des täglichen Lebens nimmt mich zu viel ein, und es iſt doch nicht der Mühe wert, daß man ſich ſo hineinlebt." Da antwortet er: „Die zweite Hälfte des Satzes klingt ja weltflüchtig und peſſimiſtiſch. Das ſteht in meiner Bibel nirgends geſchrieben, wohl aber das, daß all das tägliche Vielerlei geheiligt und durchdrungen werden ſoll von dem, was in dem Herzen iſt, von Jeſu Chriſto; und das lehrt dann, ſich r e c h t hineinzuleben, daß auch das kleinſte Geſchäft, die geringſte Arbeit ein Gottesdienſt iſt, wenn ſie geſchieht im Aufblick zum HErrn . . ."

Mit dieſem Satz wird etwas deutlich, was unſerm Vater ſein Leben lang ein ganz beſonderes Gepräge gab: Mit ernſteſtem Ringen um die ſtete Gemeinſchaft mit Gott verband ſich bei ihm die fröhlichſte Weltbejahung. Und zwar nicht ſo, daß die beiden Dinge unverbunden nebeneinander geſtanden hätten, auch nicht ſo, daß er blind geweſen wäre für die Sünde und Not und Verſuchung der Welt. Er wußte: Gott hat mich berufen, aber nicht auf eine einſame Inſel n e b e n der Welt. Nein, i n die Welt hat er mich hineingeſtellt, und hier i n der Welt gibt er mir die Arbeit und den Kampf, die Freude und viel, viel ſchöne Gaben. Und ſo machte er die Augen nicht zu vor der Welt, vielmehr machte er ſie weit auf und ſah ſo klaren Blickes beides: ihren Jammer, der aus der Sünde kommt, und ihre Herrlichkeit, die der Schöpfer in ſie legte. Er floh nicht vor

*) „Ich habe es nach oben geſagt."

ihr, ſondern er marſchierte fröhlich in ſie hinein, und doch als einer, der innerlich immer bat: „So nimm denn meine Hände und führe mich.“

Weil Vater ſo war, deshalb ſahen wir an ihm auch etwas von dem, was der Pſalmiſt ſagt: „Ich gehe einher in der Kraft des Herrn.“

*

Da liegt vor mir eine Poſtkarte vom 1. 5. 1892 aus Koblenz, wo er ſich vor der Prüfungskommiſſion zu verantworten hatte. „Gut beſtanden. W.“ Damit hatte er das letzte der Examina hinter ſich, und nun ging's mit ganzen, vollen Segeln ins Amt.

*

Der Abſchied vom Hardthauſe war nicht leicht. Von nun an ſollte er nur noch als Gaſt zu kurzem Aufenthalt in dies liebe Haus zurückkommen. Das Leben führte ihn hinaus zu neuen Aufgaben. „. . . Der Abſchied iſt mir ſehr, ſehr ſchwer geworden. Meiner lieben Mutter merkte man auch das Abſchiedsweh ſehr an. Ich danke dem Herrn ſo ſehr für die lange Zeit, die ich im lieben Hardthauſe ſein durfte. Jetzt fühle ich erſt recht, was ich dort hatte.“

Wartezeit (1892–1894).

Vom badiſchen Land ins Ruhrkohlengebiet (Dümpten bei Mühlheim).

Dümpten! Dort zog er nun als Hilfsprediger ein, und zwar als einer, der erſt wieder einmal recht lernen mußte. Diesmal nicht aus Büchern. Jetzt hieß es an den Menſchen ſtudieren. Hier hatte er es zum erſtenmal mit einer Arbeitergemeinde zu tun. Die Bewohner waren zum größten Teil Bergleute. Zwar war von den furchtbaren wirtſchaftlichen und ſozialen Notſtänden, die ſpäter im Ruhrgebiet herrſchten, zu der Zeit noch recht wenig zu merken. Zudem waren gerade in Dümpten beſonders geſunde Verhältniſſe. Der Ort hatte ländlichen Charakter, und faſt jeder Arbeiter bewohnte ſein Eigenheim und hatte ein Gärtchen zum Bebauen. Aber die ſchwere Arbeit unter Tage drückt dem Menſchen doch den Stempel auf. Und es hieß nun für den jungen Hilfsprediger, der es mit ſeinen Büchern und dazwiſchen mit den badiſchen Bauern zu tun gehabt hatte, recht ſeine Gemeinde kennenzulernen.

Er kam gleich tüchtig in die Arbeit hinein. Der Ortspfarrer Röhrig mußte eines ſchweren Leidens wegen längere Zeit fort. So ſtand Vater ganz allein im Amt. Damit war er ja nun in ſeinem Element. Mit großer Begeiſterung ſchreibt er ſeiner Braut von ſeinem ſchönen Kindergottesdienſt und von dem Gottesdienſt im Schulſaal (die Kirche war gerade im Bau), von dem Kirchenchor, der Bibelſtunde und den Hausbeſuchen. Nur einmal klagt er über ſeine Gemeinde: „. . . Man braucht hier ſo viel Weisheit. Es ſind allerlei Leutlein, die von Sekten bearbeitet werden und anfangen nachzugeben. Da kann der Eifer, der ſo leicht kommt bei dem Unverſtand dieſer Leute,

ſo leicht Bitterkeit anrichten. Einfalt in Chriſto, ein Wandeln in ſeinen Fußſtapfen iſt etwas ſo Herrliches, und doch wieder unſerer Natur ſo unendlich Schweres . . ." —

Das Pfarrhaus in Dümpten hat damals eine merkwürdige Zeit erlebt. Den ganzen Tag ſtand es wie ausgeſtorben. Der Hilfsprediger war in der Gemeinde unterwegs oder arbeitete in der Stille der Studierſtube, und die Schweſter des Paſtors, die ihm Haus hielt, ſchaltete und waltete gar leiſe. Aber abends wurde es dann lebendig. Da blieben die Leute oft ſtehen und horchten, wie drin muſiziert wurde. Dann ſaß der Hilfsprediger am Klavier und Fräulein Röhrig am Harmonium, das mit dem Klavier zuſammenſtimmte, und nun durchbrauſten alle Herrlichkeiten ſchöner Muſik das ſtille Haus.

Dieſe Schweſter des Paſtors war eine feine Seele. Vater ſchilderte ſie einmal: „Sie iſt außerordentlich lieb und nett, etwa 30 Jahre alt, ſehr geſcheit und liebenswürdig." Aber ſo aufmerkſam ſie auch ſorgte und trotz der muſikaliſchen Abende — es war doch eine recht einſame Zeit. „. . . Weißt Du, ſo ſehr es mir ja hier gefällt, ſo iſt's eben doch für mich, den geſellſchafts- und liebebedürftigen Menſchen, ſchrecklich öde und einſam."

*

Mit Dümpten begann Vaters „Wartezeit". Es iſt ganz eigentümlich, daß er, der ſpäter von allen Seiten Bitten um Mitarbeit bekam, der von vielen Gemeinden geſucht und zu mancherlei Reichgottesarbeiten gerufen wurde, damals lange Zeit auch nicht die geringſte Pfarrſtelle fand. Sehnlichſt wünſchte er ſich ein eigenes Amt und ein Heim, in das er ſeine Braut als Gattin führen konnte. So bewirkt er ſich da und dort. Er meldet ſich auf eine Stelle in Brandenburg. Die Gemeinde will ihn, aber das Konſiſtorium lehnt ihn als Rheinländer ab. Er nimmt eine Religionslehrerſtelle in Rheydt an, die ihm übertragen werden ſoll unter der Bedingung, daß er ein Oberlehrerexamen in einem halben Jahr abſolviere. Er fängt noch einmal an, auf dies Examen hinzuarbeiten — bis die Nachricht kommt, er ſei von der Schulbehörde nicht beſtätigt. Er hält hier und da Gaſt-

und Probepredigten. Aber keine der Gemeinden wählt ihn. Dazu kommt, daß Pfarrer Röhrig zurückkehrt und er damit auch in Dümpten überflüssig wird. In seiner Verzagtheit spielt er manchmal sogar mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Ganz hoffnungslos klingt's da einmal in einem Briefe an die Braut: „. . . Ich habe heute morgen wieder eine große Enttäuschung erlebt . . . So geht eine Hoffnung nach der andern dahin. Und ich kann das „Warten" noch lange nicht so gut, wie Du meinst. Im Gegenteil, in den letzten Tagen bin ich oft sehr, sehr verzagt und deprimiert, weil sich's immer wieder verfinstert für die Zukunft. Ich habe auch keine rechte Lust, noch viele solcher Vikarstellen zu versehen, wo man doch im großen und ganzen äußerst wenig Raum und Freiheit hat zu selbständigem Handeln. Außerdem habe ich nicht einmal auf eine solche Stelle eine Aussicht. Ich glaube, daß Gott helfen wird. Aber wann? . . . Es ist doch ein so außerordentlich unangenehm Ding: Wenn man ein wenig warm geworden ist in einer Gemeinde, dann muß man wieder fort. So geht's auch hier in Dümpten. Jetzt, wo ich allmählich die Leute kenne und wirklich viele davon recht lieb gewonnen habe, nun muß ich bald wieder mein Bündel schnüren und muß fort. Wohin, das weiß ich nicht . . ."

Die „Wartezeit" hat von diesem Brief an noch gut zwei Jahre gedauert. Das war nicht leicht. Und er hat recht darum ringen müssen, zu verstehen, daß Gott ihn damit in seine Schule nahm. Nun kam er auf unseres Gottes Hochschule, nachdem er mit der menschlichen fertig war. Und da hat er tüchtig gelernt. Schon in Dümpten: „. . . Das habe ich in letzter Zeit vielfach erfahren, daß man in diesen Perioden des Wartens ganz anders auf den Herrn geworfen wird als sonst . . ."

Als Lehrer in Orsoy am Niederrhein.

Die Postkutsche hält. „Orsoy!" Unter den wenigen, die in dem kleinen Städtchen aussteigen, ist auch der junge Dr. Busch. Wahrhaftig, er hat von der ganzen Reise fast nichts gemerkt. So sehr hatten ihn seine Gedanken gefangen genommen. Sie waren der Fahrt vorausgeeilt. Da in Orsoy war wieder

ſo eine Hoffnung. Und wenn da nun nichts würde? Wenn ſich das, wie ſo vieles andere auch, wieder zerſchlug? — — Wenn er mit den Gedanken ſo weit kam, ſtieg in ſeiner Seele die Angſt auf: dann war er ja „arbeitslos“. Ein furchtbares Wort! Da liegen die Kräfte brach. Man fühlt ſich als völlig zweckloſes Glied der menſchlichen Geſellſchaft, angewieſen auf andere, ohne irgend etwas zu leiſten. Und dieſe Not tauchte immer wieder als graues Geſpenſt auf in dem Herzen des Hilfspredigers. „Nur das nicht! Eher gehe ich nach Amerika. In Braſilien oder in Kanada oder ſonſt wo wird ſchon noch ein Plätzchen für mich ſein.“ Und dann klammerten ſich die Gedanken wieder an die Hoffnung, die in Orſoy aufgetaucht war.

Und nun war er da. Wie wird's hier mit ihm werden?

*

Einige Stunden ſpäter ließ er freudeſtrahlend eine Karte an ſeine Braut los: „Soeben angeſtellt als Lehrer an der Präparandenanſtalt und Rektoratsſchule in Orſoy . . .“ Und bald nachher folgte dann ein Brief: „Ich bin gegenwärtig ſehr beſchämt über meine große Ungeduld. Wie viel Geduld muß doch der große Gott mit uns armen, unverſtändigen Menſchenkindern haben, und wie gnädig und freundlich denkt er doch immer wieder an uns. Ich hatte gedacht, es ſei abſolut keine Ausſicht für mich da auf irgendeine Anſtellung, und nun kommt dieſe Stelle aus des Herrn Hand ſo ganz plötzlich und unerwartet . . . Am Dienstag kam die Anfrage, und geſtern machte ich mich gleich auf die Beine, reiſte hin und nahm die Stelle an . . .“

Die Angſt vor der „Arbeitsloſigkeit“ muß für den Tatkräftigen groß geweſen ſein, daß ihn dieſe Stelle ſo dankbar machte. Denn die ganze Sache entſprach eigentlich gar nicht ſeinen Wünſchen. Es war keine feſte Stellung, die er ſo erſehnte; ja, es war auch nicht einmal eine pfarramtliche. Er mußte eine Lehrerſtelle übernehmen. Und ſo gern er unterrichtete, es war eben doch ein fremder Beruf, in den er hier geführt wurde. Aber er durfte doch nun wieder einen Dienſt tun. Und daß ihm das geſchenkt wurde, darin ſah er Gottes gnädige Führung, die ihm den fröhlichen Dank ins Herz gab. —

Es kommt der Abſchied von Dümpten. „. . . Ich darf in dieſen Tagen des Scheidens in der hieſigen Gemeinde ſehr viel Liebe und unverdiente Freundlichkeit erfahren."

„. . . Am Dienstag abend brachte mir der Kirchenchor in Dümpten noch ein allerliebſtes Ständchen zum Abſchied, zu dem ſich noch mehrere andere Gemeindeglieder eingefunden hatten. Am Mittwoch morgen reiſte ich bei herrlichem, ſonnigem Herbſtwetter ab. Gegen Mittag kam ich hier in Orſoy an und wurde von Rektor Horn, dem Leiter der Präparanden-Anſtalt, außerordentlich liebenswürdig empfangen, der ſich auch den ganzen Tag meiner treulich annahm. Meine Wohnung habe ich bei einem Zigarrenfabrikanten ter Meer; zwei alte, reizende Eheleute, die mich außerordentlich verziehen. Sie haben keine Kinder; ſo behandeln ſie mich ganz wie ihren Sohn. Ich muſiziere ihnen oft, und daran haben ſie dann große Freude. Ich bewohne zwei kleine Räume. Die Zimmer ſind beinahe zugewachſen von Weinreben; die herrlichſten Trauben hängen mir faſt in den Mund. Bis jetzt ſtand jeden Morgen auf dem Tiſch ein Teller voll prachtvoller Trauben. Du kannſt Dir denken, wie dankbar ich bin, daß ich es hier ſo ſchön getroffen habe. Meine Koſt habe ich mit am Tiſch der Familie Horn, die mit den Präparanden im gleichen Saal eſſen.

Meine Arbeit iſt hauptſächlich an der Rektoratsſchule, die ich ganz zu leiten habe. Da ſind jetzt 12 Schüler, die ich in zwei Abteilungen unterrichte. Nebenbei gebe ich noch Stunden an der Präparandenanſtalt." —

„. . . Orſoy iſt zwar Stadt; es hat Stadtrechte noch vom Mittelalter her. Aber es iſt ſo komiſch klein, daß man faſt lachen muß. Zwei Hauptſtraßen ſchneiden ſich in der Mitte, und von dem Punkt aus kann man zu allen vier Toren ganz bequem hinausſehen. Die Leute ſind im allgemeinen ſehr gemütlich und nett. Die Gegend rings herum iſt flach wie ein Teller. Das ſchönſte iſt, daß wir den Vater Rhein ſo dicht an der Stadt haben. Der Wall am Rhein entlang, mit alten Bäumen bepflanzt, iſt ein herrlicher Spaziergang. Geſtern abend war ich

noch um 9 Uhr draußen. Der Rhein glänzte im Mondſchein wie Silber. Das war zauberhaft ſchön . . ." —

Es gefiel ihm alſo ſehr gut in Orſoy und namentlich im Hauſe ter Meer. Die beiden Alten waren ernſte Chriſtenleute, die in ihrem Leben viel Schweres durchgemacht hatten. Das hatte ihre Seelen geläutert und ihrem Weſen einen überaus edlen Zug gegeben. Mit rührender Liebe bemühten ſie ſich um ihren jungen Hausgenoſſen. Faſt in jedem Brief, den der an ſeine Braut ſchrieb, kommt etwas Liebes von ter Meers vor. „. . . Ich erzählte neulich ganz zufällig im Geſpräch, daß mein Vater ungefähr um dieſe Zeit geſtorben ſei. Seitdem finde ich ſein Bild, das über meinem Schreibtiſch hängt, jeden Tag von einem Kranz umrahmt. Iſt das nicht wirklich ſchön? Sie behandeln mich ganz wie ihr Kind, daß ich ganz beſchämt bin ob der vielen Liebe und Aufmerkſamkeit. Die grünen Blättlein, die ich für Dich beilege, ſind auch eine Gabe meiner lieben Hauswirtin. Sie hat hinten im Hof zwei Epheuſtöcke, Ableger vom Grab des Dichters Claudius und ſeiner Frau Rebekka. Sie hat die Ableger mitgebracht von Wandsbek vom Grab ſelber, und dieſelben ſind hier herrlich gediehen. Ich ſoll Dir nun die Blättlein mit einem herzlichen Gruß ſchicken." Ein andermal heißt es: „. . . Gegenwärtig haben die lieben Leutlein ſcheint's ſchwere Geſchäftsſorgen. Es iſt mir groß, wie Frau ter Meer trotz all ihrer eigenen Sorgen doch immer gleich lieb und aufmerkſam bleibt. Sie haben es wirklich verſtanden, mir Orſoy zu einer Heimat zu machen . . ." Und als er vom Weihnachtsurlaub zurückkommt: „Mein Zimmer war aufs herrlichſte geſchmückt mit Tannenzweigen. Auch brannte der Weihnachtsbaum zu meinem Empfang . . ."

Als Vater nach viermonatigem Aufenthalt bei ter Meers in die Präparanden-Anſtalt überſiedelte, da meinte er: „. . . Meine Wohnung iſt zwar ſchön und ſehr nett und gemütlich eingerichtet, aber — bei ter Meers war's eben doch noch ganz anders." Und bei der lieben, alten Frau ter Meer gab's bei dem Auszug, obwohl er nur über die Straße ging, Tränen. Man kann ſich

denken, daß die Beziehungen feſt blieben, ſolange Vater in Orſoy war, und weit darüber hinaus. —

Das Leben am Rhein brachte mancherlei Erlebniſſe mit ſich. War da im Winter 1892/93 der Rhein feſt zugefroren. Das war nun etwas ganz Beſonderes. Vater ſchreibt davon: „Unſere Schlittenfahrt am letzten Sonntag iſt herrlich abgelaufen. Wir fuhren nach Homberg. Dort konnte man auf dem Eiſe nach Ruhrort hinübergehen. Es war da die reinſte Völkerverſammlung aus allen Ortſchaften rings umher. Es ſollen an dem Sonntag 30 000 Menſchen über den Rhein gegangen ſein . . .“ Dann gab's große Aufregung, als das Eis abging. „. . . Wir ſind dankbar, daß das Eis im Rhein ruhig aufgebrochen iſt, ohne Waſſersnot gebracht zu haben. Es waren bange Nächte. In der vorletzten Nacht wurden wir durch Schüſſe geweckt, ein Zeichen, daß das Eis ſich in Bewegung ſetzte. Da ſtanden wir denn am Rheinufer und warteten, bis wir wußten, daß keine Stauung und kein Hochwaſſer mehr zu befürchten waren . . .“ —

So erlebte der junge Lehrer ganz die Freuden und Leiden der kleinen Stadt mit.

Ja, Lehrer. Er freute ſich, „einmal ſo richtig in die Schulmeiſterei hineinzukommen“. Das Schulehalten war ihm ja nichts Fremdes. Waren doch ſein Vater, ſein Stiefvater und ſein Schwiegervater Lehrer. Und er hatte von denen gelernt, dieſen Dienſt an den Kindern ganz beſonders hochzuſchätzen. Da finden ſich in einem Brief aus jener Zeit ein paar charakteriſtiſche Sätze, aus denen deutlich wird, wie ihn ſeine Arbeit freute und wie ſchwer er doch die Verantwortung fühlte, wie er förmlich rang um die Seelen der Kinder. „Meine Arbeit macht mir v i e l Freude. Allerdings bringt ſie auch manches Harte mit ſich. Findet man doch in den Kinderherzen ſo manches, was einer Arbeit im Sinne des göttlichen Wortes direkt entgegenſteht. Und doch iſt und bleibt die Arbeit an den Kindern etwas Köſtliches. Das wird mir jeden Tag von neuem klar, und in der Schule ganz beſonders, daß man ſelbſt gar nichts kann, und daß man ganz auf den Herrn geworfen iſt, wenn man mit ſeiner Arbeit irgend etwas ausrichten will.“ So wird Vater alſo hier

ganz ein Lehrer, unterrichtet, hat seine Kinder lieb, feiert mit ihnen Feste, korrigiert Hefte und was sonst dazu gehört. Im übrigen wartet er, ob sich ihm nicht irgendwo eine Tür auftue, daß er in sein eigentliches Amt komme. Er wendet sich an den Präses der Pastoral-Hilfsgesellschaft. Der sagt ihm eine Stelle zu. Wenige Tage später stirbt dieser Mann ganz plötzlich. Ein andermal geht an ihn ein Ruf nach Crefeld. Da scheitert die Sache an seiner Jugend. Und so schwindet wieder eine Hoffnung nach der andern. „Mir geht es immer ganz gut," schreibt er einmal, „abgesehen von der stetigen Sehnsucht nach einer ständigen Anstellung, die nun wieder in weite Ferne hinausgeschoben ist." „. . . Das fehlt mir hier am Sonntag immer von Zeit zu Zeit, daß ich nicht predigen kann, obwohl ich in meiner Arbeit sehr viel Befriedigung finde . . ." „. . . Gott wird's mit unsern Führungen wohl recht machen. Wenn man das nur immer so ruhig annehmen könnte. Das wäre herrlich! . . ."

*

Wie sich ein Gemälde, wenn wir es, unmittelbar davorstehend, betrachten, oft nur als wirres Durcheinander von Farben und Linien darbietet, während es für den, der den nötigen Abstand hat, einen herrlichen Plan und Gedanken enthüllt, so ist es auch mit unserem Leben. Während wir es leben, verstehen wir gar nicht die dunklen Wege und absonderlichen Führungen. Wenn wir aber den großen Künstler ganz machen lassen, dann wird sich am Ende, wenn wir einmal den Abstand haben, Gottes ganzer Plan über unser Leben enthüllen, und, was uns verborgen war, wird aufgedeckt sein als ein Wunderwerk göttlicher Liebe. — Ich kann mir wohl vorstellen, daß unserm Vater sein damaliger Weg unbegreiflich war. Immer wieder warten! Immer wieder in eine provisorische Stelle hinein! „Ich möchte so gerne ein festes Amt." Das ist sein heißer Wunsch. „Ich habe es so satt, das Leben in der Fremde und unter Fremden, ich möchte jetzt so gerne mein eigenes Heim!" Und es ist, trotz des großen Theologenüberflusses der damaligen Zeit, menschlich gesprochen unbegreiflich, daß er überall, wo er sich meldete, abgelehnt wurde. Uns aber, die wir sein Leben abgeschlossen übersehen, offenbart

ſich gerade hierin die Liebe Gottes, die den jungen Doktor in die ſpezielle göttliche Seelſorge nahm. Da wurde er ganz klein, demütig und losgelöſt von allem „ich will". Dafür lernte er den Blick immer feſter auf d e n richten, deſſen Weg zwar dunkel iſt, aber deſſen Liebe durch unſern Herrn Jeſus Chriſtus unwandelbar feſtſteht. Und das iſt das Große in jener Zeit des Wartens, daß Vater ſich ganz bewußt unter Gottes Erziehung ſtellte. Da konnet der Herr ihm denn eines Tages die Türen weit aufſtoßen und ihn hineinführen in die Fülle der Arbeit, in der er vielen zum Segen wurde.

Der Seelſorger in der Trinkerheilanſtalt Lintorf.

Am 1. Juni 1893 war in einem großen Hauſe in Lintorf eine etwas eigenartige Geſellſchaft von 13 Herren verſammelt. Arme, gebundene Menſchen, die ſich von ihrer Sucht nach dem Alkohol nicht mehr hatten retten können und darum nun ſich freiwillig hier in der Trinkerheilanſtalt aufhielten, um frei und geheilt zu werden. Da geht die Tür auf und der Leiter der Anſtalt, Paſtor Hirſch, kommt herein mit einem jungen Begleiter. „Darf ich Ihnen unſern neuen Hausgeiſtlichen vorſtellen: Hilfsprediger Dr. Buſch!" Und dann ſchauen ſie ihn an und begrüßen ihn förmlich und wiſſen noch nicht, daß ſie ihn noch ſo lieb gewinnen werden. — Das war nun wirklich keine leichte Aufgabe, in die Vater ſich wiederum einarbeiten mußte. Er erzählt ſelbſt: „. . . Wir haben hier zwei Häuſer; eins für Männer aus niederem Stande und eins für reiche Leute, die Koſtgeld bezahlen. In dem letzteren wohne ich. Die Leute ſind alle fein gebildet, dem Stand nach Kaufleute, Juriſten, Nichtstuer, Offiziere, 13 an der Zahl. Unter ihnen iſt auch der Sohn eines bekannten Miniſters. Es werden nur ſolche aufgenommen, die freiwillig kommen und vom Trunk los werden wollen. Ich habe die Oberleitung des Hauſes. Morgens und abends halte ich Andacht und gebe mich ſonſt möglichſt viel mit den Leuten ab. Daneben habe ich die Gemeinde zu verſehen. Dieſelbe iſt ſehr klein. Die Arbeit iſt leicht zu bewältigen . . . Herr Paſtor Hirſch iſt ein ſehr beliebter, ehrwürdiger Herr. Er iſt ſo ſchwer leidend, daß

er jetzt für längere Zeit ins Bad geht und mir den ganzen Betrieb überläßt . . .“ „. . . Ich hatte sehr viel Angst, als ich kam, aber sehr viel von der Angst ist mir jetzt fortgenommen. Ich glaube, daß ich mit Gottes Hilfe an die Herzen herankomme. Denkt auch recht an mich, daß meine Arbeit an diesen armen Menschen gesegnet werde . . .“

„. . . Meine Gemeindeglieder habe ich bald alle besucht. Das ist so wunderschön in einer kleinen Gemeinde, daß man jedes einzelne persönlich kennenlernen und jedem einzelnen persönlich nahetreten kann. Die hiesige Gemeinde kommt mir immer mehr vor wie eine Familie, die auch Zusammenhang sucht . . .“

Ja, die Arbeit in der Gemeinde war reine Freude. Aber im Asyl! — Es war klar: der Aufenthalt im Hause konnte für die Trinker nur dann segensreich sein, wenn sie eine innere Wandlung erlebten. Dazu hieß es nun Seelsorge treiben.

„. . . Heute morgen war einer der armen Menschen zweieinhalb Stunden auf meinem Zimmer und erzählte mir den ganzen Schmutz seines Ehelebens — und dabei hatte er natürlich keine Spur von Schuld nach seiner Meinung. Bis man so einen Menschen auf dem Punkt hat, daß er anfängt, nach *seiner* Sünde zu fragen, das hält furchtbar schwer. Die hiesige Arbeit ist eben eine Arbeit des Betens und Hoffens; und wir haben ja einen Herrn, der auch die versumpftesten Herzen neu beleben und neu schaffen kann . . .“

„. . . Man darf sich eben hier nie viel sichtbaren Erfolg versprechen. Doch bin ich so weit, daß ich das Vertrauen der Herren habe. Sie suchen mir viel Liebe zu erweisen. Und das ist doch viel wert. Jeden Abend fast finde ich etwas in meinem Zimmer, Erdbeeren oder Kirschen oder sonst irgendeine kleine Aufmerksamkeit. In den Andachten sind auch alle recht aufmerksam. Man muß ihnen eben immer wieder nahebringen, daß alle Vorsätze, aller gute Wille nichts nützt, um die Leidenschaften zu überwinden, sondern daß da eine Neugeburt von innen heraus stattfinden muß. — Gestern hatte ich einen sehr ernsten Auftritt. Ich wollte einen besuchen und fand ihn auf seinem Zimmer mit zwei andern in der Betrachtung von unzüchtigen Bildern ver-

tieft, die ſie allerdings nun ſchnell verſtecken wollten. Es gelang mir auch, in aller Ruhe, aber mit Ernſt den Herren meine Meinung über dieſe Dinge zu ſagen, und ich hoffe, es hat geholfen. — In den letzten acht Tagen ſpielte ein heftiger Streit zwiſchen zwei Herren: der eine wollte gleich abreiſen, der andere wollte in ſeiner Wut zum Staatsanwalt. Es dauerte lange, bis jeder ſeine Schuld einſah; doch iſt jetzt wieder Friede im Lande. So gibt's faſt jeden Tag etwas, und man muß ſich täglich neue Geduld und Kraft erbitten, die durch's Trinken ruinierten Nerven der armen Menſchen ertragen zu können . . .„ „. . . Wir mußten geſtern einen der Herren ſofort entlaſſen, weil ſich herausſtellte, daß er mit einem der Dienſtmädchen ein übles Verhältnis unterhalten hat. Das ſind bittere Enttäuſchungen, die ſehr wehe tun. Dann bekam einer unſerer Herren ganz aus heiterem Himmel die Eheſcheidungsklage ſeiner Frau, die von Verwandten dazu überredet iſt, dieſen Schritt zu tun. Nun ſoll ich hinreiſen, um die Sache in Ordnung zu bringen. Das iſt mir gräßlich, all dieſe ſchmutzige Wäſche einer zerrütteten Ehe zu waſchen. Wenn der Heiland nur ſeinen Segen dazu gibt, daß ich Frieden ſtiften kann. Angenehm iſt das Amt nicht. Du ſiehſt, es gibt hier viel zu kämpfen und zu beten . . ." Die Reiſe war nicht erfolglos. Die Sache konnte zu einem guten Ende geführt werden. —

Erſchütternd zu beobachten war der Zuſammenhang von traurigen Eheverhältniſſen und der Trunkſucht. „In den letzten Tagen bekamen wir einige Patienten, verheiratete Männer, deren Familienleben ſo grauenhaft war, daß man es kaum glauben würde, hätte man's nicht ſelbſt gehört und geſehen." Es wird unmöglich ſein feſtzuſtellen, was hier Urſache und was Wirkung iſt.

Zum Schluß dieſer Erlebniſſe noch eine kleine Geſchichte, die Vater tief ergriff, und die er uns ſpäter noch mit Bewegung erzählte. Da war ein Mann, ein ſogenannter Quartalſäufer. Er litt nicht dauernd unter ſeiner Leidenſchaft; nur zu Zeiten ergriff es ihn, und dann gab es kein Halten, dann trank er bis zur Bewußtloſigkeit. Mannhaft hat er dagegen gekämpft. Ge-

rungen hat er um seine Freiheit. Aber die Leidenschaft war stärker als er. So hat er einmal — er war Hotelbesitzer — die Schlüssel zu seinem Weinkeller einem Freunde gegeben, als er merkte, daß er wieder haltlos wurde. Und dann ist er bei Nacht und Nebel unter dem Zwang seiner Leidenschaft bei sich selbst eingebrochen. Dieser Mann kam ins Asyl und wurde schwer krank. Als es nun zum Sterben ging, da wurde der arme Gebundene fröhlich, und sein Mund sprach als letztes die Worte des 126. Psalms: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein." —

Für Vater kam in jenem halben Jahr in Lintorf viel Schweres zusammen. Da war zunächst die schwierige Arbeit, die unendliche Geduld erforderte. Dann zerschlugen sich so mancherlei Hoffnungen auf ein ordentliches Pfarramt. Es hieß wiederum: Warten! Da packte ihn eine gelinde Verzweiflung: „Man verliert ja alle ursprüngliche Frische, bis man endlich ins Amt kommt. Gott bewahre mich vor dem „ewigen Kandidaten". Die Figur ist fast ebenso lächerlich, aber auch tragisch wie die des „ewigen Juden"." Ein andermal wird's ihm wirklich ernst: „So geht eine Hoffnung nach der andern in Trümmer. Das Leben, wie ich es jetzt führe, ertrage ich nicht lange mehr: in der Fremde, abgeschnitten von der Heimat, langjähriger Bräutigam (eine Sorte von Menschen, die einen verzweifelten Anstrich von Lächerlichkeit hat) usw. Ich weiß nicht, wie das enden soll! . . ." Er schrieb am Ende der Lintorfer Zeit: „. . . Ich habe innerlich niemals so schwere Tage und Stunden durchgemacht. In meinem Leben werde ich nie diesen Sommer und Herbst vergessen. Hoffentlich ist diese Zeit nicht ohne Segen vorübergegangen . . ." — Das war der Segen dieser Zeit, die Lektion des 131. Psalms: „Herr, mein Herz ist nicht hoffärtig, und meine Augen sind nicht stolz; ich wandle nicht in großen Dingen, die mir zu hoch sind. Ja, ich habe meine Seele gesetzet und gestillet; so ist meine Seele in mir wie ein entwöhnet Kind bei seiner Mutter."

*

Der festliche Gottesdienst war zu Ende. Brausend setzte die Orgel mit dem Nachspiel ein, und die Menge strömte heraus. Barmen hat ja immer gut besuchte Kirchen. Aber dies Gedränge ließ doch auf etwas Besonderes schließen. Wer genauer zusah, der konnte bemerken, daß viele Elberfelder heute in dem Barmer Gotteshause gewesen waren. Wurde doch heute der Sohn des vielgeliebten und vielbetrauerten Rettungshausvaters Busch hier durch den Superintendenten Krummacher ordiniert. Da waren viele alte Freunde des Vaters herübergekommen nach Barmen, um an dem Ehrentage des Sohnes teilzunehmen. Jetzt kommen ein paar Herren aus der Kirchtür, die trotz des Drängens um sie her in lebhaftem Gespräch sind: „Das ist der Mann, den wir brauchen," meint der eine. Und die anderen geben ihm eifrig recht. Es sind Presbyter der Gemeinde Unterbarmen. Die suchen einen Hilfsprediger für einen großen Arbeiterbezirk und sind hierher gekommen, um Vater zu hören, der ihnen warm empfohlen worden ist. Während so vor dem Hauptportal sein Schicksal entschieden wird, verläßt der neu Ordinierte die Kirche durch ein Seitenpförtlein. Da erwartet ihn seine Mutter. Das ist die größte Freude an diesem Tage, daß Mutter und Sohn sich wieder einmal haben und nach Herzenslust genießen dürfen. Wie viel haben sie sich zu sagen! Und glückstrahlend, Arm in Arm, verlassen die beiden die Kirche. — Das war am 12. November 1893.

Am Freitag darauf — Vater war inzwischen nach Lintorf in seinen gewohnten Dienst zurückgekehrt — traf dort folgender Brief ein:

Lieber Herr Bruder!

Hierdurch mache ich Ihnen die erfreuliche Mitteilung, daß unser Presbyterium Sie in seiner heutigen Sitzung einstimmig zum Hilfsprediger gewählt hat . . .

. . . Der Herr wolle diese Wahl in Gnaden segnen, Ihnen selbst und vielen Seelen in unserer teuren Gemeinde zum Heil!

Für Herrn Pastor Hirsch ist mir der Wechsel leid. Indem ich Sie zu brüderlichem Mitarbeiten herzlich grüße

Ihr Zänker, P.

Das war ja eine gute Botſchaft. Zwar wollte die Freude zuerſt nicht ſo recht durchkommen. Er ſchrieb: „. . . Nachdem die Sache ſo fertig vor mich hintrat, hat ſie mich ein wenig traurig gemacht, weil ich da erſt merkte, daß ich in Lintorf doch auch ein wenig feſtgewachſen bin. Auch war mir's ſo beſchämend, daß hier alle, Paſtor Hirſch, meine Herren und die Gemeinde aufrichtig traurig waren, als ſie hörten, daß ich fort ſolle . . ." Ja, es gab richtig Vorwürfe in der Gemeinde. Und die Herren im Aſyl waren ſehr ungehalten darüber, daß ſie ihren Freund und Seelſorger verlieren ſollten. So hatte der mancherlei auszuhalten in jenen Tagen. Und ihm fiel doch der Abſchied ſelber gar nicht leicht. —

Da zog am letzten Novembertag eine merkwürdige Prozeſſion zum Bahnhof: Der ſcheidende Dr. Buſch, eskortiert von den Herren des Aſyls. Man ſah traurige Geſichter: „Scheiden und meiden tut weh." Und als der Zug zum Bahnhof hinausfuhr, da ſtanden ſie noch lange und winkten: Ja, ſie hatten ihn lieb gehabt. Sie hatten geſpürt, mit welcher Liebe er ihre Seelen geſucht hatte. Und der, der im Zuge der neuen Wirkungsſtätte entgegenfuhr, auch er ſpürte den Schmerz, den die Trennung ſchafft. Er hatte denen, die ganz dahinten am Bahnſteig immer noch winkten, ſeine ganze Liebe geſchenkt. Da geht man denn nur ſchweren Herzens davon. —

Hilfsprediger in Barmen.

Barmen: Hier begann für Vater ein ganz neues Leben. Nach der Einſamkeit in Lintorf genoß er es ſehr, eine Reihe naher Verwandter in der Nähe zu haben. Oft ging er zu ſeiner Schweſter Eliſabeth, der Frau des ſpäteren Miſſionsinſpektors Mundle, der damals Hausvater am Rettungshaus Elberfeld war. So kam der Vater wieder öfter in die heimatlichen Räume ſeines Geburtshauſes.

Oft auch beſuchte er ſeinen Onkel Konrad, den Bruder des Vaters. Und mit vielen anderen lieben Bekannten und Verwandten gab's lebhaften Verkehr und regen Austauſch. Am ſchönſten aber war, daß für ein halbes Jahr ſeine Braut nach

Barmen kam, nach der einsamen Lintorfer Zeit eine ganz besondere Freude.

Die Braut hat ein paar Erinnerungen aus jener Zeit aufgeschrieben, die am besten einen Einblick geben in das gemeinsame Erleben:

„Meine liebe Schwiegermutter im Hardthause wünschte so sehr, daß ich zu Tante Arnold nach Barmen komme. Diese fühle sich seit dem Tode ihres Mannes so einsam. Bei der Gelegenheit sollte ich das Wuppertal und überhaupt Norddeutschland etwas kennen lernen. Tante Arnold nahm mich sehr lieb auf und machte viele Besuche mit mir bei ihren alten Freunden. Am ersten Tag ging's in ein Frauenvereinsfest, das Frau Pastor Cörper leitete. Mir war's eine neue Welt. Solch großer Verein, solch tüchtige Pfarrfrau, solch ein Fest! Es begann mit Gesang: „Hallelujah, Gott zu loben bleibe meines Herzens Freud' . . .“ Dann gab's viele Kuchen und Ströme von Kaffee, und dann kamen verschiedene Pastoren und hielten herrliche Ansprachen. Unter andern auch mein Verlobter, der für mich natürlich am besten sprach. Die Pastoren blieben nur kurz. — Wie viel Segen habe ich bekommen in Predigten, Bibelstunden und vor allem auch im Elendstal, der Wirkungsstätte von „Tante Hanna“. —

Wir waren sehr oft eingeladen zu Festen, die meinem Verlobten und mir zu Ehren gegeben wurden. Da lag denn auf meinem Platz immer ein Kränzchen. So war es Sitte, daß Bräute in Gesellschaft ein feines Myrthenkränzlein trugen. — Die Kusinen B. sagten mir oft, daß mein Bräutigam eine ganz außergewöhnliche Stellung einnehme. Sonst heiße es von den Hilfspredigern im Wuppertal: „Heute predigt der Nemmes!“ (der „Niemand“). Und doch hatte er sehr volle Kirchen. Dort ist es Sitte, daß alle Pfarrer in allen Kirchen abwechselnd predigen, so daß also in jeder Kirche allsonntäglich ein anderer Gottesdienst hält. Da zogen nun viele meinem Bräutigam nach, so daß er immer in vollen Kirchen das Wort Gottes verkündigen durfte. —

Morgens hatte ich bei Tante in der Küche zu tun. Da kam denn mein Geliebter und saß ein Stündlein bei mir als „Küchen-

dragoner". Er war in jener Zeit oft gedrückt, daß er trotz aller Anerkennung, die er überall fand, keine feste Stelle bekam. Man hatte von Berlin aus Verhandlungen mit ihm angeknüpft, um ihn für die dortige Arbeit der Innern Mission zu gewinnen. Aber das zerschlug sich. Er hat einen Ruf nach Helsingfors in Finnland bekommen. Aber als mein Vater ihn bat, nicht ins Ausland zu gehen, schrieb er ab. Er erhielt verschiedene Probepredigten. Aber man wählte ihn nicht. So war er auch eines Samstags furchtbar unglücklich. Er zweifelte, ob er überhaupt hätte Theologe werden sollen, da er doch keine Stelle bekomme. Ich suchte ihn, wie so manchmal, zu trösten. Aber es half nichts. Da wurde ich natürlich recht bekümmert über diese Stimmung meines Teuersten. Aber, — Gott sei ewig Lob, — Sonntagabend hatte er in der Hauptkirche den Gottesdienst. Da sagte er nun selbst: Noch nie habe ihm eine Predigt so auf die Beine geholfen wie seine eigene von diesem Sonntagabend. Text: Elias ist lebensmüde; aber der Herr erscheint ihm in der Wüste im stillen, sanften Sausen. Wie mir bei diesen Worten wurde, kann ich gar nicht sagen. Ich empfand es so wohltuend als Gegensatz zum Abend vorher. Ich habe es so deutlich gespürt, daß auch wir Gottes Kinder sind.

Es war für meinen Bräutigam stets ein kolossaler Kontrast: sein furchtbar armer Bezirk, in dem er von Haus zu Haus ging und die innere und äußere Not der Armen sah, und dagegen die großartigen Einladungen, die wir mitmachen durften. Im Wuppertal war es in jener Zeit so, daß in den ersten Patrizierfamilien bei ihren Familienfesten mehrere Pastoren geladen waren. Diese wußten durch gehaltvolle Tischreden die Abende segensreich zu gestalten. Das wurde von ihnen erwartet, und das konnten und wollten die Barmer Pastoren auch in meisterhafter Weise. Es waren Höhepunkte. Besonders erinnere ich mich eines Frühlingsfestes bei Fräulein Pauline Holzrichter. Diese fromme Dame lebte nur, um andern zu dienen und Freude zu machen mit ihrem Reichtum. Bei ihr war ich mit Tante Arnold an einem schönen Sonntagnachmittag eingeladen. Überall standen kleine Tischchen, wo man den Kaffee trinken konnte.

Im Garten ſpielte die Jugend auf dem friſchen Raſen. So etwas von herrlicher Farbenpracht ſah ich vorher nie: Die blühenden Bäume, das helle Grün der Wieſe und, wie Goethe im Fauſt ſagt: „. . . Doch an Blumen fehlt's im Revier, ſie nimmt geputzte Menſchen dafür." Es war bezaubernd. Alles ſo fröhlich und voll Frühling. Gegen Abend kamen die Paſtoren, die früher keine Zeit hatten. Unter ihnen auch mein Liebſter. Aber er konnte ſich erſt gar nicht in dieſe Fröhlichkeit finden. Er zog mich auf ein ſtilles Gartenbänkchen und erzählte von all der Not, die er heute in den Familien ſah. Er meinte, ſolche Unterſchiede ſeien ſicher nicht von Gott gewollt. Dieſer herrliche Garten, in dem wir ſaßen, lag im Tal unter ſeinem Bezirk, deſſen Häuſer am Berghang ſtanden. So wollte er auch nicht luſtwandeln. Er dachte, ſeine Leute könnten ihn ſehen und ſein Evangelium, das er ihnen bringen wollte, mitſamt den Reichen, die ſie neideten, zurückweiſen. — Dann ging's zum Abendeſſen. Durch eine Flucht von Zimmern waren die feſtlich, wunderbar ſchönen Tafeln gedeckt, und drei Brautpaare bildeten den Mittelpunkt. Feſtliche Reden wurden gehalten, Geſchenke wurden uns mit hübſchen Gedichtchen überreicht und unſern Häuſern viel Segen gewünſcht. Da mußte ſich mein Liebſter doch mitfreuen an all der Liebe, die uns entgegengebracht wurde.

Ganz beſonders ſchön waren auch die Feſte im Elendstal. Da iſt ein einfaches, langgeſtrecktes Holzhaus, das die bekannte „Tante Hanna" errichtet hat, und hier werden die ſchönſten chriſtlichen Waldfeſte gefeiert. Man zahlt ein paar Pfennige Eintritt und trinkt dafür viel Kaffee, und unzählbare Maſſen Butterbrote werden da vertilgt. Das erſte Feſt, das ich dort erlebte, ſteht mir noch deutlich vor der Seele. Wir gingen auf einem herrlichen Waldweg hinauf nach dem Elendstal. Da oben ſang zuerſt ein Geſangverein, ſehr fein herzmäßig. Es war da ſo ein Menſchengedränge, daß ich, getrennt von allen Verwandten, allein in ein Eckchen zu ſitzen kam. Zuerſt ſprach Paſtor Barner über: „Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Das bleibt mir in Ewigkeit, dieſes „nichts mangeln." Dann einer, deſſen Namen ich vergeſſen habe: „Er weidet mich

auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser." Dann Pastor Ohly: „Er erquicket meine Seele. Er führet mich auf rechter Straße." Zwischen jeder Ansprache wurde gesungen. Nun kam eine Pause. Tiefbewegt lief ich hinaus. Durch unbekannte Waldwegchen. Und während ich so durchs Gebüsch ging, eröffnet sich meinem Auge ein herrlicher Blick in die Waldberge und Täler: Eine wunderbare Herrlichkeit Gottes in der Natur. Nach Regen all das frische Grün; Berghügel und einige Höfe. Dann hörte ich das Zeichen und lief mit den anderen Scharen wieder der „Hütte Gottes bei den Menschen" zu. Jetzt sprachen noch Verschiedene. Jeder über einen weiteren Vers des 23. Psalms. Ich fand es so fein, so viele, fromme, gescheite und gelehrte Leute über einen Text sprechen zu hören. Diese Verschiedenheit, und eins besser als das andere! Aber am größten blieb mir: „nichts mangeln". Ja, es war ein gesegnetes Land, das Wuppertal. —

Mein Bräutigam hatte eine sehr gute Herberge bei dem geachteten, frommen Bäckermeister Funccius. So gut hat er es vorher und nachher im Leben nicht gehabt, was gute Küche anbelangt. Ich war auch öfters bei dieser lieben Familie eingeladen. Unvergeßlich ist mir ein köstlicher Ausspruch von Herrn Funccius. Es wurde eine große Schüssel Schokoladencreme aufgetragen. Da meinte er: „Wir geben's immer reichlich, der Heiland gibt's auch reichlich." Wer ihn dabei sah und hörte, der verstand das Wort recht. Er war dem jungen Pfarrer ein geistlicher Vater, von dem dieser viel inneren Gewinn hatte. Und Frau Funccius sagte zu ihm am Tage seines Einzugs: „Wenn Sie es annehmen wollen, will ich wohl Mutterstelle bei Ihnen vertreten." So hatte er äußerlich und innerlich viel in dem gastlichen Hause . . ."

So weit gehen Mutters Aufzeichnungen aus jener Barmer Zeit. Sie sollen ihre Ergänzung finden durch einiges, was Vater selbst über seine Arbeit in Barmen aufgeschrieben hat. Nach seinem Tode fand ich beim Aufräumen seines Schreibtisches diese wenigen Blätter, die wohl der Anfang sein sollten zu einer größeren Sammlung seiner Erinnerungen. Es ist bezeichnend,

daß er damit über dieſen Anfang nicht hinauskam. Seine Aufgabe war eben, raſtlos weiterzuarbeiten. Um Erinnerungen zu pflegen, fehlte ihm die Zeit. Doch nun ſoll er ſelbſt reden:

Erinnerungen aus den Jugendjahren.

Wenn ich heute in den Blättern meiner erſten Amtsjahre blättere, dann kommt über mich das Gefühl tiefer Beſchämung, daß ich unendlich vieles in jugendlichem Eifer verkehrt angefaßt habe, daß ich manches verſäumt habe, daß ich in meinem Chriſtenlauf nicht ernſt und entſchieden genug war, und daß ich das einfache, klare Evangelium von Jeſu, dem Sünderheiland, längſt nicht einfach und klar und volltönend genug verkündigt habe. Aber je mehr ich an das alles denke, deſto größer erſcheint mir die große Barmherzigkeit meines Herrn, der ungeachtet all der großen Mängel ſich zu meinem Dienſt bekannt und mich mancherlei Segnungen ſeiner Treue hat ſchauen laſſen. Und davon will ich einiges erzählen. Vielleicht kann es dem einen oder anderen doch dienlich werden.

Die Katze.

Ich kam in der großen Stadt B. als junger Geiſtlicher in einen großen Induſtriearbeiterbezirk, in dem ich nach der kurzen Arbeit eines Vorgängers die grundlegenden kirchlichen Pionierarbeiten tun ſollte unter Leitung eines älteren Pfarrers. Ich ging nicht mit großem Vertrauen in die Arbeit hinein. Ich wußte ganz genau, daß der ganze Bezirk Haus für Haus ſozialdemokratiſch durchgearbeitet und bei der damaligen Stimmung der Sozialdemokratie gegen die Kirche aufgehetzt war. Dazwiſchen ſteckten wohl eine kleine Zahl von treuen Kirchenfreunden, auch von ernſten Betern, aber das ſchien ganz verſchwindend im Vergleich zu der großen Maſſe derer, die von der Kirche und von Gottes Wort nichts wiſſen wollten. Ich habe von jener Zeit ab etwa 13 Jahre meines Lebens ganz unter Induſtriearbeitern gelebt, habe auch mit ihnen gelebt; ich habe dabei verſchiedenes gelernt, was ſich mir bis auf den heutigen Tag als wahr beſtätigt hat. Es war gar nicht ſchwer, mit dem einzelnen Sozialdemokraten Verbindung anzuknüpfen, unter Umſtänden auch ſeine

Liebe und ſein Vertrauen zu gewinnen. Man fand auch immer unter ihnen eine ganze Anzahl von Leuten, bei denen das Verlangen nach dem lebendigen Gott nicht ausgelöſcht war, und die ſich noch einen gewiſſen Sinn für die Wahrheit von Gottes Wort und von der Botſchaft von der Gnade in Jeſu Chriſto erhalten hatten. Allerdings wird der Geiſtliche, wenn er unter ſolchen Verhältniſſen das Vertrauen finden will bei den Leuten, mancherlei lernen müſſen. Er muß lernen, daß es nicht vor allem auf ſchöne chriſtliche Worte oder auf ſcharfſinnige Dialektik ankommt, ſondern darauf, daß er ſelbſt den rechten Geiſt der Liebe Jeſu Chriſti hat, daß er Selbſtverleugnung üben kann, daß er gerne zu jeder Zeit den Leuten zur Verfügung ſteht und ihnen zu raten und zu helfen bereit iſt, ſo gut er kann, daß er mit ſeinem Hauſe ein Zeugnis von dem iſt, was Gott ihm gegeben hat. So habe ich damals unter meinen ſozialdemokratiſchen Gemeindegliedern eine ganze Anzahl von Leuten gehabt, mit denen mich ein Band des Vertrauens und der Freundſchaft eng verband. Aber die Sozialdemokratie im ganzen genommen, als Maſſenbewegung, bleibt eine Feindin des chriſtlichen Glaubens. Sie iſt aus materialiſtiſchem Boden erwachſen und müßte ſich ſelbſt aufgeben, wenn ſie ſich dem Chriſtentum nähern wollte. Das ſoll uns aber nicht abhalten, mit unermüdlicher Liebe und Treue dem einzelnen nachzugehen und ihm das Evangelium von der Liebe Gottes in Chriſto Jeſu anzubieten.

Ich kam damals in die Arbeit in dem großen Bezirk hinein, wie in ein großes, uferloſes Meer. Ich wußte nicht, wo ich anfangen und wo ich aufhören ſollte. Ich fing an, durch die hohen Mietskaſernen hindurch zu laufen vom Keller bis zur Dachwohnung. Es war keine leichte Arbeit. Bei einigen Familien fand ich freundliche Aufnahme; es war ihnen ſichtlich eine Freude, daß einmal ein Pfarrer zu ihnen kam. Bei den meiſten Familien wurde ich mit ſehr großer Zurückhaltung aufgenommen. Man merkte, daß ſie nicht direkt unhöflich ſein wollten, aber ſie wollten ſich auch in gar keiner Weiſe mit dem Evangelium einlaſſen. An einigen Türen wurde ich auch ſehr unſanft und grob angelaſſen, ja ſogar einige Male direkt hinausgewieſen. Die

Arbeit hatte wenig Ermutigendes. Ich ließ mir wohl immer wieder neues Pflichtgefühl vom Herrn ſchenken, betete auch unabläſſig um offene Türen, aber im ganzen hatte ich den Eindruck, daß mir die Türen und die Herzen verſchloſſen ſeien. Die Arbeit häufte ſich auch ſo ſehr, daß ich kaum durchkam. Eines Tages begegnete mir in der Straße, in der ich gerade arbeitete, ein Heilsarmeeſoldat, der mit ſeinem „Kriegsruf“*) auch von Tür zu Tür ging, und der auch ziemlich niederſchlagende Erfahrungen gemacht hatte. Im ſtillen Winkel eines Hausflurs vereinigten wir uns zu gemeinſamem Gebet und machten dann aus, daß jeder auf einer Seite der Straße hinaufgehen wollte; am Ende der Straße wollten wir uns dann treffen und unſere Erfahrungen austauſchen. Wir haben ſo öfter zuſammen gearbeitet und, wie ich von meiner Erfahrung ſagen kann, Segen voneinander gehabt. Es ging eine Zeitlang im gleichen Geleiſe fort, bis auf einmal eine merkwürdige Wendung eintrat. Die Leute fingen auf einmal an, mir mit viel mehr Freundlichkeit ihre Türen zu öffnen; ſie hörten mich auch gerne an, und ich durfte merken, wie da und dort das Wort Gottes anfing zu wirken. Ich konnte mir lange Zeit dieſe Veränderung gar nicht erklären, bis jemand aus dem Bezirk einem Bekannten von mir erzählte, daß ich etwas getan hatte, was mir die Herzen der Leute im Sturme erobert hatte. Ich hatte das, was ich nachher erzählen will, ohne irgendwelche Nebenabſicht getan, aber Gott der Herr hatte es ſo wunderbar geſegnet und mir dadurch den Zugang zu vielen Herzen geſchenkt.

Da wohnte in einer großen Mietskaſerne in einem Dachſtübchen ein alter Kriegsveteran. Er war ein ſonderbarer Kauz. Faſt niemand durfte ſeine Klauſe betreten. Er hielt ſelbſt ſein Gelaß in Ordnung und war auch ſein eigener Koch. Die Wohnung ſah unter der Pflege der Männerhände nicht gar ſäuberlich aus. Eine reſolute Nachbarsfrau hatte einmal, weil ſie den Schmutz nicht mehr mit anſehen konnte, eindringen und gründlich putzen wollen, aber er hatte ſie ganz gründlich abblitzen laſſen.

*) Ein evangeliſtiſches Blatt der Heilsarmee.

Ich beſuchte ihn ab und zu und fand ihn meiſtens in trautem Koſen mit einer dicken Katze, die offenbar ſeine einzige, vertrauteſte Freundin war. Eines Tages fand ich ihn ganz aufgelöſt in faſſungsloſer Traurigkeit. Seine Katze war abhanden gekommen; ſie hatte offenbar irgendwohin einen Streifzug gemacht, war gefangen worden und war wahrſcheinlich in irgendeine Pfanne gewandert. Der Mann tat mir unendlich leid, daß ihm das einzige Lebeweſen, das ihm wirklich Freude machte, genommen war, und ich beſchloß, ihm Erſatz zu ſchaffen. Ich ging zu einem Kaufmann, der für ſein großes Kolonialwarenlager viele Katzen hatte, und bat ihn um eine. „Wenn Sie eine fangen, können Sie ſie haben," war die Antwort. Man lernt doch manche Dinge tun als Pfarrer, die man früher nicht getan. Ich ging auf die Straße, holte mir drei bekannte Jungens, und dann ging es auf die Katzenjagd. Es dauerte gar nicht lange, dann hatten wir ein allerliebſtes, niedliches Kätzchen eingefangen. Damit ging ich zu dem Kaufmann, ließ mir einen Korb voll nützlicher Lebensmittel einpacken, ſetzte das Kätzchen mitten hinein, und dann ging es im Triumph, die Jungens hinterdrein . . .

Es iſt jammerſchade, daß hier Vaters Bericht abreißt. Der liebe Leſer muß ſich das hübſche Ende der Geſchichte nun ſelbſt ausmalen. Und von den Wirkungen iſt ja ſchon erzählt.

Ja, das war der Schlüſſel zu den Herzen dieſer gottentfremdeten Menſchen, die demütige Liebe. Er ſchreibt einmal: „. . . Mein Bezirk bietet ſehr viel Schwierigkeiten. Es wohnen dort eine ganze Maſſe von Arbeitern, die teilweiſe dem Chriſtentum ganz entfremdet ſind. Doch habe ich die Erfahrung machen dürfen, daß man auch bei den rauheſten und rohſten Naturen Eingang finden kann, wenn man ihnen mit Liebe begegnet . . ."

Weil Vater die Not ſeiner Gemeinde auf der Seele brannte, ſuchte er nach allen möglichen Mitteln, ihnen das Evangelium nahezubringen. Einmal verſuchte er etwas, was damals noch für ganz unglaublich gehalten wurde. Ich laſſe ihn ſelbſt darüber berichten:

„Um auch ſolche, die nicht in die Kirche kommen, mit der Ver-

kündigung des Evangeliums zu erreichen, verſuchte ich einmal Folgendes: Vor einer Mietskaſerne, die einen geräumigen Hof umſchloß, ſtellte ich mich an einem Sonntage mit einem kleinen Chor von Poſaunenbläſern auf. Die ließ iſt zunächſt einige Lieder blaſen. Da öffneten ſich ſo nach und nach die Fenſter, und die Leute ſchauten herunter. Nun rief ich hinauf, ſie ſollten alle herunterkommen; ich hätte ihnen etwas Wichtiges zu ſagen. Bald war eine ziemlich große Schar um mich verſammelt, und ich hielt ihnen eine Predigt, wobei große Aufmerkſamkeit und lautloſe Stille herrſchte. — Leider fingen nachher einige Betrunkene, die dazukamen, mit den Leuten Streit an, und es gab einen Auftritt, der die Stadtbehörde veranlaßte, mir die Straßenpredigt und Hofmiſſion zu unterſagen."

Die Arbeit in ſolchem Kampfbezirk — das war nur die eine Seite der Barmer Erlebniſſe. Es iſt bekannt, welch' reges geiſtliches Leben im Wuppertal pulſiert und wie gerade die Städte Elberfeld und Barmen reichen Anteil daran haben. Und davon dürfte der junge Paſtor doch ein gut Teil mitbekommen: „. . . Das iſt etwas," ſchreibt er, „was ich noch nirgend ſo empfunden habe wie hier: „Das Geſtärktwerden aus der Gemeinde heraus . . ." Und ein andermal: „. . . Ich bin hier bei aller Arbeit — und die gibt's überreichlich — ſo fröhlichen Mutes und ſo guter Zuverſicht, wie ich noch nie im Amt geweſen bin. Man empfängt doch hier recht viel Segen und weiß ſich in der Gemeinde getragen von vielen betenden Herzen . . ." Das iſt doch ein ſchönes Zeugnis, das ein Pfarrer ſeiner Gemeinde ausſtellt. Und ich denke manchmal, ob's nicht heute, wo man ſo viel über die Pfarrer klagt, an dieſen „betenden Herzen" fehle, von denen der oft einſam kämpfende und ringende Pfarrer ſich „getragen" weiß.

*

Es war an einem ſchönen Frühlingsmorgen. Der Hilfsprediger hatte ſeine Braut abgeholt zu einem kleinen Spaziergang in die ſchönen Wälder, die rings um die Wupperſtädte her ſind. Nun ſtehen die beiden oben auf dem Tölleturm. Weit geht da der Blick: Auf der einen Seite das Tal mit den rau-

chenden Schloten und dem Gewimmel der Häuſer. Auf der anderen Seite ſieht man hinein in das herrliche bergiſche Land: Bergeshöhen und tiefe Täler und rauſchende Wälder. Da hebt er ſeinen Arm und zeigt hinein: „Dahinter liegt eine Gemeinde, die einen Pfarrer ſucht. Wenn wir dahin kämen!“

*

Wenige Wochen ſpäter fährt er jener Gemeinde Dahlerau entgegen. Er freut ſich an der lieblichen Fahrt durch ſommerliches Land. Von der Reiſe erwartet er nichts. Vor ein paar Tagen hat er ſchon ſeiner Braut, die inzwiſchen das Wuppertal verlaſſen hat, geſchrieben: „. . . Am nächſten Sonntag habe ich eine Probepredigt in Dahlerau zu halten, die ja wahrſcheinlich keinen Erfolg haben wird . . .“

*

Und dann kam's doch ſo ganz anders. Einſtimmig wählte ihn die Gemeinde.

„Mein liebes Herz,“ ſchreibt er, „ſo hat uns denn Gott doch ſo freundlich geführt; ich bin ganz überwältigt und tief beſchämt von der Gnade unſeres Heilandes. Doppelt angenehm iſt mir die Wahl, weil ſie einſtimig geſchehen iſt. Es iſt in Dahlerau wunderbar ſchön; Kirche und Pfarrhaus auf hoher Bergeshöh' haben mich entzückt.

Nun hat die Sache ihre praktiſchen Folgen. Die Dahlerauer wollen nicht ſehr lange warten. Sie möchten, daß ich an einem der erſten Sonntage des Oktobers einzöge. Dann muß ich aber meine kleine Frau bei mir haben . . . Mir wirbelt der Kopf von all dem, was in den paar Wochen beſorgt werden ſoll. Doch geht durch alles hindurch ein freudiger, großer Dank, daß der Herr uns Weg gemacht hat, daß ich Dich heimholen kann . . .“

„. . . Es iſt für mich ſehr gut, daß ich ſehr viel Arbeit habe. Sonſt würde ich vielleicht ein wenig übermütig durch mein Glück.“

Ja, wie ein voller Strom brach das „Glück“ über ihn herein: „Die goldene Zeit der erſten Liebe“: In der Gemeinde und in der Ehe.

Hochzeit.

Jetzt führt uns unſere Erzählung ins ſchöne Württemberger Land. Da ſaßen am 26. September 1894 zwei glückliche junge Menſchen an der „Uracher Steige", die von dem Städtchen Urach zu dem Gebirgsdorf Hülben führt. Fröhlichen Herzens und Freude auf den Geſichtern — inmitten all der leuchtenden Herbſtpracht des Buchenwaldes. Morgen iſt Hochzeitstag! Wie lange liebten ſie ſich und ſehnten ſich nach dieſem Tage! Und nun ſollte es endlich wahr werden! Da hörte man ſchon die Wagen herauffahren, die all die lieben Hochzeitsgäſte in Urach abholen ſollten. Aber die meiſten Verwandten gingen zu Fuß den ſteilen Berg hinauf. Da war vor allem die liebe, ſtrahlende Mutter des Bräutigams mit ihrem Bruder, Onkel Wilhelm Arnold, und viele andere Gäſte, die alle nach Hülben kamen, um ſich mit den Jungen zu freuen. Alle Häupter der Familien waren erſchienen. Aber es war nicht nur Freude im alten Schulhaus. Ein lieber Hausgenoſſe, der Vetter Bubeck, lag ſchwer krank. Er hatte einſt bei dem Mönchenſteiner Eiſenbahnunglück faſt alle ſeine Lieben verloren, wollte nicht mehr in Baſel bleiben und baute ſich eine kleine Villa in Hülben. Aber nur ganz kurz lebte der junge Künſtler in ſeinem netten Häuslein. Er wurde lungenkrank, ſiedelte ins Gaſtzimmer im alten Schulhaus über und wurde von der Mutter Kullen treu gepflegt. Da lag er nun neben all dem Hochzeitstrubel und grüßte alle und ſprach noch mit den Verwandten, die kamen. Abends hörte er die Andacht, die Onkel Wilhelm Arnold im Nebenzimmer hielt, Tante Agnes, die ſolange bei dem Kranken war, ſagte, da habe er die rechte Wegzehrung bekommen für den Weg durchs Todestal. Dieſe Andacht ſei etwas Herrliches geweſen. Ein Schöpfen aus der Ewigkeit.

Am Abend kam noch ganz Hülben mit Laternen, und der Gesangverein brachte ein Ständchen. Der Leiter hielt eine Rede, in der er u. a. sagte, daß es ihnen eine große Ehre sei, daß ein Herr aus Norddeutschland komme und eine Hülbenerin hole. Alle Sänger wurden im unteren Schulsaale bewirtet. Im oberen war schon zum Festessen gedeckt und geschmückt. Die Hülbener hatten ganze Wagen voll Tannen geholt und vom Rathaus bis zur Kirche rechts und links der Straße gesetzt und das Schulhaus mit Kränzen und Girlanden geschmückt. Ein Kalb war geschlachtet, viel gebacken, alles bereit. Aber als am Hochzeitsmorgen das Bräutlein fröhlich erwachte, stand ihre Mutter am Bett und sagte: „Karl Bubeck ist heute Nacht überraschend gestorben." Das war ein Jammer. So sollten sie Hochzeit feiern, und der Tod hatte Einzug im Hause gehalten. Aber wie ist's doch schön bei Christen! Der teure Vater Mayer hielt die Morgenandacht, und wenn Onkel Arnold dem Sterbenden die letzte Stärkung geben durfte, so gab in hohem Maße der Vater Mayer den Hochzeitsfeiernden mit seinem Gebet die Freude und den Frieden der Seele. Er sagte, wie schön es sei, daß unser lieber Karl nun nicht mehr schwach und krank sein müsse, daß er jetzt schon bei der triumphierenden Schar sich mit seinen vorangegangenen Angehörigen freuen dürfe. Heute sei ein Freudentag, den Gott schenke.

Und nun wurde es auch ein besonders schönes Fest. Gottes Geist wehte bei aller Fröhlichkeit. Jemand sagte zum Brautpaar: „Ihr müßt Gott viel wert sein, daß er euch solch herrliches Fest schenkt." Auf dem Land ist eine Hochzeit ein großes Ereignis. Alles strömt zusammen, das ganze Dorf, „wenn die hellen Kirchenglocken laden zu des Festes Glanz".

Der feierliche Hochzeitszug zog zur Kirche, voran Kinder mit Blumenkränzlein im Haar, dann die Brautjungfern und das Brautpaar. Die ganze Gemeinde sang: „O segne sie, der gern beglückt." Man hatte in Hülben noch nie vorher eine Braut in weißem Kleid und mit Schleier gesehen. Das war so auffallend, daß ein Bauer zum blinden Christian sagte, der im Chor mitsang: „Wenn du nur heute einmal sehen könntest, diese

Braut!" Onkel Wilhelm Arnold aus Basel traute den Sohn seiner geliebten Schwester und sprach in Meisterschaft über das Wort„ So zieht nun an als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; und vertrage einer den andern und vergebet auch untereinander, so jemand Klage hat wider den andern; gleichwie Christus auch vergeben hat, also auch ihr. Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit" (Kol. 3, 12-14). — —

Der Kirchenchor, in dem die Braut immer so gerne mit musiziert hatte, gab sein Bestes, um das große Fest recht schön zu machen. Und ganz besonders herrlich war, als der Bruder der Braut mit seiner vollen Stimme sang: „Fürchte dich nicht." In Hülben bestand damals noch die alte Sitte, daß der erste Lehrer des Dorfes das Brautpaar an der Schwelle des Hochzeitssaales begrüßen mußte. Die „Staffelrede" nannte man diese Ansprache, weil sie meist von der Staffel des Gasthauses gehalten wurde, während die ganze Hochzeitsgesellschaft, auf der Straße stehend, zuhörte. Hier nun redete der Lehrer Kullen seine eigene Tochter an, und diese „Staffelrede" ist so köstlich, daß sie jetzt folgen soll:

„Du bist unsere Schwester, wachse in viel tausendmal tausend" (1. Mose 24, 60). So sprachen zu der aus ihrem Vaterland scheidenden Rebekka ihre lieben Familienangehörigen. Bei dem Worte: „Du bist unsere Schwester" regten sich gewiß in ihren Herzen eine Menge von verschiedenartigen Gefühlen treuer Liebe, herzlicher Wehmut, daß sie sich von der Geliebten trennen müssen, aber auch freudigen Dankes für Gottes wunderbare Leitung und Führung bei der Heiratsangelegenheit. Zugleich tauchten alle möglichen Erinnerungen an das seither mit der teuren Hinwegeilenden Erlebte auf. „Ach," hieß es wohl im Herzen des alten Vaters Bethuel und der ehrwürdigen Mutter und des gerührten Laban und seiner Geschwister, „ach, welches goldene Zeitalter hatten wir bis jetzt miteinander! Wenn wir unsere Herden auf die Weiden brachten, so war Rebekka, die rüstige, immer die erste, die den Zug voll frischen Mutes anführte.

Ihr ganzes Weſen rief uns immer zu: „Ich habe keine Zeit, müde zu ſein.“ Wenn wir uns matt in den Schatten der Eichen gelegt hatten, brachte ſie den großen Krug erfriſchenden Waſſers und bot auch noch Vorüberreiſenden dasſelbe bereitwilligſt an.

Und mit welch herrlicher Stimme ſang ſie uns Lob- und Danklieder, wenn ſich Niedergeſchlagenheit bei uns einſtellen wollte! Wie wird es gehen, wenn wir künftig mit unſerm Weidevieh an den Brunnen kommen und dort keine Hirten antreffen? Wer wird den großen Stein abwälzen, wenn Rebekka nicht mehr dabei iſt? Ihr Mannesmut hat ja allemal die ſchwere Laſt faſt allein bemeiſtert. „Auf, meine Brüder,“ rief ſie, „das iſt für uns eine Kleinigkeit!“ und offen war der Born. „Lieber brotlos, als mutlos!“ hieß ihr Wahlſpruch. Was iſt uns doch ſolche Schweſter und Tochter geweſen! Wieviel geht mit ihr fort! Zu ſchwer wäre uns ſolcher Verluſt; aber der Herr hat es ſo gefügt; wir wollen und können ihr nichts in den Weg legen, ſondern unſer übervolles Herz kann jetzt nur noch ausrufen: „Wachſe in viel tauſendmal tauſend!“ Mit dieſen kurzen Worten brachten ſie ihr einen der allerhöchſten Wünſche dar, die es dazumal gab. Nach unſerer jetzigen Zeit und Sprache würden ſie geſagt haben: Es ſoll dir tauſendmal gut gehen. Der liebe Gott möge ſich tauſendfach an dir verherrlichen mit ſeinem Segen, Beiſtand, Schutz, Frieden, mit ſeiner Gnade, Güte, Hilfe, Treue und Barmherzigkeit! Und ſiehe da: der große Wunſch ging in Erfüllung. Die geliebte Abreiſende durfte werden die Lebensgefährtin und Gehilfin eines jener großen Gottesmänner, von denen der hochgelobte Herr und Heiland Jeſus Chriſtus in der Schrift ſo oft bezeugt: „Ich bin der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs.“ Sie durfte ihren Lebensweg gehen mit dem Mann, an dem wir noch jetzt ſtaunend hinaufblicken. In ſeinen Jugendjahren wurde er ſchon würdig erfunden, den Gang nach Morija zu machen, um dort ein Vorbild zu werden und abgeben zu dürfen von dem hingebenden, geduldigen Gotteslamm Jeſus Chriſtus. Und wie edel benahm ſich dieſer Iſaak bei ſeiner Heirat, und wie großartig friedfertig in etwas ſpäterer Zeit, als man ihm nacheinander zwei Brunnen, die beſonders wertvolle Beſitztümer

in jenem Lande waren, wegraubte. Er ließ ſich's ruhig gefallen, verlor aber dadurch nichts, denn „ſelig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen.“ Gott ſegnete ihn, und er ward, wie die Schrift bezeugt, ein großer Mann, ging und nahm zu, bis er ſehr groß ward. Einmal leſen wir von ihm: „Er ſäte und kriegte desſelben Jahres hundertfältig.“

Ja, meine Lieben! Rebekka wurde glücklich; ſie wuchs in viel tauſendmal tauſend. Sie lebt ſchon lange nicht mehr; aber du, liebe Johanna, biſt noch unter uns. Dir rufen wir auch gemeinſchaftlich zu: „Du biſt unſere Schweſter, Tochter und Freundin!“ Bei ſolchem Ausſpruch wogt auch vieles in unſern Herzen. Altes und Neues taucht auf. Es ſind morgen 25 Jahre, daß du in dieſe Welt geſchwinde eingetreten biſt, während ich in Kornthal ſanft ſchlief. Als ich am andern Morgen hier ankam, meinten liebe Leutlein, ich werde keine große Freude an dir haben, da dir ſchon zwei Schweſterlein vorangegangen waren. Sie wußten es nicht recht. Wieviel Freude haſt du uns bereitet! Denken wir nur an die Spaziergänge ans „Steinhauerloch“, wo ihr, liebe Kinder, ſo ſorgenlos und munter um uns herumſpranget. Einmal laſeſt du ein winziges Büſchelchen dürres Holz zuſammen, vergaßeſt aber im Eifer des kindlichen Spieles, es mitzunehmen. Naher weinteſt du bitterlich aus tiefem Mitleiden mit dem „Krählein“ (Holzbüſchel), daß es ſo vereinſamt im Walde liegen müſſe. Wie nahe lag der Gedanke: Das Kind hat viel Gefühl; die Tochter wird, wenn ſie ſich vom himmliſchen Hirten leiten läßt, viel Mitleid haben mit Verlaſſenen, Armen, Dürftigen und ſich mit Gottes Hilfe bringen laſſen in die Zunft der Barmherzigen, von welchen der liebe Heiland ſagt: „Selig ſind ſie, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Und wie bald ſangeſt du Melodien: ein Hinweis, daß du Betrübte, Traurige erheben, erfreuen ſollteſt und könnteſt, und daß dich der hochgelobte Heiland gerne bei den himmliſchen Sängern mit den Gottesharfen einſt haben möchte, die ſein Lob ſingen ewiglich. Wenn wir ſpäter auf den Seizenfelſen gehen und das herrliche Dettinger Tal bewundern, aus welchem mein lieber

Vater seine mit Gott vermählte Braut, die auch im Hausstand mit Gott vermählt geblieben ist, geholt hat, — oder wenn wir vom Passionsfelsen aus in das Uracher Tal blicken, von welchem uns das weiße Tuch der großen Bleiche gemahnt: „Sehet euch um die weißen Kleider zur himmlischen Hochzeit um," und wenn wir in diese prachtvollen Talgründe das Lied erschallen lassen: „Himmel an, nur himmelan" usf., so wird die liebe Mutter sagen: „Die Kinder haben schön gesungen, aber es fehlt eben die Johanna." Und wenn ich zur Erbauung meines Herzens, Gemüts und Gefühls den wundersamen Reigen hören will, mit dem ihr, liebe Nichten und Töchter, mich so oft erquicktet, die sogenannten Gegensätze:

„Licht nach dem Dunkel,
Friede nach Streit,
Jubel nach Tränen,
Wonne nach Leid;
Sonne nach Regen,
Lust nach der Last,
Nach der Ermüdung
Selige Rast.

Ruhe nach Mühe,
Ehre nach Hohn;
Nach den Beschwerden
Herrlicher Lohn;
Labsal nach Trübsal,
Krone nach Kreuz,
Süßes nach Bitt'rem,
O, wie erfreut's!

Freude nach Trauer,
Heilung nach Schmerz;
Nach dem Verluste
Tröstung ins Herz;
Kraft nach der Schwachheit,
Ruhm nach der Schmach,
Sturm muß sich legen,
Stille danach.

Reichtum nach Armut,
Freiheit nach Qual,
Nach der Verbannung
Heimat einmal.
Leben nach Sterben,
Völliges Heil
Ist der Erlösten
Herrliches Teil!"

so wird es heißen: „Wo ist der Sopran? Ach, der ist in Dahlerau!"

Aber was soll ich noch weiter aufzählen? Wir müssen zum Schluß eilen. Du bist unsere Schwester, wachse in viel tausendmal tausend! Das können wir dir aber nicht mehr allein sagen; dein Bräutigam und du, ihr seid jetzt, wie wir vorhin bei der Trauung hörten, gleichsam eine Persönlichkeit geworden: „sie werden ein Fleisch sein". Also, liebe Johanna, lieber Wilhelm, wachset in viel tausendmal tausend, d. h., wenn wir's am kürzesten

ausdrücken: „Wachſet in den lieben Heiland hinein. Seid und bleibet Reben an Ihm, dem Weinſtock, in ſolch unauflöslicher Verbindung, daß weder Hohes noch Tiefes, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Antichriſt noch falſcher Prophet euch von Ihm trennen kann.“

Werdet durch ſeine Gnade, Macht und Kraft ſolche Verbundene mit Ihm, wie der Pſalmiſt, der im Pſalm ausruft: „Wenn ich erwache, bin ich noch bei dir!“, den alſo Tag und Nacht nicht von Ihm hinwegbringen konnten, der mit dem Herrn ſeinem Gott einſchlief und mit Ihm erwachte. Tauſendmal tauſend gibt eine Million. Durch ſolches Vereinigtſein mit dem Herrn werdet ihr Millionäre, und, weil es heißt: „in viel tauſendmal tauſend“, ſo werdet ihr vielfache Millionäre.

Ein Millionär braucht nicht zu erſchrecken vor kleinen und großen Auslagen; er kann alles mögliche auszahlen, wie wir dies ſehen an den Millionären des Alten Bundes, z. B. einem Henoch, Noah, Abraham, Iſaak, Moſe, David und einem Stephanus und Paulus im Neuen Teſtament.

Morgen biſt du, liebe Braut, 25 Jahre alt. In 25 Jahren wollen wir alle, meine Lieben, mit Gottes Hilfe, namentlich ihr lieben Hülbener — ihr habt meiner Tochter ſo viele, viele Güte und Liebe erwieſen, was der Herr tauſendfältig vergelten möge, — uns wieder hier an dieſer Stätte zur ſilbernen Hochzeit verſammeln. Dann bin ich 92 Jahre alt, noch außerordentlich jung gegen Methuſalah, und will dich, lieber Wilhelm, fragen: „Wie hat ſich deine Braut und Frau gehalten?“ Und dann möchte ich die Antwort hören: „Sie hat mir unendlich viel Gutes erzeigt, hat mich außerordentlich ſtets geliebt und mich nie beleidigt, nur war ich faſt eiferſüchtig auf den lieben Heiland, denn Ihn, dieſen hohen, anbetungswürdigen Herrn, hat ſie noch mehr geliebt als mich; kein Wunder, daß ſie in jeder Beziehung mir war eine gottbegnadigte, reich geſegnete Gehilfin für Herz, Amt und Haus!“

Und wenn ich dich, liebe Johanna, frage: „Was haſt du an dem lieben Wilhelm für einen Mann bekommen?“ wirſt du ſagen: „Den allerliebſten auf Gottes ganzem Erdboden. Es

wollte mir gehen wie der Sarah. Sie ſah an ihrem Gemahl hinauf, daß ſie ihn nicht Mann, ſondern Herr nannte um ſeines felſenfeſten Glaubens willen und wegen ſeiner edlen Demut, ſeiner bewunderungswürdigen Friedfertigkeit, ſeines eilfertigen Gehorſams und ſeines ſtaunenswerten himmliſchen Sinnes."

Dann, liebe Kinder, will ich tauſendmal tauſend Dank bringen unſerem hochgelobten Gott und Heiland und will Ihm zu Preis und Ehre ſagen: „Ihr ſeid gewachſen in viel tauſendmal tauſend. Jeſus, hilf du, hilf ihnen dazu!"

Du aber, o großer Herr und Heiland, ſei geprieſen in Ewigkeit! Amen!" —

Weil die jungen Eheleute noch bei der Beerdigung blieben, konnte Vater am folgenden Sonntag in Hülben predigen. Da kam die Großmutter (aus Münſingen) ganz ergriffen heim, ging auf die junge Frau zu und ſagte: „O Kind, du wirſt glücklich, du wirſt glücklich, was haſt du für einen Mann, o wir müſſen noch ganz anders anfangen." Sie meinte, ganz ernſt machen mit dem Chriſtentum. —

Am nächſten Tage reiſten die zwei Glücklichen über Münſingen am Lichtenſtein vorbei nach Norden, der neuen Heimat entgegen.

Dahlerau (1894–96).

Es war an einem ſchönen Oktobertag im Jahre 1894. Da gab's für die Leute in der Stadt Barmen etwas Fröhliches zu ſehen. Sie blieben ſtehen, als ſie das Pferdegetrappel auf dem Pflaſter hörten. Nun kamen ſie auch ſchon um die Ecke, die fünf ſtattlichen, feſtlich geſchmückten Reiter. Und hinter ihnen her ein langer Zug von 22 Wagen, luſtig mit Buchenlaub verziert und beſetzt mit fröhlichen Menſchen. Da lief wohl einer hinter dem letzten Wagen her und fragte: „Was hat der Aufzug denn zu bedeuten?" „Wir Dahlerauer haben uns unſern neuen Paſtor geholt," hieß es dann, und der Arm deutete nach der Spitze des Zuges. Richtig, da vorn im erſten Wagen ſaß er und hatte nur eine Sorge: Worüber er ſich am meiſten freuen ſolle: über den lachenden Sonnenſchein oder über das ſchöne bergiſche Land, in das ſie nun hinausfuhren, über die junge, liebe Frau an ſeiner Seite, über das ſchöne Amt, dem er entgegenfuhr oder die große Liebe, mit der dieſe erſte Gemeinde ihn empfing.

„Ach, denk' ich, biſt du hier ſo ſchön
Und läßt du's uns ſo lieblich gehn
Auf dieſer armen Erde . . ."

So ſang und klang es in den Herzen der beiden jungen Pfarrersleute. So hätte man immerzu fahren können bis dahin, wo die Welt aufhört. —

Jetzt geht's über die letzte Höhe weg hinter Lüttringhauſen. Dann ſenkt ſich der Weg langſam, und der Blick wird frei in das Tal. Sieh da, welch liebliches Bild: Ein feſtliches Gewimmel fröhlicher Menſchen auf dem Berghange. Die ganze Straße entlang ſtehen ſie und winken und grüßen, und die Jungen

ſchwenken die Mützen. Wo kommen denn die vielen Menſchen her? Schau unten im Tale die drei großen Fabriken! Da ſtehen die Räder heute ſtill, die Säle ſind verödet, die Büros verlaſſen. Heute iſt ja Feſttag: „Wir Dahlerauer haben unſern erſten Pfarrer! Hurra!“ Ei, du lieber Poſaunenchor, du haſt wohl die Klänge im Herzen des Pfarrers gehört, und nun gibſt du ſie weiter, daß es über das Feld ſchallt:

„Lobe den Herren,
Den mächtigen König der Ehren . . .“

Hier ſteht die Menge ganz dicht. Der Wagenzug muß halten. Aus dem Gedränge löſt ſich ein Mägdlein und ſagt errötend ein Gedicht. Da heißt es am Schluſſe:

„. . . Mög' Euer Glück ſo völlig werden,
Daß keins ihm gleiche hier auf Erden.“

Das war ein ſchöner Wunſch. Noch ſchöner aber iſt, daß Gott ihn in Erfüllung gehen ließ.

Inzwiſchen drängt ſich die Menge dich um die Wagen. Nur die vorderſten haben verſtanden, was das Mädchen ſagte. Und ſie wollen doch alle mit teilhaben an dem, was vorgeht. O, ſie dürfen alle hören. Da wird auf der kleinen Blumenkanzel der originelle Paſtor Korſtick von Remlingrade ſichtbar. Sie kennen ihn alle, den Pfarrer der Nachbargemeinde dort drüben auf der Höhe. Oft begegnet er ihnen draußen auf dem Felde und im Walde, wenn er ſeine Streifzüge macht, um ſeltene Käfer und Schmetterlinge für ſeine Sammlungen zu fangen. Manchmal haben ſie ſich auch über ihn gewundert: Wozu wohl der Pfarrer all die Käfer und Schmetterlinge ſammelt? Aber daran denkt jetzt niemand. Er ſpricht ihnen allen aus dem Herzen, als er ſo liebe, warme Worte der Begrüßung dem neuen Amtsbruder ſagt. —

Ja, und jetzt drängen ſich alle noch viel dichter zuſammen. Mütter nehmen ihre Kinder ſchnell auf den Arm, daß ſie nicht herumlaufen und ſtören. Ganz mäuschenſtill wird's. Der jetzt dort oben auf der blumengeſchmückten Kanzel ſteht, das alſo iſt er, der „Neue“, der erſte Pfarrer der Gemeinde Dahlerau.

Und dann nicken sie befriedigt: Ja, den kann man verstehen! Laut schallt die mächtige Stimme über die Menge. Und was er sagt, das ist auch wahr: „Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein!“ (Psalm 118, 24.) „So ist's,“ denken die, die dicht gedrängt dastehen. Wie gut, daß nun die Zeit vorbei ist, da man keine Kirche und keinen Pfarrer hatte. Hatte man Gottes Wort hören wollen, mußte man stundenweit laufen bis zur nächsten Kirche nach Radevormwald, nach Lüttringhausen oder nach Remlingrade. An schönen Frühlingssonntagen oder wenn im Sommer die Sonne warm schien, ja, da war das ja ganz hübsch gewesen, wenn auch von den Alten manchem der weite Weg sauer ankam. Aber wenn die Herbststürme durchs Land brausten, wenn der Regen die Wege aufgeweicht hatte oder wenn's gar im Winter Stein und Bein gefroren hatte, da war's dann wirklich keine Kleinigkeit gewesen. Gewiß, um des lieben Gotteswortes willen konnte man schon einmal so ein Opfer bringen. Und man hatte es getan. Aber es war doch eine große Freude durch die Gemeinde gegangen, als man eines Tages erfuhr: Die Fabrikanten wollen uns eine eigene Kirche bauen. Wenn sie des morgens zur Arbeit gingen, dann hatten sie schnell noch einen Blick auf den Berg geworfen, wo der Bau langsam vorwärts ging. Und des Sonntagsnachmittags schaute man nach, wie weit die Maurer waren. Ja, wenn die Bauleute so flink hätten bauen können, wie sich's die Herzen wünschten, wäre sie schon lange fertig gewesen, die neue Kirche dort auf dem Berge. Aber nun ist's so weit. Königlich steht sie dort oben, freundlich grüßt der Turm herüber zu der Menge, die dem neuen Pfarrer lauscht. Es ist ihm ja so ernst um sein Amt. Drum spricht er auch über den nächsten Vers des angefangenen Psalmwortes (Ps. 118, 25): „O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen!“ Wie ein Gebet ist's, ein ganz ernstes Gebet, daß Gott ihn in seinem Amt bestätigen möge. „Amen,“ klingt's durch all die Herzen. Und „Amen“ ruft auch die neue Kirche oben, als die Glocken nun anfangen zu läuten. Ja, es ist, als sei ihr Ruf ein göttliches „Ja und Amen“ zu dem, was da gesagt und gebetet wurde.

Darum bricht jetzt auch die Freude wieder hervor. Der Wagenzug hat sich wieder in Bewegung gesetzt. Nebenher und hinterdrein zieht alles Volk. Hörst du, wie dich die Glocken grüßen, du junger Pfarrer? Und jetzt fallen sogar die Glocken der katholischen Kirche mit ein. Und: Bum-bum! Bum-bum! — Ein paar Frauen schrecken zusammen. O, das sind nur Böllerschüsse. Die sollen es ins letzte Winkelchen des Tales rufen: „Lasset uns freuen und fröhlich sein!" So geht's im Triumph durchs Tal und dann wieder den Berg hinauf. Sie fahren dahin unter dem Geläute der Glocken, dem Krachen der Freudenschüsse, dem Grüßen und Jauchzen der Gemeinde. Durch immer neue Ehrenbogen und Guirlandenpforten geht's die geschmückte Straße entlang bis zum Pfarrhause auf dem Berge.

So empfingen die Dahlerauer ihren ersten Pfarrer.

*

„Wo mein lieber Mann nur heute wieder bleibt?" fragt sich die junge Pfarrfrau und macht sich auf den Weg, ihm ein wenig entgegenzugehen. Durch den Garten geht sie, in dem ein paar Bäume schon in voller Blüte prangen. Jetzt steht sie auf dem Platze, der zwischen Kirche und Pfarrhaus liegt. „Welch himmlischer Friede ist doch hier oben auf unserm lieben Berge!" denkt sie. „Da unser hübsches Häuschen!" Ihre Gedanken gehen zurück in die Zeit, da sie in ihrer württembergischen schönen Heimat manchmal ein wenig Sorge hatte, ob sie im rauhen Norden nicht Heimweh bekomme nach dem Elternhause. Und nun ist alles so voll Sonne und Glück! — Da neben dem Pfarrgarten liegt der Friedhof, und dort drüben die Kirche. Wie still ist's jetzt hier. Aber des Sonntags, wenn die Glocken im Turme rufen, dann wird's hier oben lebendig. Dann kommen sie herauf aus dem Tal und füllen die helle Kirche bis auf den letzten Platz. Und nach dem Gottesdienst stehen sie wohl noch ein wenig umher und begrüßen sich und freuen sich an dem Frieden hier oben. Es ist ja so, als sei hier ein Stücklein vom Paradies übriggeblieben. Die Pfarrfrau geht langsam den Kirchweg entlang, der nach der Straße führt. Eine Erinnerung taucht auf. Es war damals, als man ihren Mann hier zum

Pfarrer gewählt hatte. Da war ein alter Freund aus dem Wuppertal, Rektor Leite, nach Hülben gekommen. Im lieben, heimatlichen Wohnzimmer hatte er gesessen und mit großer Begeisterung erzählt von der Schönheit des bergischen Landes, von dem hübschen kleinen Pfarrhaus auf der Bergeshöhe und all den Herrlichkeiten hier. Damals hatte ihr Vater drohend den Finger erhoben: „Ich glaube, sie wollen es uns schöner schildern, als es in Wirklichkeit ist.“ Da war der Freund ganz feierlich geworden. „Wenn Ihre Tochter nach Dahlerau kommt, dann wird sie sagen wie weiland die Königin von Saba zum König Salomo: „Es ist mir nicht die Hälfte gesagt.“ „Recht hatte er,“ denkt die junge Frau. Sie steht jetzt dort, wo die Straße nach Dahlerau steil hinuntergeht. Einen herrlichen Blick hat man von hier aus auf die rauschende Wupper im Tale, die große Fabrik Dahlerau, die sauberen Arbeiterhäuser am Abhang und die schönen Waldberge ringsum. Ein wenig weiter im gekrümmten Tale liegt die Fabrik „Vogelsmühle“. Und dort nach der andern Seite „Dahlhausen“. Wie ein Kranz legen sich die Werke mit den Arbeitersiedlungen um den Berg. Und hinten auf der Höhe sieht man die Häuser von Keilbeck, das den Kreis schließt. Mitten drin aber, auf der Höhe des Berges, steht wie eine Mutter, die über allem wacht, die Kirche. — Die Pfarrfrau schaut aus nach ihrem Manne. Die vier Ortschaften herum im Kreise sind seine Gemeinde. „Von welcher Seite er wohl kommt? — Wenn er nur erst käme!“ Aber sie hat's schon gelernt, zu warten. Ihr Vater hat ihr als Braut einmal gesagt: „Wenn dein Mann zu spät zum Essen kommt, dann bete nur ein paar „Vater-unser“, damit du ihm kein knurriges Gesicht zeigst.“ Ja, ja, er wußte, wie es zugeht beim Pfarrer. Hier will ihn jemand sprechen, und dort wartet noch ein Kranker auf ihn, und in jenes Haus sollte er schnell einmal hineinsehen. „Und es sind doch recht weite Wege,“ denkt sie, während sie das Tal überschaut. Man kennt hier im bergischen Land keine geschlossenen Dörfer. Die Häuser stehen zerstreut in der Gegend, einzeln und in Gruppen. Nur um die drei Fabriken herum sind sie dichter beieinander. „Vielleicht ist er nach den Höfen ganz

dahinten, dort auf der Höhe, gegangen." — Es ist ja ein schönes Plätzchen zum Warten.

Währenddem tritt der junge Pfarrer durch eine niedere Tür ins Freie. Seine Augen sind geblendet von all dem Frühlingsglanze. Da drin im Hause liegt ein Schwerkranker. Es ist doch ein eigenartiger Gegensatz zwischen dem lachenden Frühling und der dunklen Gewalt des Todes. Ja, wenn sie alle recht sterben könnten. So wie — für einen Augenblick schaut der Dahinschreitende hinüber, wo dunkle Wälder sich über einen Höhenrücken ziehen. Dahinter liegt die Gemeinde Radevormwald, wo sein lieber Vetter Barner als Pfarrer lebt. Aus *diesem* Zweige seiner Verwandtschaft war der, an den er jetzt denken muß, der junge Vetter Lic. Rudolf Barner. Es ist eine wehmütige Erinnerung. Am letzten Tage des vorigen Jahres war es. Das Tal und die Höhen lagen im Schnee, glatt und vereist waren die Wege, die Dunkelheit hereingebrochen. Da schritt der Vetter neben ihm hier auf dieser Straße. Schweigsam waren sie nebeneinander hergegangen. Und dann hatten sie im Gemeindehause den Silvesterabend mitgefeiert. Ganz herrlich hatte da der junge Mann gesprochen über das Wort: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir" (Hebr. 13, 14). In den ersten Tagen des neuen Jahres war dann die erschütternde Nachricht gekommen von dem schnellen Tode des hochbegabten Theologen. Und als man den Eltern tiefbewegt kondolierte, da hatten die nur gesagt: „Wir freuen uns, daß wir solch lieben Sohn hatten, der schon als Student für viele ein Segen war."

Ja, wenn man so sterben konnte, dann war wohl der Frühling und das Sterben gar nicht so ein gewaltiger Gegensatz. Im Dahinschreiten geht's ihm durch den Sinn:

„Ach, denk' ich, bist du hier so schön
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt,
Dort in dem schönen Himmelszelt
Und güld'nen Schlosse werden . . ."

Jetzt macht die Straße eine Biegung, und da steht seine liebe junge Frau und läuft ihm fröhlich entgegen. Und während sie nun langsam Arm in Arm dem Hause zuschreiten, läßt er sie teilnehmen an Freude und Not seines Pfarramtes.

*

Es ist Samstag nachmittag. Die Sonne steht tief im Westen. Unten das Tal liegt schon im Schatten, aber hier oben auf der Höhe scheint sie noch hell in den Pfarrgarten herein. Da sitzt die Pfarrfrau, mit einer Handarbeit beschäftigt, während der Pfarrer im Schweiße seines Angesichts im Garten arbeitet. Tiefe Stille und großer Friede. — Jetzt wird plötzlich Pferdegetrappel hörbar. Die beiden im Garten schauen auf. Über den Zaun schaut das Gesicht des alten Geheimrats Hardt. Fröhlich winkt er, steigt dann rüstig vom Pferde, bindet's an den Zaun und betritt, von den Pfarrleuten herzlich begrüßt, den Garten. „Ich mußte doch mal wieder in Ihr Glück hineinsehen," sagt er lachend, während sie ihn ins Haus führen. Und nun erkundigt er sich nach allem. Gern und eifrig gibt der Pfarrer Auskunft. Er weiß, hier fragt nicht müßige Neugier. Der alte Herr hat ein lebendiges Interesse am Leben der Gemeinde. Er ist es gewesen, der mit seinen Freunden die Kirche und das Pfarrhaus gebaut hat. Es war überhaupt ein feiner Geist unter den leitenden Leuten der drei Fabriken dort im Tale. Da war z. B. der Direktor Hösterey, der am meisten den Neubau der Kirche betrieben hatte. Nun war er auch Sonntag für Sonntag im Gottesdienst und freute sich am aufblühenden Gemeindeleben. Es lag den Fabrikherren und den Direktoren wirklich daran, äußerlich und innerlich für ihre Arbeiter zu sorgen. Jeder im Betrieb Beschäftigte bekam eine hübsche Wohnung mit Gartenland. Witwen hatten freie Wohnung und Brand und bekamen leichte Beschäftigung. Für die Kleinsten wurden drei Kinderschulen eingerichtet und unterhalten. Kurzum, es war ein sehr schönes, ideales Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Die Krönung all der Sorge um das Wohl der Arbeiter war die Einrichtung der Pfarrei gewesen. Und es war kein Wunder, daß die Herren sich nun freuten, in Vater einen

Mann zu haben, der mit Freuden ſein Amt angriff, und der ſich bald herzliches Vertrauen erwarb. —

„Es iſt ſpäter geworden, als ich wollte," ſagte der alte Herr, als er ſein Pferd vom Zaun löſte. „Aber es war ja auch alles zu ſchön und erfreulich, was Sie mir erzählten. Leben Sie wohl!" Ein herzlicher Händedruck. Dann reitet er den Kirchweg hinunter, und der Pfarrer ſchaut ihm nach: „Gott erhalte unſerm Volke ſolche Männer, die an ihrem Platz mit gleicher Treue ſorgen um das, was not tut." Raſch geht er jetzt durch den Garten zurück ins Haus. „Wir müſſen ſchnell eſſen!" ruft er in die Küche hinein. „Die jungen Männer kommen gleich."

Ja, am ſtillen Samstag abend wird's noch einmal lebendig im Pfarrhauſe. Da kommt ein Trüpplein junger Männer im Studierzimmer zuſammen, um gemeinſam von Gott einen Sonntagsſegen für die Gemeinde, den Pfarrer und für ſich zu erbitten. Das hatte Vater in jeder Gemeinde, einen Kreis von Laien, mit denen er Gebetsgemeinſchaft pflegte. Er ſagte einmal, als er zu einer Evangeliſation ging: „Die hole ich mir einfach herbei, ich brauche die Beter, die hinter mir ſtehen."

Er hat immer ernſtlich Gemeinſchaft geſucht. Und darum war es ihm auch ſo beſonders groß, daß in dieſer lebendigen Gemeinde ſolch reges Gemeinſchaftsleben war. Als die Gemeinde ſelbſtändig wurde, ſagten die Pfarrer, zu deren Bezirken die Dahlerauer Ortſchaften früher gehörten: „Wir haben unſere treueſten Gemeindeglieder verloren." Wie ſchön waren die Bibelſtunden im Vereinshauſe. Was waren das für prächtige, aufrichtig-fromme Chriſten, die da in den Gebetsſtunden ſo innig, warm und voll Geiſt und Kraft mit ihrem Herrn redeten und auch für ihren Pfarrer beteten. Wohl dem Pfarrer, der ſich getragen und umgeben weiß von ſolchem Freundes- und Beterkreis!

*

Ein Erlebnis jener Tage iſt Vater unvergeßlich geblieben:

Da war in der Nachbarſchaft ein Pfarrer, ein edler, feiner Menſch, begeiſtert für alles Gute, Edle und Schöne. Aber die Botſchaft von der ſeligmachenden und Sünder rettenden Gnade war ihm verborgen. Gott aber erhörte das Gebet der Jünger

Jeſu in dieſem Orte, die in treuer Liebe und ernſter Fürbitte zu ihrem Pfarrer ſtanden. Es kam ein Sonntag, da ſagte der Pfarrer auf der Kanzel, ihm ſei ein neues Leben geſchenkt worden. — Später meinte jemand ihm gegenüber: „Das war doch übertrieben, ſo etwas auf der Kanzel zu ſagen.“ Der aber antwortete nur — Vater ſagte einmal von jenem Augenblick: „Nie werde ich das leuchtende Angeſicht des Pfarrers vergeſſen“ — :

„Mir iſt Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert,
Das zähl' ich zu dem Wunderbaren.
Mein ſtolzes Herz hat's nicht begehrt.“

*

Wie ein lieblicher Blütenkranz ſind die Dahlerauer Erinnerungen. In dieſen Kranz gehört als beſonderer Schmuck eine feine Blume: die Liebe der Amtsbrüder untereinander. „Wie fein und lieblich iſt's, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen . . . Denn daſelbſt verheißt der Herr Segen und Leben.“ Sie ſuchten ſich zu fördern, und jeder war bereit, vom andern zu lernen. Es war ein recht vielſeitiger Kreis. Jeder hatte ſeine ganz beſondere Eigenart und Liebhaberei. Auf einem gemeinſamen Ausflug ſagte Vater einmal ſcherzend: „Wenn andere ſich an der ſchönen Gegend erfreuen, dann ſucht der Bruder K., der große Naturforſcher, nach muffigem Moos. Und Bruder N. geht ſtille Wege und dichtet.“ Beſonders herzlich waren die Beziehungen zu dem Pfarrer in Radevormwald, Barner, einem Vetter Vaters, der zur ſelben Zeit dort ſein Amt antrat, als Vater in Dahlerau anfing. Oft zog man den lieblichen Weg durch die Wälder hinüber und herüber und feſtigte das Band, das die beiden bluts- und geiſtesverwandten Familien verband.

*

Die ſchönſten Freuden blühten Vater im eigenen Hauſe. Er war ein ſo natürlicher, fröhlicher Gatte, daß einſt ein Vetter tadelnd zu ihm ſagte: „Dir fehlt aber auch jede geiſtliche Würde.“ Sehr oft waren Gäſte da. So kam auch übers Jahr die Großmama von Hülben. Und an einem Donnerstag ließ Vater im Vereinshaus ſagen, die Brüder ſollten die Gebetsſtunde allein

halten, er könne nicht abkommen. Später erzählten sich alte Mütter, sie hätten die ganze Nacht nicht geschlafen und immer fürbittend ans Pfarrhaus gedacht. Bald hörten sie die frohe Kunde, daß ein kleines Mägdelein angekommen sei. Die Großmama, die sonst so stille Frau, hatte das Kindlein auf dem Arme, dankte Gott laut und rief zwischendurch immer: „O, meine Herzensprächtigste!" Und der neue Vater erst! Er wußte gar nicht, wohin mit all seiner Freude. Früher sagte er oft, er habe erst Freude an einem Kind, wenn's mal vierjährig sei, vorher könne man doch nichts mit ihm anfangen. Aber als nun *sein* ältestes Töchterlein da war, konnte er sich nicht satt daran sehen und meinte allen Ernstes: „Die ist schon viel gescheiter als andere."

Es ist eine große Sache, wenn bei einem Landpfarrer ein Kindlein ankommt. Wie ein Lauffeuer geht die Freudenbotschaft durch die Gemeinde, und alles freut sich mit. Wie strahlten die Gemeindevertreter, die zu einer Sitzung heraufgekommen waren und nun alle gratulierten! Und die Frauen kamen und beschenkten das Kind mit guten Wünschen und Gaben. Die Taufe war so recht ein Freudenfest voller Lob Gottes. Es kamen dazu auch die andern Großeltern von Hülben und Hardthaus und die Geschwister Mundle. Der alte Onkel Barner, der s. Zt. Vater getauft und konfirmiert hatte, taufte nun auch sein Erstgeborenes. Es war zu schön, wie sich die zwei alten Vettern Kullen und Barner aneinander freuten und sich gegenseitig anregten mit Tischreden und Wünschen für das Kindlein.

Die junge Mutter holte Vater oft mit dem Kinderwagen ab vom Vereinshaus. Da war es den Konfirmandinnen eine Freude, das Kind heimzufahren, und die Eltern liefen Arm in Arm hinter der jungen Schar her, die sich um den Wagen drängte.

*

Alles, was so vollkommen schön ist, geht meist schnell vorüber. Nur zwei Jahre wirkte Vater an diesem einzig lieblichen Fleckchen Erde. Da berief ihn seine lutherische Heimatgemeinde Elberfeld als Nachfolger von Pastor de le Roi in ihren Dienst.

Und Vater nahm freudig an. Aber die alte Liebe zu Dahlerau iſt geblieben.

23 Jahre ſpäter kamen unſere Eltern noch einmal von Frankfurt aus nach Dahlerau. Die Gemeinde feierte ihr Jubiläum und Vater hielt die Feſtpredigt. Mutter ſchrieb von dieſer Fahrt: „Ich kann nicht ſagen, was wir empfunden haben, als wir unſere „erſte Liebe“ wiederſahen. Mein Mann ſagte in der Nach-Verſammlung, man ſpreche von einem Kinder p a r a d i e s. So ſei ihm Dahlerau das Paradies ſeines Pfarramtes. Die herrliche Gegend und die Liebe der Gemeinde! Als ſeien wir nie fort geweſen! . . .“

Elberfeld 1897–1906).

Es war in den dunkelſten Wintertagen des Jahres 1897, als unſere Eltern mit dem kleinen Töchterlein, das ihnen in Dahlerau geſchenkt worden war, nach Elberfeld überſiedelten. Manchmal ſchien es faſt, als ſolle der trübe Wintertag ein Abbild ihrer Stimmung ſein. Es war ja nicht leicht, mitten im Winter umzuziehen. Und nun hieß es Abſchied nehmen von dem herrlich ſchönen Dahlerau, um in die rauchige Induſtrieſtadt zu gehen. Ade nun, du liebes Häuslein da oben auf dem Berge, wo morgens zuerſt die Sonne hereingrüßt! Jetzt geht's in das Haus in der düſteren ſtädtiſchen Straße. Ach, und erſt der Abſchied von all den lieben Menſchen! War denn das zu ertagen? — Zu all dem kam noch etwas beſonders Schweres: Vaters Schweſter, Eliſabeth Mundle, lag damals gerade im Sterben. Und die Wehmut des Scheidens von der geliebten Schweſter gab jenen Tagen ſein ganz beſonderes Gepräge.

Und doch — die Elberfelder Gemeinde kam ihrem neuen Pfarrer mit ſolcher Liebe entgegen, daß dadurch dieſe Tage hell und freundlich wurden. Als einmal von dem Abſchied in Dahlerau die Rede war, da meinte eine Elberfelderin: „Wir wollen jetzt machen, daß eine Liebe die andere austreibt."

Wie war's dem jungen Pfarrer zu Mute, als er am Einführungstage feſtlich abgeholt wurde. Nun war er wieder in Elberfeld, ſeiner Heimat. Hier hatte ſein Vater in reichem Segen wirken dürfen. Da zog wohl die heiße Bitte durch ſein Herz: „Herr, laß mich wandeln in den Fußtapfen meines Vaters." Und während ſie dahinfuhren, fingen die Glocken an zu läuten und grüßten den neuen Pfarrer. Es war nicht nur eine feierliche Form. Hier war eine lebendige Gemeinde, die von

ihren Seelſorgern viel forderte, ihnen aber auch viel gab. Es ging da nach der Regel Röm. 1, 12.

*

Die Wagen, die den neuen Pfarrer abholten, ſind am Hombüchel angekommen. Zuerſt geht's in den Gemeindeſaal neben dem Pfarrhauſe. Da ſieht's ganz feierlich aus: Alle Amtsbrüder und die ganze Kirchenvertretung haben ſich mit ihren Frauen verſammelt. Und nun ſtimmen ſie das Loblied an: „Lobe den Herrn . . .“ Da geht's den neuen Pfarrersleuten warm durchs Herz: „. . . Denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe begegnet.“ Und ſo ſingt es auch in ihnen: „. . . Lobe den Herren, was in mir iſt, lob' ſeinen Namen . . .“ Wie herzlich iſt die Begrüßung! Wie ſind Vaters Dankesworte getragen von der Freude an der Liebe, die ihm hier entgegenkommt! Und der Bruderkuß, den er mit den neuen Amtsbrüdern tauſcht, beſiegelt ein Bündnis fürs ganze Leben. —

Und nun geht's ins Pfarrhaus. Von der Straße aus geſehen iſt es ein etwas düſterer, großer, roter Backſteinbau. Aber tritt nur ein, dann geht dir die verſteckte Schönheit dieſes Hauſes auf! Die Zimmer nach hinten hinaus ſind voll Sonne. Und du trittſt ans Fenſter: Welch ein überwältigendes Bild! Da der Hombüchel eine hochgelegene Straße iſt, überſieht man von dieſen Fenſtern aus die ganze Stadt. Weit geht der Blick über das enge Tal, in dem rechts und links der Wupper die Fabriken ſich drängen und das Gewimmel der Häuſer beiderſeits den Berg hinandrängt. —

Ja, hier iſt gut ſein. Aber es iſt jetzt nicht Zeit, dieſe herrliche Ausſicht lange zu betrachten. Schon nehmen zwei Kirchmeiſtersfrauen die Pfarrfrau an den Arm und zeigen ihr das Haus. Da gibt's wieder eine Überraſchung: Noch keinen Finger hatten unſere Eltern gerührt, um das Haus einzurichten. Und nun iſt alles ſchon getan. So hatten ſich die Frauen des Presbyteriums betätigt. Jedes Möbelſtück ſteht an ſeinem Platze, Vorhänge und Gardinen ſind geſpannt. Kurz, alles iſt aufs behaglichſte eingerichtet. Und wo etwas gefehlt hatte, da hatte man großzügig einfach Neues angeſchafft. Im Eßzimmer ſteht

ſchon der Kaffeetiſch gedeckt. Die Speiſekammer iſt gefüllt mit den köſtlichſten Lebensmitteln. Und alle freuen ſich an dem Staunen der alſo Überraſchten."

Mutter ſchrieb davon nachher: „. . . Es ſind nicht die Gaben nur, nein, die ganze Art, mit der uns Gott durch liebe Menſchen ſegnete, übermannte uns beinahe; und es iſt mir unſagbar groß, wie des Vaters Segen den Kindern Häuſer bauen kann . . ."

Es iſt hier jetzt nicht der Platz, von all den üblichen, und doch ſo überaus herzlichen Begrüßungsfeiern zu erzählen. Machen wir lieber einen Gang in Vaters Gemeinde! Lange, öde, ſchmutzige Straßen. Haus an Haus in langweiliger Gleichförmigkeit. Und das Volk, das hier wohnt, ſind die von der Schattenſeite des Lebens. Es war ſo anders als in Dahlerau: Dort das herzliche, perſönliche Verhältnis vom Arbeitgeber zum Arbeitnehmer, hier meiſt Aktiengeſellſchaften, wo der Aktieninhaber nichts weiß vom Arbeiter, und wo der Arbeiter ſeinen Brotgeber nicht kennt. Und wie der Arbeiter keine Beziehung findet zu einer mechaniſchen Arbeit, die er im Dienſt irgendeines Unbekannten tut, ſo iſt bei ihm auch meiſt die perſönliche Beziehung zu ſeiner Heimſtätte verlorengegangen. In Elberfeld war damals die Wurzelloſigkeit bei Arbeitern erſchütternd. Wenn man Hausputz halten wollte, dann zog man einfach in eine andere Wohnung. Der 1. Mai war meiſt der Termin. Da ſtand all das kümmerliche Mobiliar auf der Straße und wurde abgeſeift. Und abends ſaß man in der neuen Wohnung. Die Kinder aber ſangen:

Der Mai iſt gekommen, die Bäume ſchlagen aus.
Da fliegen die Brocken zum Fenſter hinaus.
Wie die Wolken dort wandern am himmliſchen Zelt,
So ziehen die Leute durch ganz Elberfeld."

Ja, es war ein armes Volk, das hier wohnte. Tagaus, tagein ohne Urlaub die ſeelenloſe Arbeit in der Fabrik, ſchlecht bezahlt, von andern Ständen über die Achſel angeſehen, in engen, dumpfen Wohnungen hauſend, durch immerwährende Verhetzung verbittert, innerlich verarmt, weil die überaus dürftige ſozialdemokratiſche Parteipreſſe die einzige geiſtige Nahrung darſtellte. Es

ist unmöglich, die Nöte dieser Industriegemeinde zu schildern. Für den Pfarrer ist es ein Grund zum Danken, wenn ihn seine Arbeit in solche Abgründe der Not und der Sünde hineinführt, wo er alle Illusionen verliert und vor den furchtbarsten Realitäten des Lebens steht. Da lernt man die Realitäten des Glaubens. Hier sind die „Mühseligen und Beladenen". Aber leicht ist solche Arbeit nicht. Das merkte Vater bald. Wie sollte man diesem verkommenen Volke nahe kommen? Der natürliche Mensch sträubt sich dagegen, überhaupt die Brücken zu suchen. „. . . Es wird mir doch ein wenig schwer, wieder in all den sittlichen Schmutz und in die Verkommenheit hinein zu müssen . . .", schreibt Vater einmal nach den Ferien. Und nun sollte er dort die frohe Botschaft verkündigen! Die Widerstände waren gewaltig. Bei jedem einzelnen neu. Das materialistische Denken hielt den Menschen ganz gefangen. Und dazu kam das unüberwindliche Mißtrauen des Arbeiters gegenüber dem Vertreter der Kirche. Er war für ihn der Repräsentant der „Verdummungsanstalt", der „Agent des Kapitals", der im Solde wirtschaftlicher und politischer Gruppen stehende Heuchler.

Und doch gelang es Vater, in diese Front des Gegners, der doch zugleich der zu werbende Freund war, einzudringen. Er war schlagfertig und unerschrocken. Das half ihm. Mehr noch seine Geistesmacht, die er sich im Gebet erkämpfte. Ja, eigentlich gibt es nur ein Mittel, in solcher Arbeit voranzukommen. Das ist die herzliche, suchende Liebe. Der Pfarrer lernt auf solchem Arbeitsfelde 1. Kor. 13: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle." Solche Liebe, die nicht sich sucht, sondern des andern Seele, durften die Arbeiter spüren von ihrem neuen Pfarrer.

Unserm Hause gegenüber wohnte ein führender Mann der sozialdemokratischen Partei, die damals die „äußerste Linke" darstellte. Er war ein heftiger Gegner des Christentums und der Kirche. Das Pfarrhaus und erst recht seine Insassen bekamen nur feindselige Blicke von dem Nachbarn. Unserm Vater war solcher Zustand unerträglich. Eines Tages schrieb er ganz glück-

lich an seine Frau, die sich damals mit den Kindern in Süddeutschland befand: „. . . Denke Dir, gestern habe ich mich endlich dazu entschließen können, einen Besuch bei unserm Nachbarn H. zu machen, nicht als Pastor, sondern als Nachbar. Mann und Frau sahen mich sehr erstaunt an, als ich hereintrat, waren aber dann sehr lieb; wir saßen zuerst in der Küche. Als ich gehen wollte, nach etwa 20 Minuten, sagte er, ich müsse doch auch sein Wohnzimmer sehen, zeigte mir seine Fische, seine Blumen und seinen Vogel und nahm dann herzlich Abschied. Ich habe ja nicht viel Geistliches sagen können, aber nun ist doch einmal ein kleiner Zugang da. Gott sei Dank! . . .“

Von der Zeit fing der Kirchenfeind an, aufs Pfarrhaus zu hören. Und zwar auf eine sonderbare Weise. Jeden Morgen, wenn drüben im Pfarrhause auf dem Klavier die ersten Akkorde erklangen zum Zeichen, daß die Morgenandacht beginne, dann öffnete er sein Fenster ein wenig. Und wenn dann fröhlich und sieghaft der Morgenchoral herübertönte, dann saß er und lauschte hinter dem Vorhang auf die Ewigkeitsklänge.

Ein anderes Erlebnis. Es ist Fastnachtsabend. Da betritt Vater ein Haus voll wüsten Lärms, um einen sterbenden Familienvater zu besuchen. Der stirbt, während Vater dort ist. Im Hause tobt weiter der Fastnachtslärm. Plötzlich übertönt eine löwengewaltige Stimme alles. Vater steht am obersten Treppengeländer und ruft, er habe allen im Hause etwas mitzuteilen. Die Glastüren gehen auf und die Leute, zum Teil in Fastnachtskostümen, lauschen neugierig hinauf. Vater erklärt ihnen nun, was geschehen ist, und macht den Vorschlag, daß die, die noch Fastnacht feiern wollen, es anderswo tun, um der trauernden Witwe die Ruhe nicht zu stören. Durch die Zustimmung ermutigt, wagt er einen weiteren Schritt. „Wie schön wäre es, wenn wir der betrübten Frau ein tröstliches Lied singen könnten. Weiß jemand ein solches?“ „Harre meine Seele . . .“ wird vorgeschlagen und — gesungen. Dann verkündet Vater schlicht und packend der buntgewürfelten Schar die frohe Botschaft vom Todesüberwinder. Sie lauscht atemlos, zwischen hinein ein Knall. Vater bricht ab. Aber es heißt:

„Machen Sie man ruhig weiter, Herr Paſtor!“ Ein Mann hatte ſeine Schnapsflaſche am Ofen zerſchmettert. Dann wird es ruhig im Hauſe, nachdenklich kehren die Leute zurück. —

Vater hatte eine ſo nette Art, den Leuten aus ihrer Feindſchaft herauszuhelfen.

Kommt er da eines Tages in ein Krankenzimmer. Kaum ſieht der Mann den Pfarrer kommen, da kehrt er ſich in ſeinem Bett trotzig nach der Wand. Vater ſagt nichts, holt ſich nur einen Stuhl und ſetzt ſich neben das Bett. Und dann iſt's ſtille im Zimmer. Vater wartet. Die Minuten vergehen. An dem Zucken des Rückens kann man ſehen, wie dem Manne die Situation allmählich peinlich wird. Endlich unterbricht Vater das Schweigen: „So, Ihren Rücken hab' ich nun genug geſehen. Nun laſſen Sie ſich auch mal von vorn betrachten.“ Da dreht der ſich ganz erlöſt um, und die Unterredung kann beginnen.

Ein andermal betritt er eine Wohnung, als ſchon der Mann aufſpringt, ſich ihm in den Weg ſtellt und ihn anbrüllt: „Jetzt ſchmeiße ich Sie raus!“ Da ſtellt ſich Vater in ſeiner ganzen wuchtigen Perſönlichkeit auch ganz breitbeinig vor ihn, lächelt ihn freundlich an und erwidert: „Das verſuchen Sie doch mal!“ Da war der verdutzt über ſeinen energiſchen Paſtor, aber vom „rauswerfen“ war nun keine Rede mehr.

Wer in ſolchem Bezirk wirklich an die Herzen herankommen will, der muß es ſich ſauer werden laſſen. Da heißt's, mit unermüdlichem Eifer und immer neuer Liebe, frei von Empfindlichkeit, den Menſchen nachgehen. „. . . Ich habe jetzt angefangen, durchgehende Hausbeſuche zu machen, und ſehe und höre da manches, was nicht gerade angenehm und ermutigend iſt. Doch bleibt der Grundton in allem großer Dank für die freundlichen Führungen unſeres Gottes . . .“ Er iſt ſpäter von dieſer Art der Hausbeſuche, von Haus zu Haus und von Tür zu Tür zu gehen, abgekommen. Er meinte, dieſe Art laſſe ſich in den ausgedehnten Großſtadtgemeinden nicht durchführen. Zudem wuchs ihm mancherlei andere Arbeit zu, die ihn mit Beſchlag belegte.

Da hat er denn hier und da, wo er gerade zu tun hatte, die Gelegenheit ergriffen, Beſuche zu machen. Wenn er z. B. in

einem Hause ein Kind taufen mußte, dann ging er nachher noch zu den andern Hausbewohnern, oder wenn irgendwo ein Kranker nach ihm verlangte, dann durften auch die andern Mitbewohner auf einen Besuch ihres Pfarrers rechnen. Wenn er dann auch nur für einen kurzen Augenblick hereinschauen konnte, weil andere Aufgaben riefen: Der Pfarrer war doch dagewesen, und das Band zwischen Gemeinde und ihm war wieder ein wenig fester geworden. Und das ist doch die notwendige Voraussetzung für einen jeden seelsorgerlichen Dienst. Vor allem hat Vater, je gemessener die Zeit wurde, die ihm für Hausbesuche zur Verfügung stand, es gelernt, sich von seinem himmlischen Herrn führen zu lassen. Es hat viele verwundert, mit welch innerer Ruhe der Vielbeschäftigte in seiner großen Gemeindearbeit stand. Das war so in Frankfurt später, wie damals in Elberfeld. Diese innere Ruhe über der Fülle der Aufgaben hatte ihren tiefsten Grund in seinem Glauben. Er glaubte auch, daß Gott ihn dahin führe, wo er einen Dienst ausrichten dürfe. Und er hat's dankbar bezeugt, wie er oft ganz wunderbar erlebt habe, daß er zu Menschen kam, die ihn begehrten, die in höchster Not waren, oder die eine innere Hilfe brauchten, kurzum, wie er da ganz deutlich sich „geführt" sah.

Es wurde oben gesagt: „Ein festes Band zwischen Gemeinde und Pfarrer ist die Voraussetzung jedes seelsorgerlichen Dienstes." Von dem Gesichtspunkte aus ist es für den Pfarrer eine Freude, wenn er weiß und spürt: man gewinnt Vertrauen zu mir und hat mich lieb. Das soll natürlich nichts von dem nehmen, daß der Pfarrer letzten Endes seine Gemeindeglieder über sich hinaus führen soll zu dem, der allein in Wahrheit sich ihrer „Seele herzlich angenommen hat". Und das weiß ich von unserm Vater, daß ihm alles, was nicht letztlich diesem einen Ziele diente, ärgerlich war. Aber gerade darum war es ihm eine große Freude, wenn er Vertrauen und Liebe bei seinen Gemeindegliedern sah.

Eines Sonntagmorgens kommt ein Arbeiter zu ihm in dem üblichen Sonntagmorgen-Anzug: hemdsärmelig, ohne Kragen, Zigarre und rote Pantoffeln. Er will irgendeinen Schein.

Vater kann ihm den nicht geben und weiſt ihn an einen Küſter oder Gemeindehelfer. „Ach,“ ſagt der Mann, „da muß ich mir ja einen Kragen umtun!“ Er meinte wohl, in ſolcher Vertraulichkeit dürfe er höchſtens zu Pfarrer Buſch kommen.

Einmal war Vater ſehr krank und mußte für einige Wochen in die franzöſiſche Schweiz nach Montreux. In jener Zeit ſchellte es eines Abends. Mutter machte auf, und draußen ſtanden zwei Arbeiter; ſie kämen aus der und der Wirtſchaft. Da hätten ſie von ihrem Paſtor geſprochen und es ſei ihnen ſo leid, daß er krank ſei. Und die Frau Paſtorin ſolle ihnen doch einmal auf der Landkarte zeigen, wo ihr Paſtor denn eigentlich ſei. —

*

In dieſem armen Bezirk waren die meiſten Amtshandlungen erſt abends nach 6 Uhr in den Familien. Tagsüber hatte man keine Zeit zum Feſtefeiern, da mußte gearbeitet werden. Bei dem kärglichen Verdienſt durfte man ſich einen Tageslohn nicht entgehen laſſen. Sehr häufig kamen zu den Trauungen die Brautpaare nur im Straßenkleid in das Pfarrhaus, oft ſogar ohne Zeugen. Dann mußten Mutter und eine der Hülbener Tanten, die ſtets Säulen des reichbelebten Hauſes waren, Zeugen ſein oder bei Taufen Pate ſtehen und mit Vater für das junge Paar oder das arme Kindlein Gottes Segen erflehen.

Eigenartige Dinge konnte man ja erleben. Ging der Vater einmal mit einem Freund durch die H.-Straße. Da ſpringt plötzlich aus einem Erdgeſchoßfenſter ein junger Mann heraus mit allen Zeichen großen Schreckens, hinter ihm her ſauſt — ein Pantoffel, und am Fenſter erſcheint zorngerötet das Geſicht der zärtlichen Gattin. Als Vater näher zuſieht, da iſt's ein Paar, das er am Tage vorher getraut hatte.

Auch bei den Taufen in den engen Wohnungen geſchah mancherlei Merkwürdiges. Aber Vater konnte ſich in die Verhältniſſe einfühlen und dadurch allen allerlei ſein. Als er einmal bei einer Taufe gerade ſeine Anſprache begonnen hatte, da kam einem der kleinen Geſchwiſterlein des Täuflings ein Verlangen, das nicht genannt zu werden braucht, und es gab ſeinem Wunſche

beharrlich Ausdruck. Die arme Mutter, in Verlegenheit, ſuchte es zum Schweigen zu bringen. Da ſah Vater die Not. Er legte eine kleine Pauſe ein: „So, nun helfen Sie erſt mal dem Kleinen!“ Und als das beſorgt war, da konnte es fröhlich und geſammelt weitergehen. Und das letztere war wichtig. Es hat Vater oft bewegt, wie ernſt ſolche Eltern in den kleinen Verhältniſſen ihrer Kinder Taufe nahmen, und wie andächtig ſie dabei waren.

Bei einer anderen Taufe ſaßen eine ganze Reihe Kinder ſehr geordnet auf der Bank hinter dem Tiſche, der ſchon gedeckt war zum Kaffee, und zwiſchen den Burger-Brezeln ſtand das Glanzſtück des Tages, ein kleiner Kuchen mit Zuckerguß. Während nun Vater ſprach, kam immer wieder ſo ein kleines Fingerchen ſchnell an den feinen Kuchen, um etwas davon zu lecken. Aber ebenſo ſchnell fuhr auch der Arm der Mutter hinüber, um den Fingerchen eins zu verſetzen. Und bis die Taufhandlung vorbei war, ſah der ſchöne Kuchen aus wie eine beſchoſſene Feſtung. Da mußte Vater ſich beſonders in Gott ſtärken, daß er mit ſeinem Sinn für Humor ſich nicht wirklich ſtören ließ. Es war ihm jede dieſer Amtshandlungen ſehr wichtig. Er hielt ſtets eine kleine freie Anſprache über ein Bibelwort. Auf dieſem Wege konnte er ja vielen ſeiner Gemeindeglieder das Evangelium ſagen, die er in der Kirche nicht mehr erreichte.

Nach der Feier blieb er meiſt für eine kleine Weile bei dem Kaffeetrinken. Das war ja eine ſchöne Gelegenheit, vielen menſchlich näher zu kommen. Und ſolche Gelegenheiten mußten genutzt werden, wenn auch die Sache oft recht unappetitlich war. Da ſah er z. B. einmal eine Frau, die der verſtopften Kaffeekanne dadurch Luft machte, daß ſie mit aller Macht hineinpruſtete — bums, da gab's Luft, daß der gute Kaffee nur ſo ſpritzte und das Geſicht der eifrigen Frau auch tüchtig bedachte. Ja, in all dieſen Situationen war mit der „Paſtorenwürde“ nichts anzufangen. Vater fühlte ſich als Miſſionar und freute ſich, wo er nur gerufen wurde und Gelegenheit hatte, den Heiland zu bringen. In Frankfurt ließ er in die Lukaskirche den Spruch ſchreiben: „Des Menſchen Sohn iſt gekommen, zu

ſuchen und ſelig zu machen, was verloren iſt." Dies war wohl auch ſchon in Elberfeld ſein Spruch.

Dies Hineinleben in die Arbeiterkreiſe ſeiner Gemeinde drängte Vater die ſoziale Frage ſtark auf. Er hat ſich viel damit beſchäftigt. Doch wie Vater eben ein Mann der Tat war, hat er ſich gar nicht lange damit aufgehalten, darüber nun Theorien aufzuſtellen. Er packte die Aufgabe an. Er hatte für ſolche Arbeit eine ganz vorzügliche Lehrmeiſterin in der „Tante Hanna".*) Dieſe einfache Frau, die „die Großmacht in Elberfeld" wurde, hat's gezeigt, was ein Chriſtenleben vermag. Wie oft haben wir dieſe köſtliche Frau zu Vater kommen ſehen, immer mit dem großen Korb bewaffnet! Häufig hat Vater draußen im Elendstal bei ihren Volksfeſten geſprochen; und manchmal haben wir als Kinder vor dem Häuschen in der Riemenſtraße geſpielt, während Vater drinnen mit „Tante Hanna" ſich beſprach. Wir verſtehen Vaters Arbeit nach der Seite, wenn wir hier herſetzen, was er über ſeine Lehrmeiſterin in dem Nachwort ſeines Buches ſchreibt: „Tante Hanna hat den von ihrem Meiſter Chriſtus, zwar ganz klar vorgezeichneten, aber von den meiſten Chriſten nicht geliebten Beruf der Chriſten klar erkannt: ſie wollte dienen. Und weil zum Dienen allerhand Eigenſchaften gehören, die der natürliche Menſch nicht hat, als da ſind herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld, hat ſie ſich dieſelben in täglichem Umgang vom HErrn ſchenken laſſen, wie ſie überhaupt Ernſt machte, ganzen Ernſt, als „ihr Jeſus" in früher Jugendzeit ſich ihr darbot. Weil ihr der Chriſtendienſt nicht bloß Phraſe, ſondern heiliger Ernſt war, darum war ihr Umgang mit dem Herrn, den ſie nötig hatte für ihren Dienſt, heilige Wahrheit. Und wiederum, weil ſie ſich „an den hielt, den ſie nicht ſah, als ſähe ſie Ihn", darum war ihre Liebesarbeit nicht bloß Spiel und Sport, ſondern heiliger Dienſt und oft heißer Kampf . . .

Liebe hat ihr der Herr geſchenkt, reiche Liebe. Und mit feinem, ſichern Sinne der Liebe, die ſich vom Herrn leiten läßt, hat ſie

*) Dr. W. Buſch: „Ein Wuppertaler Original aus neueſter Zeit", Elberfeld, Buchhandlung der evangeliſchen Geſellſchaft für Deutſchland.

ſo oft die gefunden, die Hilfe brauchten. Und wie wußte ſie mit ihnen umzugehen! Wie wußte ſie den rechten Ton zu treffen! Wie verſtand ſie, oft ganz verſchloſſene Herzen zu öffnen unter Gottes Beiſtand! . . ."

So ſchreibt Vater von Tante Hanna. Setzt man ſtatt dem „ſie" ein „er". dann iſt's, als habe es ein anderer von ihm geſchrieben. Es war auch ſeine Aufgabe nicht, zu theoretiſieren über ſoziale Fragen. Ihm war der Dienſt aufgetragen, die „frohe Botſchaft" in die Häuſer und Herzen zu bringen. Und das tat er in Treue. Dabei hat er Wunderbares erlebt von der löſenden Macht des Evangeliums: wenn ſich da eine Familie gründlich bekehrte, dann wurde alles, alles anders. Der Vater trank nicht mehr, er wurde freundlich mit ſeiner Familie, alles wurde geordnet; wo vorher nur Unordnung und Armut war, herrſchte nun Zufriedenheit, Genügſamkeit, fröhlicher Mut und Dankbarkeit.

*

Es lebte in unſers Vaters Bezirk aber auch noch andersartige Bevölkerung. Da gab's Straßen, in denen Beamte wohnten und Ärzte, Lehrer und Rektoren. Gerade bei den letzteren hatte Vater viele Freunde. Waren doch unter ihnen eine ganze Reihe ehemaliger Schüler ſeines Vaters. Ferner gehörte zu Vaters Bezirk der „Katernberg". Dort draußen, in der ländlichen Gegend mit den zerſtreuten Häuſern und Höfen wohnten echte, rechte bergiſche Eingeſeſſene. Solche hatte er hier und da auch in ſeinem ſtädtiſchen Bezirk. Meiſt waren es Weber, die in der Wohnſtube den großen Webſtuhl ſtehen hatten. Man erkannte dieſe Familien gleich, wenn man ins Haus eintrat. Da war alles ſo blitzblank und ſauber, daß es nur ſo glänzte. Die äußere Ordnung bei den alten, bergiſchen Familien war der Ausdruck der Ordnung im Innenleben. Hier war ein fröhliches, tiefgegründetes und in der Schrift verwurzeltes Chriſtentum zu finden. Da wurde auch geübt, was Paulus im Koloſſerbrief empfiehlt, daß man ſich gegenſeitig „ermahne mit geiſtlichen, lieblichen Liedern". Fröhlich erklangen bei der Arbeit die Kernlieder des Geſangbuches. Die Beſuche in ſolchen Häuſern waren

Erquickung für Vater. Da durfte er die „Gemeinſchaft der Heiligen" erleben. Weil dieſe Leute ſpürten, wie wertvoll Vater ſolche Gemeinſchaft war, wurde er hier immer freudig aufgenommen. Dazu kam, daß er es verſtand, durch ganz natürliche Einfühlung in dieſen Häuſern der Freund zu werden. Auch das öffnete ihm die Herzen, daß er den Leuten „nach dem Munde ſah", d. h. daß er ſich auch in der Sprache ihnen anpaßte. Wir haben uns oft gewundert, wie ſicher Vater alle Dialekte ſprach. Und wenn ſo ein rechter Elberfelder „platt kallen" konnte und wußte ſich verſtanden, dann ging ihm das Herz auf.

Davon erzählt eine Elberfelderin:

„Er beſuchte oft und gern den Großvater einer Vereinsfreundin. Der alte Großvater hat ſich immer ſehr gefreut, wenn der Herr Pfarrer kam, zumal er ſo gut verſtanden hat, ſich mit ihm zu unterhalten. Auch hat der liebe Herr Pfarrer gewußt, daß die alten Leute lieber das Elberfelder Platt ſprechen. Aber wenn der Pfarrer oder ein Arzt kam, meinten die lieben Alten, ſie müßten nun hochdeutſch ſprechen, was ihnen ja ziemlich ſchwer fiel. Nun war es dem alten Großvater ſo ſehr lieb, daß der gute Herr Pfarrer Dr. Buſch ſich ihm anpaßte und auch platt mit ihm ſprach. Er habe dann immer geſagt: „Och, Herr T., kallen Sie nur platt, eck verſtoh Sie doch." Und nun haben ſie ſich nur plattdeutſch unterhalten. — Von einer anderen Freundin hörte ich, daß der liebe Herr Pfarrer ihren Großvater auch alle 14 Tage beſucht habe. Eines Tages haben ſie nun die Fußböden angeſtrichen, und weil ſie nicht durch die Zimmer gehen konnten, hatten ſie ſich im Korridor aufgehalten. Am Nachmittag hatten ſie auch auf dem Korridor (es war eine abgeſchloſſene Etage) den Kaffeetiſch gedeckt, und ſaßen nun alle auf dem Flur. (Der Großvater wohnte bei den Eltern meiner Freundin.) Auf einmal hatte es geklingelt, und herein war der liebe Herr Paſtor gekommen. Da hatte er gelacht und geſagt: „Do ſetten die tatſächlich obbem Bönnſchen." („Da ſitzen ſie tatſächlich auf dem Flur.") Natürlich hatten alle herzlich gelacht und ſich ſehr gefreut, daß der liebe Herr Paſtor ſie gleich ſo lieb begrüßte. Noch heute denken die Familien gerne an die Zeit zurück . . ."

Neben der Seelsorge in den Häusern gab's in Elberfeld reichlich Arbeit in christlichen Vereinen. Vater fand in seinem Gemeindesaal auf dem Hombüchel ein blühendes Leben. Da war ein Arbeiter-Verein, da war vor allem ein prächtiger Jungmänner-Verein, den Vaters Vorgänger, Pastor de le Roi, ins Leben gerufen hatte. Es war eine Freude, im Kreise dieser jungen Leute zu sein, die wirklich vom Evangelium erfaßt waren, und deren heiliges Anliegen es war, sich im Leben als Christen zu bewähren. Da war z. B. einer, dessen Vater hatte eine Schnapswirtschaft. Oft, wenn der Sohn von seinem Verein kam, mußte er nach dem Willen seines Vaters noch Schnaps ausschenken. Aber der ernste junge Mensch war für die Gäste eine solche innere Beunruhigung, ohne Worte war er eine so wirksame Predigt durch die ganze männliche, geheiligte Art seines Wesens, daß sie den Wirt immer wieder veranlaßten, den Sohn zu Bett zu schicken. —

In solchen Jungmännerkreis durfte Vater als Führer treten, und er hat viel Freude und Segen an dieser Arbeit gewonnen. Je mehr nun der Hombüchel-Saal, in dem des Sonntags auch Gottesdienste stattfanden, zum Mittelpunkt von Vaters Stadtbezirk wurde, desto mehr empfand er, wie wenig er damit doch den ländlichen Teil seines Bezirkes erreichte. Bald fühlte er: „Die da draußen müssen ihr eigenes Zentrum haben." So dachte aber nicht nur Vater, so dachten auch die oben auf dem Katernberg. Und aus all dem Wünschen schritt man zur Tat. So entstand das Katernberger Vereinshaus. Ein Vorstandsmitglied, Herr Diederich, der Leiter der bergischen Bibelgesellschaft, hat einiges aus der Geschichte des Hauses aufgeschrieben:

Das Katernberger Vereinshaus in Elberfeld.

In der Zeit vor dem starken Anwachsen der Wuppertädte Elberfeld und Barmen, etwa bis um die Jahrhundertwende, lagen die Pfarrhäuser der beiden Elberfelder Gemeinden, der lutherischen und reformierten Gemeinde, im Mittelpunkt der Stadt. Jeder Pfarrbezirk hatte jedoch sein Kirchspiel, seinen Außenbezirk. So gehörte der Katernberg lange Zeit zum Hom-

bücheler Pfarrbezirk. In dieſen Kirchſpielen, den Außenbezirken, hat ſich eine geſunde chriſtliche Lebensauffaſſung bis heute erhalten. Das gilt wie von anderen Kirchſpielen, auch von dem Katernberger Bezirk, der von dem Hombücheler Pfarrhaus etwa eine halbe Stunde entfernt liegt.

Schon gegen Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte ſich hier ein evangeliſcher Männer- und Jünglingsverein, ſowie ein Miſſions-Jungfrauenverein gebildet, deren Mitglieder in der Katernberger Schule zuſammenkamen. Der erſtere, der Männer- und Jünglingsverein, brachte es bald zu einem ſtattlichen Poſaunenchor. Im Gegenſatz zu dem fortwährenden Wechſel der Mitglieder in den Vereinen der Stadt war hier eine Stetigkeit der Mitglieder vorhanden, die dem Verein und damit auch dem Poſaunenchor zugute kam. Einer der Mitbegründer und eifrigſten Förderer des Vereins war der nachmalige Gemeindehelfer Heinrich Zarges, ſpäter Verwalter des Hombücheler Verſammlungshauſes.

Daß es ein ſehnlicher Wunſch der beiden Vereine war, anſtatt in den engen Schulbänken einmal in einem eigenen Heim ihre Verſammlungen abhalten zu dürfen, läßt ſich leicht erklären.

In Verbindung mit den älteren Mitgliedern des Männer- und Jünglingsvereins und einiger Freunde aus der Stadt griff Paſtor Dr. Buſch den Gedanken eines Vereinshausbaues auf dem Katernberg auf. Am 4. Oktober 1898 fand eine erſte Zuſammenkunft im Bibelhaus ſtatt, in welcher der Plan des näheren beſprochen wurde.

Es wurde eine Hausſammlung in die Wege geleitet, Muſikabende und Verloſungen veranſtaltet, ſo daß innerhalb weniger Jahre 10 000 Mark zuſammengekommen waren und man es wagen durfte, den Grundſtein zu dem Vereinshaus zu legen, nachdem man den Bauplatz erworben hatte. Das geſchah am 10. Juli 1903.

Ein Jahr ſpäter, am 15. Mai 1904, konnte das inzwiſchen fertiggeſtellte Vereinshaus alsdann ſeiner Beſtimmung übergeben werden. Das Eigentumsrecht ging auf die Rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft über, die mit einem Darlehen von 20 000 Mark ſich

beteiligte, ohne jedoch mit der Verwaltung etwas zu tun haben zu wollen, jedoch gehörte der erste Inspektor (Direktor) dem Vorstande des Katernberger Vereinshauses an. Die Weiherede hielt Pastor Dr. Busch über Esra 3, 11: „Sie sangen umeinander und lobten und dankten dem Herrn, das er gütig ist, und seine Barmherzigkeit ewiglich währet über Israel. Und alles Volk jauchzte laut beim Lobe des Herrn."

Er begrüßte alle, die gekommen waren, mitzufeiern und sich mitzufreuen, besonders die Vertreter der Kirchengemeinden. Er dankte Gott, der die Bauleute an diesem Hause in seinen Schutz genommen und sie vor jedem Unfall bewahrt habe. Sein Wunsch war, daß auch dieses Haus immerdar zur Ehre Gottes und zur Verbreitung seines Namens dienen möge."

*

Mit dem Katernberg verbinden sich für uns viele liebe Erinnerungen. Was war das für eine Herrlichkeit, wenn der Kindergottesdienst seinen Ausflug dorthin machte! Da ging's in langem Zuge durch die Stadt hinaus und auf die Höhe. Und oben um das Haus herum und drinnen war an solchen Tagen ein köstliches Leben und Gewimmel.

Oft ist Vater heraufgegangen zu den Bibelstunden, die er hier regelmäßig hielt. Es war eine besonders aufmerksame, dankbare Zuhörerschar, in deren Leben das Wort Gottes wirklich eine große Rolle spielte. Wie haben sie sich mit ihrem Pfarrer gefreut, als die Bibelstunde aus dem engen, kleinen Schulsaal auswandern und in das schöne, neue Vereinshaus einziehen konnte. Als Vater von Elberfeld Abschied nahm, sprach bei einer Abschiedsfeier im Katernberger Vereinshaus ein Mann über das Wort: „Er hat unser Volk lieb und die Schule hat er uns erbauet."

*

Es ist ganz unmöglich, die überaus vielseitige Arbeit des Pfarrers ganz zu schildern, namentlich, wenn dieser ein so lebendiger, eifriger Mensch ist wie Vater. Immer neue Gestalten, Namen und Stätten stehen vor der Seele auf und wollen genannt sein. Und doch wäre dann noch nicht gesagt, wie reich, wie vielseitig, wie

abwechslungsvoll, wie interessant das Leben des Pfarrers ist. Nun sei nur noch von einer Arbeit erzählt, die Vater besonders lieb war:

Es war in den Anfangszeiten in Elberfeld. Da läuft Vater einmal ganz unglücklich zu Mutter in die Küche: „So einen Samstag habe ich noch nie erlebt. Ich komme gar nicht an meine Predigt. Immer und immer kommen Menschen, die mich sprechen wollen, und denen ich helfen soll.“ Und während er noch so am Klagen ist, schellt's wieder. Die arme Pfarrfrau ist ein wenig erschrocken: „Wie wird's gehen? Der Unglücksmensch, der jetzt kommt und einen unfreundlichen Pfarrer trifft, weiß ja nicht, wie oft der heute gestört wurde.“ Aber es ging nicht nur gut, sondern es gab sogar etwas sehr Schönes. Ganz fröhlich kommt Vater nach einiger Zeit noch einmal in die Küche, um Mutter an seiner Freude teilzugeben. Wer war dagewesen? Ein Schüler vom Realgymnasium war mit der Bitte gekommen, Vater möchte doch mit ihm und einigen seiner Freunde ein Bibelkränzchen für Schüler ihres Gymnasiums anfangen. Da läßt ein rechter Pfarrer gern alle Ruhe fahren, wenn suchende Seelen mit solcher Bitte kommen. Mit großem Eifer nahm sich Vater dieses kleinen Kreises an. Er ist dann auch nicht müde geworden, als es lange nur ein sehr kleiner Kreis war. Und er hat dann noch in Elberfeld die Freude erlebt, daß die Arbeit wuchs. Als er Abschied nahm, war aus den schwachen Anfängen eine stattliche, lebendige Schar geworden. Übrigens hat Vater von da an nie mehr geklagt, er komme nicht zu gesammeltem Studium. Mit seinen Predigten fing er Montags an, bewegte den Text auf seinen Gängen durch die Gemeinde. Und wenn der Sonnabend kam, brauchte er sich nicht mehr abzusperren und zu isolieren. Klar und deutlich stand's dann schon vor seiner Seele, was er des Sonntags von der Kanzel sagen wollte.

Wer so viel geben muß, für den ist es überaus wichtig, daß er auch reichlich einnimmt. Vater war bei aller Tätigkeit vor Verflachung dadurch bewahrt, daß er vor allem sich eifrig in die Schrift vertiefte. Dazu kam aber gerade in Elberfeld der Umgang mit allerlei geistreichen und geistvollen Leuten. Es gab ihm

viel Anregung, daß er in nahe Berührung kam mit den Lehrern, die sein Vater als Präparanden ausgebildet hatte. Dann waren da die alten Pflegeeltern, Dr. Hammerschmidt und seine Frau. Es war rührend, wie sie fast in jedem Gottesdienst ihres Pflegesohnes saßen und auf seine Predigt lauschten. Nachher gingen sie dann oft noch mit ins Pfarrhaus und berieten ärztlich und elterlich das junge Pfarrerehepaar. Und für die heranwachsenden Kinder gab's kaum etwas Herrlicheres als Hammerschmidts Garten. Da ging's mit Eifer an die schönen Obstbäume. Aber der Höhepunkt war dann doch, wenn der alte Doktor den kleinen Springbrunnen für ein paar Minuten andrehte. Wenn man dann im sprühenden Wasserfall gar einen Regenbogen bemerkte, dann kannte das Staunen keine Grenzen.

Für unsere Eltern war der Umgang mit den beiden Alten von innerem Gewinn. Es waren von Herzen demütige Menschen, die ganz von der Gnade ihres Heilandes leben wollten. Einmal kamen sie von einem Vortrag des schöngeistigen X. in das Pfarrhaus. „Wie hat's Ihnen gefallen?" fragt Vater. „Ach, weißt du," lautet die Antwort des alten Arztes, „das ist nichts für uns. X. meinte, wir brauchten ja nicht gerade eine Bluttheologie zu treiben. Wir aber brauchen eben unseres Heilands Blut." —

Dann war da der Herr Dahm, Stadtrat, Gärtner und Kirchenvorsteher. Der guckte gern einmal auf ein Viertelstündchen herein. Und Vater freute sich, wenn er kam, und hatte seine Freude an seiner bergischen, originellen Art. Für den Blumentisch im Studierzimmer war der alte Herr Dahm ja ein rechtes Glück: Wie oft hat er sich der kümmerlichen Pflänzlein angenommen und sie durch blühende Lieblichkeit seiner Treibhäuser ersetzt. Für uns Kinder aber hatte er seine ganz besondere Bedeutung: Der konnte Geschichten erzählen vom Kriege 1870, daß uns Kindern die Haare zu Berge standen. Meist ging aber zum Schluß alles gut aus. Ja, Onkel Dahm war beliebt bei Alt und Jung im Pfarrhause.

Dann war da der pensionierte Pfarrer Barner, der Vater konfirmiert hatte. Es war für Vater ein großer Gewinn, daß

er ſich innerlich und äußerlich Rats erholen konnte bei dem, der ihm ſchon als Knabe zum Segen geweſen war. Als Vater erſt kurze Zeit in Elberfeld war, hatte Pfarrer Barner einmal gemeint: „Wenn die Rekruten zum Militär eingezogen werden, dann ſchmücken ſie ſich mit Bändern und ziehen laut ſingend durch die Straßen. Da habe einſt ein alter Mann geſagt: „Nur immer hoch her, das Niedere kommt von ſelbſt.“ Daran muß ich immer denken, wenn ich den Neffen Buſch ſo eifrig im Amte ſehe. So wird er's nicht lange weitertreiben.“ Als für Vater das „Niedere“ aber nie kam, ſondern es anſtatt deſſen in immer größere Fülle der Aufgaben hineinging, freute er ſich mit und hat dem Neffen treu zur Seite geſtanden.

Ja, da waren allerlei „Väter in Chriſto“, die unſerm Vater viel bedeuteten. Noch einer ſoll genannt werden: das iſt der alte Herr Teilmann, der ſchon unſerm Großvater im Rettungshauſe Freund war und mit dem Vater feſt verbunden blieb. Er wußte als Lehrer der Schwachbegabten viel zu erzählen, wie Gott oft ſeine Weisheit den Unmündigen offenbart. So berichtete er einmal: „Ein Paſtor wollte ein beſonders geiſtig ſchwaches Mädchen nicht konfirmieren. Er dachte, das ſei ein Frevel am Heiligen. Da kam die Tante des Kindes zu Herrn Teilmann: „Was, das fromme Kind ſoll nicht konfirmiert werden? Das hat doch mein ganzes Haus umgewandelt.“ Und nun erzählte ſie: „Ich habe eine Wirtſchaft und viele Dienſtboten. Dieſe junge Nichte kam auch zur Hilfe in mein Haus. Wenn es nun zum Eſſen ging, betete das Kind das einzige Sprüchlein, das ſein ſchwacher Geiſt gelernt hatte: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, gewiſſen Geiſt; verwirf mich nicht von deinem Angeſicht, und nimm deinen heiligen Geiſt nicht von mir!“ Und wenn die Mädchen abends in ihrer Kammer zu Bett gingen, betete ſie wieder dasſelbe Sprüchlein. Erſt kam Hohn und Spott von allen Seiten über dieſe kleine Beterin; aber es ſtörte ſie nicht. Bald waren die andern Dienſtmädchen angeſteckt. Jetzt betet jede zu Tiſch, und es iſt, als ob ein anderer Geiſt von Pflichteifer und Treue in meinem Hauſe eingekehrt ſei. Und dies alles nur

durch dies Kind," so schloß die Wirtsfrau. Herr Teilmann berichtete diese Geschichte, die ihn tief bewegte, dem Pfarrer. Da schaute der sein Schäflein auf einmal mit ganz anderen Augen an und hat es dann gerne konfirmiert. Später hat Lehrer Teilmann auch den Konfirmandenunterricht bei den schwachbegabten Kindern übernommen. Er hielt dabei immer diesen Spruch für den allerwichtigsten für die Kindesseele. —

Wenn schon von Vaters Freunden in Elberfeld die Rede ist, dann darf vor allem nicht vergessen werden der Kreis der Amtsbrüder. Bei aller Verschiedenheit bestand die starke Einheit des Geistes und des Glaubens. Das gab dem Kreise seine Bedeutung und seinen Wert für jeden einzelnen. Es bestand z. B. ein Kränzchen, bei dem lutherische, reformierte und der edle außerkirchliche Pfarrer Neviand mit einigen Laien zusammenkamen. Gleich das erstemal, als unsere Eltern teilnahmen, sprach man über das „hohepriesterliche Gebet Jesu": „Ich habe dich verklärt auf Erden . . ." Da flossen Ströme des Segens. Man kam in den Häusern zusammen, nahm gemeinsam ein einfaches Abendbrot ein. Und dann war die Hauptsache die Vertiefung in Gottes Wort.

Auch im engeren Kollegenkreise fand Vater viel Anregung und Gemeinschaft. Da alle dem Evangelium gegenüber den gleichen „Gehorsam des Glaubens" leisteten, war die Verbundenheit gesichert. Allerdings ging's auch durch manchen ehrlichen Kampf. Als einst Pastor Bornhak eingeführt wurde, sagte Pfarrer Hafner in seiner humorvollen Art zu ihm: „Denken Sie nur nicht, daß wir immer so brüderlich zusammensitzen. In den Sitzungen schlagen wir uns die Köpfe ein." Das erste Kränzchen daraufhin war im Anschluß an eine Presbyteriumssitzung bei unsern Eltern. Vater begrüßte in einer Tischrede das neue Pfarrerpaar. Pastor Bornhak dankte und sagte dann: „Ich bin ja durch Bruder Hafner vorbereitet gewesen. Aber daß es tatsächlich in Sitzungen so heiß hergehen kann, hätte ich nicht geglaubt. Das war ja fast zum Fürchten. Aber das hätte ich noch weniger für möglich gehalten, daß nachher eine solche ungezwungene Liebe und herzliche Brüderlichkeit im Kreis der

Kollegen herrſche . . .“ Es iſt klar, es war ein feines Geben und Nehmen in dieſem offenen, wahren und tief verbundenen Kreiſe.

*

Am allerliebſten war Vater in ſeiner Familie. Die wuchs in dem Hombüchler Pfarrhauſe ſtattlich heran. Was war das für ein Feſt, als zum Töchterlein, das aus Dahlerau mit eingezogen war, der erſte Sohn kam! Es war, als habe der Frühling nie ſo herrliches Grünen und Blühen gebracht, als an dem Tauftage, da man im feierlichen Zuge durch den Garten in das Gemeindehaus zog und der Geſang erklang: „Hirte, nimm dein Schäflein an . . .“ Onkel Barner taufte das Kindlein ſeines ehemaligen Konfirmanden und ſprach dabei überaus herrlich über das Wort: „Ich ließ ſie in Seilen der Liebe gehen“ (Hoſea 11, 4).

Es folgte ein Kindlein dem andern. Vier Töchter kamen nach dem Sohn. Und weil hier und da jemand meinte, das ſei etwas viel gegenüber dem einen Sohne, gab er in der Anzeige dem Worte „hocherfreut“ eine ganz hervorragende Stelle. Und das war ihm ernſt. Aber als dann noch als ſiebentes ein Sohn ankam, war die Freude rieſengroß. Leider wurde ſie gedämpft, weil gerade in jenen Tagen der geliebte Vater Kullen in Hülben in die ewige Heimat abgerufen wurde. Nur ein paar Briefauszüge ſollen einen Einblick geben in die Wonne des reichen Familienlebens. Da ſchreibt Mutter: „. . . Wenn ihr hören könntet, wie fröhlich Mädi ſingt; es ſchallt ordentlich durchs Haus und veranlaßt den lieben Papa, ſeinen Schreibtiſch zu verlaſſen und ſeine Kinder zu verküſſen . . .“ „. . . Wir haben im Dämmerſtündchen Weihnachtslieder geſungen. Die drei großen Kinder ſangen mit ſchallenden Stimmchen, und auch Eliſabethchen fing auf meinem Schoß zu rätſcheln an. Als der teure, vielbeſchäftigte Mann einen Augenblick hereinſah, wurde ihm faſt das Herz ſchwer, daß er nicht bei uns bleiben durfte . . .“ „. . . An meines Mannes Geburtstag war's zu ſchön. Abends vorher gratulierte ihm der Jünglingsverein in ſehr netter Weiſe. Um 3 Uhr morgens wollte Johannalein ſchon aufſtehen; doch legte ſie ſich auf

mein Geheiß wieder. Aber um ¼4 Uhr ſtieg ſie einfach aus dem Bett, ging ins Nebenzimmer und holte das Geraniumſtöckle, das ſie ſelbſt mit dem Mädchen bei Onkel Dahm gekauft hatte, hielt dasſelbe dem ſchlafenden Papa unter die Naſe und begann: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz . . .“ Dies Sprüchlein hat ſie ſelber ausgeſucht. Ich hatte ſie ein anderes gelehrt. Der Vater aber hatte ſeinen Spaß, daß der Geburtstag ſo feierlich, wenn auch etwas früh, eröffnet wurde . . .“ Ja, es hat viel köſtliches Familienglück geſehen, das Pfarrhaus auf dem Hombüchel.

Montreux.

In Elberfeld beſteht, wie in manchen Städten des Rheinlandes, die eigenartige Sitte der „Turnuspredigten“. Da gehört nicht der Pfarrer zu ſeiner Kirche. Am Anfang eines Vierteljahres wird ein Turnusplan aufgeſtellt, nach welchem der Pfarrer an dem einen Sonntag in dieſer, am nächſten Sonntag in jener, am übernächſten in einer dritten Kirche zu predigen hat. „Karuſſellpredigen“ nennt's der Volksmund. Dieſe Ordnung des Gottesdienſtlebens trägt viel bei zur Vertiefung des chriſtlichen Lebens in einer Gemeinde. Dieſe wird bereichert dadurch, daß ſie bald dieſen, bald jenen Pfarrer hört und auf dieſe Weiſe die Verſchiedenheit der Gaben viel mehr der ganzen Gemeinde zugute kommen. Andererſeits liegt in dieſer Einrichtung die große Gefahr, daß das Kirchenvolk ſenſationslüſtern wird, ſich Lieblinge erwählt und Perſonenkultus treibt. Für den Pfarrer ſelber hat die Sitte des „Turnuspredigens“ ſeine ganz beſondere Bedeutung. Gewiß iſt es für ihn anregend, wenn er einmal in der kleinen Vorſtadtkapelle vor Arbeitern, das andere Mal in der Großſtadtkirche vor großem, gemiſchtem Volk, und dann wieder in einem andern Stadtteil vor meiſt Gebildeten predigt. Aber dies Wandern gibt ihm allmählich Beziehungen und auch Aufgaben in der ganzen Stadt, die oft mit den Aufgaben im ſpeziellen Seelſorgebezirk in Konflikt geraten. Man will dann dieſer doppelten Aufgabe gerecht werden. Dadurch wird das Pfarramt leicht ſehr gehetzt. Vater ſpricht in einem Brief einmal vom „Elberfelder Trab-, ja beſſer Galopptempo“. Er kam, ehe er's ſich verſah, in den tollen Wirbel dieſer vielverzweigten Arbeit hinein. Es war kein Fertigwerden mehr am Tage. Da nahm er die Nacht hinzu. Nach Mitternacht ging's ins Bett. Um

5 Uhr heraus. Das hält die ſtärkſte Kraft nicht aus. Und ſo kam, was kommen mußte: Vater wurde krank, es zeigten ſich Anzeichen einer Lungenerkrankung, und ſchließlich mußte er auf ſtrengen Befehl des Arztes in die Schweiz. Er mußte Frau und Kinder zurücklaſſen und in die „Verbannung“ nach Montreux gehen. Das war im Anfang des Jahres 1902. Das Erleben jener Zeit ſpiegelt ſich am beſten in den Briefen an ſeine Frau, von denen Auszüge folgen:

„Liebes Weib und liebe Kinderlein! Hier ſitze ich denn ſeit einer Stunde im fremden Lande, glücklich angekommen, aber im Herzen mich reichlich einſam fühlend und ſchrecklich verlangend nach meinen allerliebſten Schätzlein, und die ſind weit fort. Um mich her franzöſiſche Laute. Alles fremd! Aber herrlich iſt's hier; ganz unfaßlich ſchön. Ich weiß gar nicht, wie ich die Pracht beſchreiben ſoll. Der See in ſeiner herrlichen Bläue, ringsherum der herrliche Kranz von Bergen, mit Schnee bedeckt, an ihrem Fuße das ſchöne Montreux. Und über dem allen ein ganz klarer, ganz wolkenloſer Himmel. Die Sonne ſcheint ſo warm, daß ich eben an meiner offenen Balkontür auf der Chaiſelongue lag, jetzt im Januar . . . Nun gebe Gott ſeinen Segen dazu, daß ich recht bald wieder geſund werde; daß ich namentlich auch inneren Gewinn habe. Das iſt doch das Hauptanliegen . . .“

„. . . Habe heute eine herrliche zweieinhalbſtündige Wanderung gemacht: am Berghang hinauf. Da wird die Ausſicht immer herrlicher und ſchöner. Unten der herrliche große See in goldigem Abendſonnenglanz; rings am Horizont die ſchneegekrönten Bergrieſen, auch ſtrahlend im Glanz der untergehenden Sonne; und dazu dann die herrliche, erquickende, friſche Luft. Um 7 Uhr war ich zum Diner zurück. Da traf ich nun auch zum erſtenmal die Geſellſchaft, faſt lauter Ausländer, Franzoſen, Engländer, Holländer uſw. . . . Nach dem Abendbrot war ich noch ein Stündchen im Kurhaus und hörte edle Muſik, die man hier viel und gut hat. Ich ſah auch eine Weile dem Glücksſpiel zu. Das iſt doch eine ſcheußliche Leidenſchaft. Da ſaßen drei alte Weiber, die nicht vom Spieltiſch wegzubringen waren . . . Ich las heute morgen das Kapitel von Salomos Abgötterei.

Es machte auf mich beſonderen Eindruck. Der Herr wolle uns doch „wacker“ machen. Der Lehrtext*) hat mich auch hier wunderbar gefaßt: „Wir haben hier keine bleibende Stadt.“ — An meine Kinderlein beſondere Grüße! Was macht mein ſtrahlendes Blauäuglein E.? Hat ſie wohl ſchon einmal ein Zeichen gegeben, daß ſie ihren Papa vermißt? . . .“

„. . . Geſtern hatte ich einen ſehr ſchönen Sonntag. Morgens hörte ich in der deutſchen Kirche eine recht einfache, aber gute, warme Predigt über die Worte aus dem 12. Kapitel des Hebräerbriefes: „So richtet wieder auf die läſſigen Hände und die müden Knie . . . jaget nach der Heiligung . . .“ Es war mir ſo heimelig, das deutſche Kirchlein, ganz überfüllt. Drin ſtand noch der rieſengroße Weihnachtsbaum. Ich wurde überaus erquickt. Ach, wenn man doch immer ſo empfänglich wäre, wie könnte man doch oft geſegnet ſein! Dem Prediger ſtellte ich mich nachher vor, und er lud mich freundlich ein. In dieſer Woche ſind an verſchiedenen Abenden Allianzgebetsverſammlungen, auf die ich mich ſehr freue . . . Nach Tiſch machte ich mich wieder auf und ſtieg durch die Gorges du Chandron (eine wunderbare, gewaltige Schlucht, durch die toſend und ſchäumend ein Flüßchen ſich hinunterſtürzt, unterwegs großartige Waſſerfälle bildend) hinauf nach Glien. Welche Ausſicht! Das Panorama iſt gar nicht zu beſchreiben. Der Blick auf Montreux gehört mit zu dem Schönſten, was ich je geſehen habe . . .“

„. . . Ihr ſolltet ſehen, wie die Sonne aus dem Rhonetal emporſteigt, wie ſie mit den erſten Strahlen die Schneeſpitzen vergoldet. Das iſt paradieſiſch ſchön . . . Geſtern vormittag machte ich einen Gang nach Chillon; das iſt ein uraltes Räuberſchloß, das mitten im See auf einer Klippe liegt. Ich ging am See zurück. Auf dem Rückweg geriet ich in eine engliſche Kapelle, wo gerade Gottesdienſt war. Ich verſtand wenig, wurde aber durch den ſchönen mehrſtimmigen Chorgeſang erbaut . . .“

„. . . Vormittags ging ich am See entlang. Es iſt reizend, die weißen Seemöven zu beobachten . . . Abends war ich in einer

*) Aus dem Loſungsbüchlein der Brüdergemeine.

Gebetsſtunde, die in einer Kirche der „egliſe national", der Landeskirche, ſtattfand. Die landeskirchliche Geiſtlichkeit und die von der „egliſe libré", der Freikirche, und der deutſche Pfarrer haben völlige Gemeinſchaft, und ſo wechſelt die Gebetsſtunde ab in den verſchiedenen Gemeinden. Es war recht ſchön und erbaulich; doch gefällt mir die franzöſiſche Art der geiſtlichen Rede nicht beſonders. Sie haben eine faſt aufgeregte, affektierte Art zu reden. Aber ich hatte doch einen Segen. Es iſt doch ſchön, daß der Herr ſo überall ſein Volk hat . . ."

„. . . Geſtern traf ich meinen Jongleur und Komiker wieder, ging eine Zeitlang mit ihm und konnte über manches mit ihm reden. Den hatte ich im Zug kennen gelernt, als ich nach Montreux fuhr. Wir hatten damals ſchon ein ſehr ernſtes Geſpräch. Ich ſtellte mich ihm als Paſtor vor, und da kam dann ſein ganzes unglückliches Herz zum Vorſchein. Das iſt doch ein trauriger Beruf; er iſt überall nur zehn Tage und reiſt ſo in der ganzen Welt umher . . ."

„. . . Haſt du denn Heimweh? Dein letzter Brief lautet ſo ein wenig kläglich und beweglich, und ſchlug übrigens bei mir verwandte Saiten an, denn bei mir war's heute morgen auch nicht kapitelfeſt . . . Der Heiland ſchenke uns beiden ein fröhliches, getroſtes Herz, das ſich recht von ihm ziehen und heiligen läßt . . . Daß die Kinder oft ſo traurig ſind, hat mich tief bewegt. Sie ſpüren eben, wie ihres Papas Herz auch nach ihnen ſich ſehnt. Gott wolle ſie behüten, die lieben, kleinen, ſüßen Schätze! O, wie bin ich Gott ſo dankbar, daß Du mir bis jetzt haſt immer noch gute Nachrichten ſchicken können . . . Daß Du X. trafſt und freundliche Gedanken für ihn bekamſt, freut mich. Es iſt mir hier immer mehr Wunſch geworden, mit a l l e n Frieden zu haben. Ob ich's auch können werde? . . . Geſtern vormittag machte ich einen herrlichen Gang nach Schloß Chatelard; man hat von dort einen herrlichen Blick über den See und die Savoyer Alpen. Es war ſo köſtlich warm, da droben auf der Schloßterraſſe . . . Nachmittags war ich im Pfarrkränzchen. Reizend! Zuerſt hatten wir eine Bibelbeſprechung über 1. Petri

2, 1–7. Dann war gemütliches Kaffetrinken. Es war zu heimelig dort . . .“

„. . . daß die Kinder abends jetzt immer um ihren Papa weinen, ist mir so leid. Vielleicht hängt's doch damit zusammen, daß ich abends mich am meisten nach ihnen sehne. . . War auch wieder mit meinem Jongleur zusammen. Der Anblick eines Kirchhofs brachte uns auf Ewigkeit, Gericht und Auferstehungshoffnung; ich hoffe, daß doch manches haften bleibt . . .“

„. . . Es ist kostbar, das Sprachengewirr am Tisch: Deutsch, Französisch, Holländisch, Englisch, zuweilen auch polnische Brocken. Die kleine vierjährige Daisy bleibt meine beste Freundin; die will auch immer wieder viel von meinen Kindern wissen, deren Bild sie fast täglich betrachtet. Man kann interessante Studien hier machen . . .“

„. . . Wie mir der Kinder Brieflein Freude machten, kann ich Dir gar nicht sagen; ich kann die Schriftzüge gar nicht genug betrachten, stellte mir im Geiste vor, mit welchem Geschrei und welcher Wichtigkeit das alles entstanden ist . . .“

„. . . Ich kann ja das Heimweh gut überwinden, aber zuweilen kommt's doch ganz furchtbar über mich. Gestern mittag sah ich auf der Straße an mir vorübertäppeln ein kleines, hellblondes Ding, fast ganz wie unser Lieselein. Da überkam mich fast die Wehmut, daß ich Dich und die Kinder so lange nicht sehen könne. Das legt sich dann aber gewöhnlich bald wieder. Es sind so besonders schöne Losungen*) in diesen Tagen, — oder ich bin besonders empfänglich, kann auch sein! Ich möchte immer noch mehr am Heiland hangen und auch ganz von ihm mich segnen lassen . . .“

„. . . Ich weiß nicht, ob ich Dir gesagt habe, daß vor einigen Tagen eine alte Frau von F. ankam, ein armes Menschenkind, hat trotz ihrem Alter nur noch Vergnügungen im Kopf und bummelt so in der Welt umher. Ich sitze neben ihr und habe ihr schon manches gesagt. Sie tut mir aufrichtig leid; es ist doch schrecklich schwer, so ein nutzloses Leben führen zu müssen.“

*) Bibelworte aus dem Losungsbüchlein der Brüdergemeine.

„. . . Heute morgen erhielt ich Deinen lieben letzten Brief mit dem Tintenklex von Eliſabeth. Dieſer Klex machte mir übrigens rieſige Freude als Gruß von meiner lieben Jüngſten. Ich kann mir lebhaft denken, was das für ein Kampf iſt, wenn Du am Kinderzimmertiſch ſitzeſt und ſchreiben willſt, und neben Dir ſitzen alle vier Kinder ſpielend auf der Bank . . .“

„. . . Geſtern vormittag bin ich zweieinhalb Stunden ganz allein über die Berge gewandert und habe mich im Gehen an einem Schriftchen von Kähler („Die Herrlichkeit Jeſu“) großartig erbaut. Das war leiblich und geiſtlich ein großer Genuß. Es war mir ſo wichtig, daß ein Chriſt, der noch hineinverklärt werden ſoll in das Bild dieſes herrlichen Heilandes, eigentlich viel mehr die Luſt an der Welt und der Sünde verlieren ſollte. Es ſollte uns viel leichter werden, die wir ſolch einen großen Herrn haben . . .“

„. . . Es hat gar keinen Zweck, hier noch länger zu bleiben. Es iſt kalt geworden, ſchneit ſehr ſtark und geht ein heftiger Wind. Ich hatte einen recht netten Sonntag. Vormittags hörte ich eine recht gute Predigt über Phil. 2, die erſten Verſe. Und nachher wanderte ich noch ein wenig allein am wildbrauſenden See entlang. Das iſt übrigens beim Sturm auch beſonders ſchön; man ſah die Berge und den See in ſo eigentümlicher Beleuchtung, wie ich's noch nie ſah. Der Sturm war vorgeſtern ſo ſtark, daß der Dampfer nicht landen konnte, er wurde nach der gegenüberliegenden Seeſeite getrieben. Es wird uns doch kein Sturm vom Ziel wegtreiben. Nachmittags hörte ich herrliche Muſik; namentlich erfreuten mich zwei Stücke von Brahms, die ich ſchon ſo lange nicht mehr gehört hatte. Und dann wanderte ich noch nach meinem lieben Chillon. Das Steigen in die Höhe iſt vorüber, man kann nicht mehr durch den Schnee.

Am Samstag abend hatte ich eine ſehr ſcharfe Auseinanderſetzung mit meiner Tiſchgeſellſchaft über Ewigkeitsdinge, die man ins Lächerliche ziehen wollte. Ich konnte, Gott ſei Dank, ruhig bleiben, und habe, glaube ich, das rechte Wort geſagt, vielleicht zu deutſch . . .“

„. . . Die Heimreiſe iſt mir ein Lichtblick ſondergleichen . . .“

„. . . Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie fröhlich mein Herz iſt, daß nun meine Verbannungszeit dem Ende entgegengeht und ich bald wieder in geordnete Arbeit komme . . . Ich ging geſtern zum Arzt, weil ich nicht mehr huſtete. Er unterſuchte, unterſuchte, horchte, klopfte — immer wieder, aber ſchließlich ſagte er: „Das iſt ja ganz wunderbar, ich finde nichts mehr.“ Und dann ſagte er, er würde es für Unrecht halten, mich länger feſtzuhalten. Du kannſt Dir meine frohe und dankbare Stimmung denken. Das hat Gott getan. „Vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“ . . .“

„Komm herüber . . .“

Vater ſtand in der vollen Arbeit in Elberfeld. Ab und zu allerdings war er in innere Unruhe gebracht worden durch Rufe, die von da und dorther an ihn ergangen waren. Eine Miſſionsgeſellſchaft wollte ihn als Leiter, ein andermal ein Diakoniſſenhaus. Dann kam eine große Jungmänner-Arbeit und bat, er möge die Führung übernehmen. Solche und viele andere ähnliche Bitten hatte Vater nach kürzerem oder längerem Schwanken ſtets abgelehnt. So hielt er es auch, als eines Tages von Frankfurt a. M. aus eine Bitte an ihn erging, eine freie Pfarrſtelle zu übernehmen. „Ich habe ihnen geſchrieben, daß ich keine Probepredigt halte; damit hielt ich die Sache für abgetan.“ Doch es kam anders.

An einem ſchönen Sonntage erſchienen einige Herren von Frankfurt und hörten Vater in der Trinitatiskirche predigen. Nachher kam einer der Herren, Exzellenz Schmidt, in die Sakriſtei. Statt aller Begrüßung ſagte er nur ganz eindringlich: „Komm herüber und hilf uns“ (nach Apg. 16, 9). Dies Wort ging Vater durchs Herz, und er begann zu merken, wohin ſein Weg gehen ſollte.

Nun ſoll Mutter weitererzählen, wie es nun wirklich ſo weit kam, daß man Elberfeld verließ.

„Vor der Trinitatiskirche traf ich mich ganz kurz mit meinem Manne. Er mußte ſchnell nach Radevormwald zu einer Feſtpredigt. In aller Eile ſagte er mir nur eben: „Es ſind Herren da aus Frankfurt, die werden dich beſuchen.“ Ich erwiderte: „Ach, die empfange ich gar nicht. Wir gehen doch hoffentlich nicht hier weg.“ Auf dem Heimwege aber dachte ich: „Jetzt werden die Herren wohl kommen und mir alles aufs herrlichſte

vorſtellen, wie ſchön es in Frankfurt ſei. Denen will ich aber deutlich ſagen, wie lieb uns Elberfeld iſt.“ Und im Geiſte beſann ich mich auf alle Schönheiten unſerer Heimat. Aber als die Herren in unſer herrliches Haus hereingeführt wurden und ich glaubte, ſie werden mir großartig entgegenkommen, begrüßte mich ihr Wortführer, der ſo würdige, feine, alte Exzellenz Schmidt, ganz demütig bittend und werbend mit den Worten: „Sie werden wiſſen, was wir im Schilde führen. Allerdings ganz ſo ſchön, wie Sie es hier haben, können wir es Ihnen nicht bieten.“ Da war ich geſchlagen. Das hatte ich nicht erwartet. Als ich nun noch einwandte, wie ſehr mein Mann am Wuppertal hänge, wie ſtark er ſeine Heimat liebe und wir gar nicht daran denken könnten, alle die lieben Freunde und Verwandten zu verlaſſen, da ſagte Exzellenz Schmidt in einer unbeſchreiblichen Art: „Ich habe Gott gebeten, er möge uns den rechten Mann nach Frankfurt geben. Und Herr Pfarrer Buſch iſt der rechte.“ Da war ich im Gewiſſen ſo gepackt, daß ich nicht mehr dagegen ſprach. Ich konnte mir nur noch die Tränen wiſchen.“

Es hat nur wenige Tage gedauert, da fuhr Vater nach Frankfurt, um ſich die Gemeinde anzuſehen. Exzellenz Schmidt holte ihn im Wagen ab nach ſeinem Hauſe. Dort hatte er einige Gemeindevertreter zu Tiſch geladen. Vater hatte unterwegs in ſeiner inneren Unruhe ganz gegen ſeine ſonſtige Art mit Gott ein Zeichen ausgemacht. Er dachte, wenn es ſo weltlich zugeht, daß nicht einmal ein Tiſchgebet geſprochen wird, dann ſage ich ab.“ Nun ging man zu Tiſch. Und da hat der Hausherr nicht nur ein einfaches Tiſchgebet geſprochen, ſondern er betete frei aus dem Herzen: Man ſei zu einer ſo wichtigen Angelegenheit zuſammengekommen. Gott möge alles nach ſeinem Willen lenken. Darauf ſagte Vater entſchloſſen: „Ich komme.“

Es war eines Morgens früh. Wir Kinder waren gerade aufgewacht. Jubelnd wurde der Vater begrüßt, der ſpät in der Nacht von der Reiſe zurückgekehrt war, deren Sinn uns unbekannt war. Da ſchaute er uns ſo merkwürdig an und ſagte in ganz eigentümlichem Tone: „Ihr kleinen Frankfurterle.“ Da ahnten

wir ganz dunkel, daß irgend etwas Schweres im Anzuge sei. Und wir haben's in den folgenden Tagen an unsern Eltern gemerkt, daß es etwas sehr Schweres ist ums Scheiden. Doch nun soll Mutter weitererzählen:

„Als er von Frankfurt heimkam, hatte ich erwartet, er werde, wie so manchesmal, allem ein Ende machen mit den Worten: „Ich kann nicht von Elberfeld fort." Wie groß war mein Schmerz, daß es nun wirklich nach Frankfurt gehen sollte! Wir sollten unser liebes Heim verlassen, das herrliche Wuppertal, all die lieben Menschen, eine teuer gewordene Arbeit, um ganz neu anzufangen. War's recht, alle die Armen, denen mein Mann so ein Vater war, zu verlassen? Mir war das Herz überschwer.

In der Gemeinde war alles ärgerlich, als es bekannt wurde, daß wir gingen. Als sie aber sahen, wie schwer es uns selbst wurde, verwandelte sich der anfängliche Zorn in größte Liebe, und alle überschütteten uns mit großer Güte. Frau Kalis, die arme Frau, die uns den ganzen Sommer jeden Samstag einen Feldblumenstrauß gebracht hatte, kam weinend und brachte zum Abschied unter Glas und Rahmen gestickte Blümlein, damit wir stets ihr Sträußchen hätten. Die Vereine ließen sich photographieren und brachten die Bilder, und ein Mädchenverein kam mit sieben kleinen Tassen an, auf denen Elberfelder Bilder waren. Für jedes der sieben Buschkinder war eine Tasse bestimmt. Noch lange Jahre haben uns diese rührenden Täßchen in Frankfurt an die Liebe der Elberfelder erinnert. Schön in Reih und Glied standen sie auf einem Bord, bis sie endlich dem „alles zerstörenden Zahn der Zeit" zum Opfer fielen. „Die Liebe aber höret nimmer auf . . ."

Am 27. Mai 1906 hielt Vater seine Abschiedspredigt:

„Zu einer Abschiedsstunde sind wir heute zusammengekommen. . . . Es ist ein ernster Augenblick, wenn Hirte und Gemeinde sich nach fast zehnjährigem Verbundensein lösen und auseinandergehen, sich ins Auge schauen und der unausgesprochenen Gedanken und Fragen manche sich im Herzen regen und spürbar machen. So auch heute zwischen uns. Wie hat aus dir, liebe Gemeinde, in den letzten Wochen die Liebe gesprochen, so unverdient groß

und ſtark, daß Scheiden und Abſchiednehmen ungeahnt herbe und bitter geworden iſt! Und wie hat aus Mund und Herz immer wieder die Frage herausgeklungen, ob es denn recht ſei, ob es denn wirklich Gottes Weg ſei, der mich aus der großen, mir aufgetragenen Arbeit wegführe! Und wieviel regt ſich heute in meinem Herzen in dieſer Stunde, da wiederum mein Weg eine große Wendung nimmt und mich führt in eine große Arbeit hinein, zu der ich durch einen von mir gänzlich ungeſuchten und unerwarteten Ruf berufen worden bin. Gerade dieſes Gotteshaus erinnert mich an ſo manche wichtige Stunde meines Lebens. Hier unten ſaß ich manchmal in der frohen Jugendzeit, als wir droben im Rettungshauſe fröhlich aufwachſen durften unter treuer Eltern fürſorglicher Obhut. Vor dem Altar dieſer Kirche ſtand ich nach dem geſegneten Unterricht eines treuen Hirten dieſer Gemeinde, meinen Taufbund zu erneuern. Betrübt war mein Herz, verwundet von dem Heimgang des lieben Vaters, der kurz zuvor heimgegangen war. Und hinaus ging der Weg in die Fremde, ins Leben, ins Lernen. Und wieder durfte ich hier ſtehen zur Ordination, als mir der ſelige Superintendent Krummacher die Hände auflegte zum heiligen Amte. Aber größer noch war die Freude, als ich einkehren durfte in dieſes Gotteshaus als berufener Pfarrer der Gemeinde. Seitdem ſind zehn Jahre verſtrichen, reich an Glück und Segen, trotz manchem Schweren: Segen in meinem Hauſe haben ſie mir gebracht; der Hombüchel iſt die Geburtsſtätte faſt aller meiner Kinder; Segen im perſönlichen Leben, denn alte Bande der Liebe wurden erneuert und neue geknüpft; Segen in der Arbeit, denn ein Reichtum von Pflichten fiel mir in den Schoß, eine ſüße Gabe, deren Segen ich trotz manchen eigenen Verſäumniſſen und unter manchem Druck oft geſpürt habe. Und nun ſtehe ich wieder hier als Scheidender, mit einem Herzen, das übervoll iſt von Dankbarkeit gegen Gott und gegen dich, liebe Gemeinde; mit einem Herzen, das dich bittet, mir alle meine Fehler zu vergeben und mich auch ferner lieb zu behalten; mit einem Herzen, das tief innerlich bewegt iſt unter dem Eindruck der Vergänglichkeit und Wandelbarkeit des menſchlichen Lebens. Aber, lieben Freunde,

ich täte unrecht, wenn ich hier an dieſer Stätte, an der Gottes Wort verkündigt werden ſoll, länger reden wollte von mir und dem, was in dieſer Stunde mein Herz bewegt. Laßt uns, wenn uns die Unbeſtändigkeit und Wandelbarkeit im äußeren Leben unſerer Gemeinde ſo bewegt, unſere Augen richten auf das, was bleibt: auf den Herrn unſerer Kirche und die Güter und Gaben, die er als bleibende ſeiner Gemeinde gegeben hat.

„Wenn aber der Tröſter kommen wird, welchen ich euch ſenden werde vom Vater, der Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgehet , der wird zeugen von mir. Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr ſeid von Anfang bei mir geweſen.“ (Joh. 15, 26. 27.)

Laßt uns nach Anleitung dieſes Wortes Jeſu an ſeine Jünger reden.

Von den bleibenden Gütern der Gemeinde Jeſu:

Sie hat

1. einen treu um ſie ſorgenden Herrn;
2. einen unabläſſig unter ihr zeugenden Geiſt;
3. ein vollkommen ausreichendes Wort.

Frankfurt a. Main (1906—1921).

„Dribberbach" ſagen die Frankfurter und meinen den Stadtteil, der auf der Südſeite des Mains, alſo jenſeits des „Baches" liegt. „Sachſenhauſen" hieß er offiziell. Aber der Name iſt abgeſchafft, und die heutige Zeit kennt nur noch Frankfurt-Süd. Aber was tut der Name? Schön iſt's jedenfalls dort. Helle, luftige Straßen, Plätze und Anlagen. Unvergeßlich iſt der Blick von dem mit Platanen bepflanzten Kai am Main. Im Vordergrunde der Fluß, belebt durch die hin- und herfahrenden Schiffe, dahinter das Gewimmel der Häuſer, überragt vom alten Kaiſerdom. Prachtvoll die große Allee, die zum Stadtwald hinausführt mit ihrer vierfachen Baumreihe, den hübſchen Villen, dem belebten Reitweg und der feinen Automobilſtraße. Und nun erſt der „Sachſenhäuſer Berg", eine flache Anhöhe vor der Stadt, auf der viel Obſtgärten ſind. Was iſt das für eine Pracht und Herrlichkeit zur Zeit der Blüte!

Der Stadtteil hat in den Jahren vor dem Kriege eine fabelhafte Entwicklung erlebt. Als wir im Jahre 1906 nach Frankfurt kamen, ſtand unſer Pfarrhaus mit ſeinem Nachbarhauſe noch recht allein. Ringsum waren Gemüſegärten und kleine Feldwege. Herrliche Gelegenheiten zum Spiel! Aber allmählich kam die Stadt, und heute bedecken vornehme Wohnhäuſer und glatte Aſphaltſtraßen die Stätten unſerer kindlichen Taten.

Vater fand hier ein völlig anderes Arbeitsfeld vor als in Elberfeld. Arbeiter gab es kaum. Der Hauptteil ſeiner Gemeinde beſtand aus Beamten, Lehrern, Akademikern. Dazu kam ein gut Teil der reichen Ariſtokratie Frankfurts, die am Main und in der ſchon genannten Forſthausſtraße ihre prachtvollen Häuſer beſitzt.

Hier hielt nun Vater ſeinen Einzug. Sicherlich nicht ganz leichten Herzens. Oft kam noch das Heimweh nach den lieben Freunden und der Heimat, vor allem aber auch nach der lebendigen Gemeinde im Wuppertal. Ja, in geiſtlicher Beziehung ſah es in der neuen Gemeinde ziemlich troſtlos aus. Der Gemeindeſaal hinter dem Pfarrhauſe reichte für die ſtets wachſende Gemeinde (bald nachdem Vater da war, hatte er 12 000 Gemeindeglieder zu verſorgen) völlig aus. Hier fing Vater ganz klein an, in dieſem Saale ohne Glocken und ohne die Schönheiten einer Kirche. „Heute war die Kirche gut beſucht," ſagten die Leute, wenn ſtatt der zwanzig vielleicht dreißig Leute gekommen waren. — Als Vater ſtarb, ſtand die herrliche Lukaskirche, die ihr frohes Geläute über Sachſenhauſen erklingen ließ, bis der weite Raum ſich gefüllt hatte. Zwiſchen dieſem Anfang und Ende liegen 15 Jahre treuer Gemeindearbeit, ſchwerer Kämpfe, unendlich vieler Geduld und fröhlichen Glaubens, daß Gott ſein Reich baut.

Immerhin, als Vater kam, erwarteten ihn mit offenem Herzen viele liebe Menſchen, mit denen er in Freundſchaft feſt verbunden wurde. Nur einige wenige ſollen hier genannt werden.

Da war ſein Vorgänger, der würdige Senior D. Teichmann. Es iſt etwas Ergreifendes um den Brief, mit dem der ſcheidende Alte den kommenden Jungen begrüßt:

„Frankfurt a. M., 17. 4. 06.

Lieber Herr Kollege!

Sie haben mich durch teilnehmende Worte innig erfreut, ich danke Ihnen herzlich dafür. Ich nenne Sie auch jetzt ſchon „lieber Herr Kollege", nachdem Sie mich durch Ihre Anrede Ihrer brüderlichen Liebe verſichert haben. Seien Sie überzeugt: mein Herz ſchlägt Ihnen entgegen; Gott gab mir die Gewißheit, daß wir in Ihnen für die mir ſo teure Gemeinde den richtigen Mann gefunden. Ich ſprach es auch in meiner Abſchiedspredigt aus. Wie ſchwer mir dieſe wurde, kann ich nicht ſagen. Gott gab mir einen ſtarken Willen, und ich habe denſelben ſtets betätigt. Selten überwältigt mich das Gefühl der Bewegung. Aber nun, da ich alt geworden und mein Gott

nach seiner Weisheit mir so viel Schweres auferlegte, bin ich weich geworden, und ich kann der inneren Ergriffenheit dann nicht Herr werden. Doch ging's in der Predigt so einigermaßen. Die Wahrheit rückt einem immer näher, und da fühlt man nur seinen Mangel und sein Nichts; man wirft sich in die Arme der ewigen Barmherzigkeit und findet da ganz allein Ruhe. So soll es ja auch sein, Gottes Leitung führt dahin. — Ob ich in Frankfurt sein werde, wenn Sie Ihren Einzug halten, weiß ich noch nicht genau. Ich bezweifle es. Wahrscheinlich gehe ich am 30. 4. fort und komme erst im Juli oder August zurück. Es ist auch gut, wenn ich zunächst nicht in die Versuchung komme, Ihnen dreinzureden. Raten ist zwar in bestimmten Fällen gut, in anderen aber zum Nachteil. Aber das darf ich Sie versichern, daß ich Ihr Tun und Eingreifen mit inniger Liebe, Gebet und Teilnahme begleite. Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Gott Sie hierher rief und daß sein Wille Sie an diesen Platz gestellt und von Ihnen viel erwartet. Gottlob, das wissen wir, wir sollen nur seine Werkzeuge sein, er selbst will uns gebrauchen. Er selbst will durch uns handeln. — — —"

*

Am Schaumainkai, dort, von wo man den herrlichen Blick auf den Main und die Frankfurter Altstadt hat, stand in einem großen Garten das Haus von Exzellenz Schmidt. Er war ein hochbedeutender Halsarzt. Es ist mir noch in Erinnerung, wie er uns einmal erzählte, auf welch eigenartige Weise er es geworden war. Als junger Assistent saß er einst in England im Vorzimmer irgendeines berühmten Arztes. Nun kommt ein anderer Arzt in dies Zimmer, der sich bald mit dem jungen Kollegen in ein Gespräch einläßt. Unter anderem fragt er ihn: „Was halten Sie von dem neuen Kehlkopfspiegel?" „Ach," meint Schmidt, „das ist nichts," und erklärt, warum er nichts davon halte. „Ei," meint der Ältere, „ich glaube, Sie verstehen nicht damit umzugehen." Und schon bringt er solch einen Kehlkopfspiegel zum Vorschein und erklärt dem jungen Arzt die Sache, setzt ihm denselben ein, und er läßt ihn sich von ihm einsetzen.

Und als Schmidt weggeht, hat er etwas für sein Leben Entscheidendes gelernt. Erst später erfuhr er, daß sein geduldiger Lehrmeister der — Erfinder selbst gewesen war. Als einer der ersten, die mit der Sache vertraut waren, gewann er bald großen Ruf. Uns, die wir als Kinder oft in seinem Hause waren, erschien es immer als ganz besonders groß, daß er sogar zwei deutsche Kaiser behandelt hat, und mit großer Freude bestaunten wir immer das Bild, das den alten Herrn im Gespräch mit dem letzten Kaiser zeigt.

Wie war dieser hochbedeutende Mann einfach und demütig. Und so voll herzlicher Liebe. Das Pfarrhaus in der Gartenstraße bekam viel davon zu spüren: ob er nun unserer Mutter, als sie schweren Herzens in der Fremde die neue Wohnung einrichtete, eben einen Chrysanthemenstrauß mit einem aufmunternden Wort hereinreichte, ob er dem neuen Pfarrer als genauer Kenner der Frankfurter Verhältnisse mit Rat und Tat zur Seite stand, oder ob er uns Kinder zu sich in seinen herrlichen Garten holte: immer spürte man an ihm das: „Die Liebe Christi dringet uns also."

Ja, das war für die Pfarrerskinder eine große Herrlichkeit, wenn's zu „Exillenz" (wie die Kleinen sagten) ging. Da gab's immer ein fröhliches Schokoladetrinken unter den alten Bäumen im Park. Und dann wurde getollt und gespielt. Und der alte Herr ließ wohl manchmal unsern Vater im Stich und spielte mit uns. So weiß ich noch gut, wie er mir das „Stelzenlaufen" beibrachte. Ja, da war alles so voll herzlicher Fröhlichkeit, daß wir Kinder fest überzeugt waren: wenn so manchmal der Kaiser oder irgendein hoher Herr hier in das Haus zu Besuch kommt, da freut man sich sicher nicht so, als wenn wir Buschkinder ankommen. Ein Hauptspaß war zum Schluß solcher Nachmittage die Heimfahrt. Da fuhr dann der feine Kutscher mit den beiden schönen Pferden vor. Alles Volk wurde in die Kutsche geladen, und noch lange winkten unsere lieben Gastgeber, während wir uns schon wieder an der schönen Kutschenfahrt freuten.

Es ist hier nicht der Platz, zu reden von der Bedeutung, die Exzellenz Schmidt für das Leben der Frankfurter Kirche gehabt hat. Welch bedeutsame Stellung er im kirchlichen Leben hatte,

beweiſt der Umſtand, daß ihm, dem Mediziner, der theologiſche Doktorgrad verliehen wurde.

Unſerm Vater war er ein treuer Freund. Wieviel er ihm für ſein inneres Leben gab, wird die Ewigkeit ausweiſen. Fein war es, daß dann doch Sonntag für Sonntag der viel ältere in der Kirche ſaß und mit offenem Herzen die Predigt in ſich aufnahm. Solche Presbyter braucht unſere Kirche, die andern etwas ſein können, und die auch wieder hören können und aufnehmen aus Gottes Wort.

Schon einige Jahre vor ſeinem Tode ſprach Exzellenz Schmidt mit Vater von ſeinem Sterben. „Wenn Sie mich zu Grabe geleiten, dann rühmen Sie nichts von mir. Machen Sie nur den Heiland groß, der mich durch mein Leben geführt hat."

*

Ein anderer von den Getreuen war der Bankdirektor Robert Banſa. Unauslöſchlich hat ſich mir das Bild eingeprägt, wie ich ihn manchmal in den Abendgottesdienſten ſah. Weil ihn, den Vielbeſchäftigten, der Schlaf zu übermannen drohte während der Predigt, ſtand er auf und horchte ſo, während des ganzen Gottesdienſtes ſtehend, auf das Wort Gottes. Das war bezeichnend für dieſen ganzen Mann. Und ich verſtehe, daß mein Vater an ſeinem Grabe über das Wort ſprach: „Ich vergeſſe, was dahinten iſt, und ſtrecke mich zu dem, was da vorne iſt, und jage — nach dem vorgeſteckten Ziel — nach dem Kleinod, welches vorhält die himmliſche Berufung Gottes in Chriſto Jeſu" (Phil. 3, 13. 14.)

Als Mutter während des Umzuges nach Frankfurt bei Banſas wohnte und ihr die Größe dieſes Mannes aufging, dachte ſie: „Wenn unſere Häuſer nur immer in Liebe zuſammen verbunden blieben!" Dieſer Wunſch ging in Erfüllung. Die Liebe zwiſchen beiden Familien wurde immer herzlicher und inniger. Man war auf demſelben Felſengrund gegründet und verſtand ſich in allem. Herr Banſa war aus einer alten Frankfurter Familie. Zu ſeiner Ausbildung war er in ſeiner Jugend längere Zeit im Auslande. Wo er auch war, immer lebte in ihm das ſtarke Verlangen: „Ich ſtrecke mich nach dem, das da vorne iſt." In den Weltſtädten findet er die Prediger, die ihm Nahrung geben können für ſeine

Seele. In Paris führt ihn Gott zu dem Pfarrer, der in kleiner Gemeinſchaft von dem Erweckungsprediger Ludwig Harms und ſeiner Miſſionsarbeit erzählt. Überall tun ſich ihm die Kreiſe auf, die in der Stille dem Herrn dienen wollen. In Mancheſter kommt er in einen Kreis gleichgeſinnter Kaufleute, mit denen er wöchentlich eine Bibelbeſprechſtunde hat. Auch in der weltlichen Stadt Frankfurt hat der Bankdirektor den Weg zu den kleinen Kreiſen der „Stillen im Lande" nicht verſchmäht. Auch wenn er noch ſo müde war, war der Treue da und half und diente, wo er konnte.

Vater ſagte von ihm in ſeiner Grabrede: „. . . der Mann mit dem leidenſchaftlichen ſtarken Eifer und mit dem zarten Gewiſſen, der eigentlich für uns alle ein wandelndes Gewiſſen war . . ."

„. . . Weil er dem Herrn Jeſus nachfolgen wollte, war ihm das Dienen eine ſelbſtverſtändliche Sache. In erſter Linie gehörte ſeine Kraft ſeiner Familie und ſeinem Berufe, in dem ihn eine ganz beſondere Gewiſſenhaftigkeit auszeichnete. Aber darüber hinaus gehörte ſeine Kraft jedem Hilfsbedürftigen, den Gott ihm in den Weg führte. Er war von Natur ein überaus gerader und aufrichtiger Mann, und nachdem ihm Gottes Reich zu dem einen Ziel ſeines Lebens geworden war, hatte er auch bei all ſeinem Dienſt Gottes Reich vor allem im Auge. Bis zur Schroffheit konnte er ſich wehren gegen Dinge, die ihm dieſes Ziel zu verrücken ſchienen. Drum war er vielen kein bequemer Mann. Aber das dürfen wir von ihm ſagen, daß er in allem, was er tat, in der Erziehung ſeiner Kinder, in ſeinem Beruf, Gottes Ehre mit lauterem Sinn hat ſuchen wollen. — Dienen war bei ihm keine Phraſe und keine Redensart, ſondern weil ſein Herr ihn dienen hieß, ſo fühlte er ſich gebunden, zu dienen, und ſowohl ſein Geld als ſeine Kraft ſah er ſo an, daß er dem Herrn darüber Rechenſchaft geben mußte . . ."

Dieſer Mann hat einmal zu Mutter geſagt: „Die ſchönſten Stunden meines Lebens ſind gegenwärtig Sonntags von 10 bis 11 Uhr. Was ich da genieße, kann ich nie vergelten." Es war gar nicht denkbar, daß er einmal im Gottesdienſt gefehlt

hätte. Und weil er da reichen Segen empfangen durfte, wurde er dem Pfarrer ein treuer Freund. Hier wurde einer dem anderen zum Segen.

*

Und nun ſei noch einer genannt von den getreuen Mitarbeitern Vaters, der Küſter Peter Hieronymus. Es iſt für den Pfarrer ein wichtig Ding, welch ein Mann ſein Küſter iſt. Der iſt ſein allernächſter Gehilfe. Schlimm für die Arbeit, wenn der etwa in heimlicher Oppoſition gegen den Pfarrer ſteht, oder wenn er in Gleichgültigkeit ſein Amt verſieht, und ſein Herz iſt nicht dabei. Nein, zu denen gehörte Peter Hieronymus nicht. Mit Leib und Seele verwaltete er ſein Amt. Er dachte: Mein Pfarrer und ich, wir gehören zuſammen als Diener an einem Werk. Bin ich nichts ohne ihn, ſo iſt er nichts ohne mich. Und darum konnte er wohl ſagen: „Wir taufen heute da und da" oder „Heute beerdigen wir den und den". Und treu vereint zogen ſie zuſammen los zu ihren Amtshandlungen. Es war ein ſeltſames Bild, die beiden. Die große, ſtarke Geſtalt Vaters und daneben der kleine, zierliche, viel ältere Mann mit dem Talar über dem Arm.

Ein rechter Küſter ſollte dem Pfarrer ſein, was die Gattin dem Manne iſt: „Ein Gehilfe, der um ihn ſei." Das war Hieronymus unſerem Vater. Ob er ihn auf ſeinen Gängen begleitete, oder ob er ihm kunſtreiche Kaſten verfertigte, damit durch ſie Ordnung in die mancherlei Formulare käme, ob er mit Liebe die Kirche für den Gottesdienſt zurüſtete oder mit einem guten Wort ihm in den Talar half, ob er ſich mitfreute über das Wachstum der Arbeit in der Gemeinde oder mittrauerte über irgend etwas Betrübliches: Immer war er mit ganzer Seele dabei.

Zwei kleine, charakteriſtiſche Erlebniſſe ſind mir noch deutlich in Erinnerung.

Das eine war vor vielen Jahren, als das Automobilfahren noch eine ſeltene Sache war. Vater hatte nachmittags in Mainz einen Vortrag zu halten und ſollte abends zur beſtimmten Stunde wieder in Frankfurt reden. Um alles ausführen zu können, hatte

er ein Auto genommen. Den ganzen Nachmittag war der treue, alte Hieronymus in Sorge. „Wenn das nur gut geht mit dem Auto!“ Als es nun 8 Uhr iſt, da iſt ſeine Not groß. Unruhig läuft er vor dem Hauſe auf und ab, ſchaut und ſchaut, ob der Erſehnte nicht kommt. Und leiſe jammert er vor ſich hin: „Wie kann man ſein Leben nur ſo einem Chauffeur anvertrauen! Ich hab's ja gleich geſagt, daß das ein Unglück gibt.“ Da — faucht der Wagen heran, und mit unausſprechlicher Freude empfängt der Treue den ihm Neugeſchenkten.

Es war wenige Tage nach Vaters Tode. Hieronymus hatte auf einem kleinen Leiterwagen die Kirchenbücher und den Stempelkaſten abgeholt und fuhr nun damit fort zum Nachfolger. Ich ſah ihn, als er abzog. Es war erſchütternder als der gewaltige Leichenzug bei der Beerdigung, wie er, gebeugt in wehmütigem Jammer, die Bücher ſeines toten Pfarrers wegbrachte. Es war, als ſei das ſeine ſtille, traurige Totenklage.

Vater wußte, was er an ihm hatte, und ich ſehe noch, wie er fröhlich manchmal vor andern von ſeinem treuen Gehilfen ſprach.

*

Ganz klein fing Vater an in ſeinem Gemeindeſaal. Das läßt ſich nicht berichten, was alles zur Kleinarbeit eines treuen Pfarrers gehört: die Unterrichtsſtunden, die Gottesdienſt- und Bibelſtunden, Hausbeſuche und nochmals Hausbeſuche, ſtilles, verborgenes Ringen um einzelne . . . Langſam wuchs die Arbeit. Es kam die Zeit, da für die Gottesdienſte der Saal zu klein wurde, da Sonntag für Sonntag alle Stühle aus dem Pfarrhauſe hinüberwanderten, da beim Hinausgehen der ſchmale Zugang ſich als zu eng erwies und jedesmal ein großes Gedränge entſtand. Da gingen die Blicke oft begehrlich nach dem eingezäunten, grasbewachſenen „Kirchplatz“. „Wann wird's denn endlich einmal ſo weit ſein, daß ſich hier eine Lukaskirche erhebt?“

Es war an einem heißen Sommertage. Lange hatten wir auf Vater gewartet mit dem Mittageſſen. Nahm denn die Sitzung gar kein Ende? Da ſieht ihn eins von ferne kommen. Der ganze Kindertrupp mit Gepolter die Treppe hinunter und zum Hauſe

hinaus. Aber als wir ihm in gewohnter Weise entgegenstürzen, sehen wir, daß er einige Herren bei sich hat. Wir zögern. Aber fröhlich winkt er: „Kinder, eben ist die Lukaskirche beschlossen worden.“ „Hurra!!“ Und schon läuft alles, der Mutter die frohe Nachricht zu bringen. —

Bald nachher ging's los. Der Bau brachte so viel Interessantes, daß wir Kinder es darüber leicht verschmerzten, daß wir nun unsern schönen Spielplatz verloren. Während für uns eine herrliche Zeit anbrach, in der wir mit den Maurern Freundschaft schlossen, in allen Gerüsten herumstiegen und voll Neugierde dem Geschehen zusahen, kam für Vater eine nicht ganz leichte Zeit. Zwei bedeutende Männer waren am Bau der Lukaskirche beteiligt. Der eine war der junge, geniale, leider später im Felde gefallene Architekt Leonhardt, nach dessen Plänen gebaut wurde. Sein Gedanke war, eine wirklich evangelische Kirche herzustellen, bei der „das Wort“ im Mittelpunkt stehe. Dazu brach er mit allen durch den katholischen Gottesdienst geforderten üblichen Kirchenstilen und ging neue Wege, die jetzt hier und da in Deutschland begangen werden. Der andere war der Maler Wilhelm Steinhausen, der die Kirche ausmalen sollte. Wie es dazu kam? Nun, Vater hatte von einer Verehrerin Steinhausenscher Kunst gehört, einem Fräulein Rose Livingstone, die sich mit dem Gedanken trage, eine Kapelle für Steinhausenbilder zu bauen. Vater legte ihr nun den Gedanken nahe, sie möge doch die neue Lukaskirche für jene Kapelle nehmen und den Künstler diese ausmalen lassen. Sie ging darauf ein, und ihr verdankt heute die Lukaskirche dies herrliche Werk Steinhausens.

Wenn auch Architekt und Maler, der junge und der alte Künstler, sich gut verstanden und jeder auf die Pläne des andern einging, so geschah es doch oft genug, daß ihre Wünsche auseinandergingen. Dann mußte Vater ins Mittel treten und ausgleichen und raten und auch mal Stürme aushalten und besänftigen. Wie oft ging in jenen Jahren des Baues sein Weg in des Architekten Arbeitsräume oder in des Malers Atelier im Städelmuseum! Und wenn dann so Steine aus dem Weg geräumt waren, dann nahm er uns Kinder wohl einmal mit zu

den Künſtlern, damit wir uns mitfreuten an dem werdenden Werke.

Namentlich mit Steinhauſen verband unſere Eltern bald herzliche Freundſchaft. Manchmal kam er herein, der Alte, ein wenig müde. Dann ließ er ſich in das große, rote Sofa fallen, das in Vaters Studierſtube ſtand. „Nun ſagen Sie mir etwas!“ Hungrig war er nach innerer Anregung. Da ging das Geſpräch dann oft um die tiefſten Dinge des Glaubens, oder man ſprach über die äußeren und inneren Nöte des Volkes und der Gemeinde. Plötzlich konnte er dann aufſtehen und gehen. Er hatte etwas gefunden, was dann herrlich in ſeinen Bildern anſchaulich wurde. Es iſt ja ſo eigentümlich mit Steinhauſens Kunſt. Expreſſioniſt iſt er im allermodernſten Sinne, als bei ihm das Gedankliche überwiegt. „Meine Bilder ſind meine Gebete,“ ſagte er uns einmal. Oder als wir ihn baten, uns eins der Bilder zu erklären, da meinte er: „Aus meinen Bildern ſoll jeder ſelber herausleſen, was ſie ihm ſagen wollen. Ich kann das nicht erklären.“ Und doch iſt er nicht Expreſſioniſt wie die ganz Modernen, daß er andere Formen ſucht. Er nimmt die Form des Lebens, das er ſieht. Deshalb finden viel Oberflächliche zunächſt nichts in ſeinen Bildern. Sie ſehen Menſchen darauf und verſtehen nicht dieſe ſeltſamen Gruppierungen, Kontraſte und Geſtalten. Aber wer ſich einmal offenen Herzens an ſie hingibt, der erfährt: ſie predigen; dieſe Bilder packen mich an. Sie wollen etwas von mir, nämlich ein Hingehen zu dem, der in dieſen Bildern zu allermeiſt verherrlicht wird: Chriſtus. Mitten in der Kirche mußte groß und gewaltig der Spruch ſtehen: „Des Menſchen Sohn iſt gekommen, zu ſuchen und ſelig zu machen, das verloren iſt“ (Luk. 19, 10). Das meinte er mit dem großen Kruzifixus, der in Holz geſchnitzt über der Kanzel ragt, das meinte er, wenn er den Heiland darſtellte auf den Armen des Simeon, oder mit den traurigen Emmausjüngern, bei der großen Sünderin oder gegenüber dem Beſeſſenen. Das meinte er vor allem mit jenem herrlichen Bilde, das rechts und links Adam und Eva zeigt, in der Mitte aber den Menſchen, der an der Bruſt Jeſu liegt und den er deckt mit ſeinem blutroten Mantel.

Bei all den großen und kleinen Sorgen und Aufgaben, die solch ein Kirchbau bringt, war es für Vater eine Quelle der Erquickung, dies Zusammensein mit Steinhausen. Nachdem er ihn das erstemal gesprochen hat, schreibt er: „Es ist das für mich eine der größten, reinsten Freuden, mit diesem feinen, großen Mann nur zwei Jahre oder länger zusammen arbeiten zu dürfen."

Es entstand ein reger Verkehr zwischen den beiden Männern, ja, auch zwischen den Häusern. Bei allen Familienfesten gehörte Steinhausen bald zu den ständigen Gästen. Aus dem Verkehr wurde ein gegenseitiges Nehmen und Geben. Fein spricht davon ein Brief Wilhelm Steinhausens an Vater:

Sehr lieber Herr Pfarrer!

Ich bin in einer Schuld, wenn ich daran denke, daß ich für so viele Dinge zu danken habe, aber es ist wohl nicht anders. Da, wo wir wahrhaft verpflichtet sind, bleiben wir in solcher Lage. Ich denke, ich will es auch bleiben, da es ja mit der großen Liebe zusammenhängt. Sie haben mir meine Aufgabe leicht und schwer gemacht, aber ich will davon nicht reden, was ich hätte tun sollen. Es bleibt für mich eine große Freude und ein tiefer Ernst, einer Verpflichtung nachzugehen und zu verfolgen, und wenn es nicht zu Ende kommen kann, so sei es für mich keine Schuld. Es ist mir eine große Sehnsucht, die mich zu Ende meines Lebens verfolgt und mahnt und mir ja auch den großen Wunsch gegeben hat. Der bleibt ja bis ans Ende und auch der Dank für Sie, der ihn weckt.

Nun bleibe es so wie eine Gabe, die nie verlischt.

Behalten Sie in Erinnerung, der gern manches gewollt und vieles beklagt. In Verehrung W. Steinhausen.

Inzwischen wurde die Lukaskirche fertig. Im Oktober 1913 wurde sie eingeweiht. Das war ein Freudentag für Vater. In dieser Kirche hat er gelehrt, gepredigt und von Christus gezeugt, bis sie ihn aus dieser Kirche hinaustrugen zur ewigen Ruhe.

*

Nicht nur die „Gemeinde" wuchs. Auch der Bezirk nahm zu. In wenigen Jahren war der Lukas-Bezirk auf 16 000 Menschen

angewachſen. Das war zu viel für einen Pfarrer. So wurde eine zweite Pfarrſtelle eingerichtet. Nun aber der Mann dafür! Es war dem Kirchenvorſtand vor allem darum zu tun, entgegen dem in Frankfurt ſtarken Liberalismus einen Mann zu finden, der wirklich das Evangelium in ſeiner ganzen Fülle verkündigte. Lange ſuchte man. Als aber eines Sonntags der badiſche Pfarrer Lic. Greiner gepredigt hatte über Phil. 3, 7. 8., „alles für Schaden erachten, um Chriſtum zu gewinnen", da war das Suchen zu Ende und Lic. Greiner zog als neuer Pfarrer in die Lukasgemeinde ein. Zwei grundverſchiedene Männer arbeiteten nun zuſammen an einem Werk. Grundverſchieden! Und doch gehörten ſie zuſammen. Denn das, was beide innerlich verband, war ein doppeltes: die gleiche Quelle, aus der beide ſchöpften, die Heilige Schrift, und dieſelbe Gemeinde, der beide in gleicher Liebe dienten. Ein ergreifendes Zeugnis hierfür war die Gedächtnispredigt, die Lic. Greiner bei der Beerdigung Vaters in der Lukaskirche hielt.*)

Der Abſchnitt ſoll ſchließen mit Worten, die ein Gemeindeglied der Lukasgemeinde nach Vaters Tode in einem Nachruf ſchrieb: „. . . Die Tauſende, die da am Grabe verſammelt waren in ehrfurchtsvoller Trauer und heiligem Schmerz, ſie waren in Wahrheit eine Gemeinſchaft, eine Gemeinſchaft im tiefſten Sinn, eine Gemeinſchaft, die ſich im höchſten und mächtigſten Lebensinhalt eins fühlte. Und dieſe Gemeinſchaft war recht eigentlich ſein Werk durch Gottes Gnade. Als er vor 16 Jahren zuerſt das Banner Chriſti unter uns entfaltete, da war es nur eine kleine Zahl, die ſich um ihn ſcharte. Aber ſie wuchs von Jahr zu Jahr und ſchloß ſich feſter und inniger zuſammen . . ."

*) „Pfarrer Buſch zum Gedächtnis." Verlag der Lukasgemeinde in Frankfurt a. M., 1922.

Der Soldatenvater.

Wenn du im Herbſt 1914 zu dem Pfarrhauſe in der Lukasgemeinde kamſt, dann merkteſt du gleich, daß etwas Beſonderes los ſein mußte. Da war ja geflaggt. Aber ſieh nur, die Fahne, die da heraushängt, iſt nicht das Zeichen feſtlicher Freude, ſondern das Symbol helfender Liebe, es iſt das rote Kreuz im weißen Felde. Und nun kommſt du in den kleinen Vorgarten, wo eben die letzten Roſen blühen. Da, wo ſonſt die Buſchkinder tollten, liegen und ſitzen nun verwundete Männer, Opfer des Weltkrieges, und freuen ſich der warmen Herbſtſonne. Und du gehſt weiter, hinters Pfarrhaus in den Gemeindeſaal. Nicht wahr, den kennſt du nicht wieder? Da, wo ſonſt in langen Stuhlreihen eine andächtige Gemeinde ſang, betete und der Predigt zuhörte, da ſteht nun Bett neben Bett. Da, wo ſonſt eine lärmende fröhliche Konfirmandenſchar einzog, da geht einer den letzten, ſchweren Gang in die Ewigkeit. Und dort in dem Nebenraum, wo fleißige Presbyter nach dem Gottesdienſt die Kollekte zu zählen pflegten, da ſteht der Arzt, Herr Sanitätsrat Dr. Sanner mit der treuen Schweſter Agnes. Und weil ſie gerade ſo einen armen Stöhnenden auf dem Tiſch liegen haben, fliehen wir lieber in die fröhlicheren Regionen des Galerieſaales. Richtig, das iſt ja der Saal, wo ſonſt, an langen Tiſchen ſitzend, die Mädchen des Jungfrauen-Vereins geiſtliche Speiſe bekamen. Sieh, ſie ſind verſchwunden, und an den Tiſchen ſitzen jetzt Soldaten und erlaben ſich an der leiblichen Speiſe, die immer wieder in großen Keſſeln hereingetragen wird.

So, nun haſt du dich orientiert und kennſt das „Vereinslazarett Lukasgemeinde". Aber nun bitte, geh mal mit ins Pfarrhaus und ſchau dort einen Augenblick hinter die Kuliſſen.

Wir gehen durch die Verbindungstür. Am Wohnzimmer unten gehe ruhig vorbei! Das sieht nicht so sehr hübsch aus, denn da tagt jetzt der aus dem Saal vertriebene Jungmänner-Verein. Nun, und zur Hebung des Raumes und zur Förderung seiner Schönheit dient bekanntlich so etwas nicht. Da im Studierzimmer des Vaters geht's natürlich nun lebhaft zu, weil hier die ganze zahlreiche Familie haust. Gut, daß Vater keine Nerven hat und im größten Getümmel an seinen Predigten und Vorträgen arbeiten kann. Aber in die Küche mußt du eben hineinsehen. Nur hineinsehen, denn hineingehen kannst du nicht. Du würdest in dem kleinen Raum sicher von einer der fleißigen Köchinnen umgerannt. Es ist auch keine Kleinigkeit, hier für 40 Soldaten zu kochen und daneben für eine zahlreiche Familie Als das Lazarett eingerichtet wurde, da hatte einer der Herren gemeint: „Frau Pfarrer, wir kochen bei Ihnen. Der Krieg dauert ja höchstens sechs Wochen. Da lohnt es sich nicht, extra eine Küche einzurichten." Und dann hat sie vier Jahre aushalten müssen, die gute Küche. Sie sah nachher allerdings auch nach „Krieg" aus. — Jetzt willst du hinauf nach den oberen Räumen. Warte einen Augenblick! Denn es kommen gerade die „Gemüseputzfrauen" herunter und versperren die Treppe mit ihren Lasten. Ja, da oben ist ein Zimmer, wo sich Tag für Tag fleißige Frauen versammeln, um Kartoffeln zu schälen, Gemüse zu putzen und all die vielen Handreichungen der Hausfrau zu tun, von denen der Mann keine Ahnung hat, wenn er sich an den gedeckten Tisch setzt. Soll ich dich nun noch in den Spülkeller führen? So, du hast genug, und willst lieber ein wenig hören und erfahren, wie das alles so entstand. Nun, ich brauche ja nicht ganz vorne anzufangen. Die Entstehung des Krieges kennst du. Und weil das Frankfurter Infanterie-Regiment 81 schon bald heftige Kämpfe zu bestehen hatte, war Frankfurt bald mit Verwundeten überschwemmt. „Wo sind Säle frei?" hieß es. „Hier," rief der Kirchenvorstand und zeigte auf seinen Gemeindesaal. Und so kam's zum Lazarett.

Im Laufe der Zeit verschwanden nun wohl die kleineren Lazarette, aber die „Lukasgemeinde" blieb. Denn es war be-

rühmt durch seinen fröhlichen Geist. Es dauerte nur ein paar Tage, dann bestand das lieblichste Verhältnis zwischen dem Lazarettvater Busch und seinen Soldatensöhnen. Es hat einmal ein Vater gefragt: „Wie machen Sie das, Herr Pfarrer, daß Sie gar keine Schwierigkeiten mit den Leuten haben?" „Ich habe drei gute Rezepte," war die Entgegnung, „erstens: gute Behandlung; zweitens: gutes Essen; drittens: Gottes Wort." Das war's.

Unsere Eltern hatten es verstanden, den kalten Geist des Militärs aus dem Hause zu verbannen. Die Soldaten sollten Heimatluft atmen. Als einmal Mutter in den Saal rief: „Meine Herren, bitte zu Tisch!", da kam der aufsichtführende Feldwebel: „Aber Frau Pfarrer, das sind doch nicht „Herren"; da sagt man „Leute". Und „bitte" sagt man auch nicht beim Militär." Aber da hatte er sich bös verrechnet. „Was?? „Helden" sind das, die uns den Feind vom Lande ferngehalten haben, denen wir nur dankbar sein können. Meine Herren, bitte zu Tisch!" Da schlich er davon, der Stolze, und verlegte seine Feldwebelwürde in sein Amtsstüblein. Aber schließlich hat er's auch verstanden, wie es gemeint war, er und seine Vorgänger und Nachfolger, und dann waren auch sie schließlich froh an der großen Familie. Ja, eine große Familie. Wie oft zog Vater mit seiner Kinderschar abends noch ein halbes Stündchen hinüber in den Speisesaal. Und dann wurde gesungen: Volkslieder und Soldatenlieder. Und wenn man dann schloß etwa mit dem Vers:

„Ein Tag, der sagt's dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit. — — —"

dann war uns allen auch die ewige Heimat ganz nah gerückt.

Wie schön waren die Feste! Da war z. B. einmal das ganze Lazarett eingeladen bei reichen Gemeindegliedern. Wie fröhlich wurde im Park der Kaffee getrunken, und Krieg und Wunden und Schmerzen waren vergessen. Ein andermal hatte Vater die Festpredigt auf irgendeinem Missionsfest im Taunus. Da zog

einfach alles mit, was irgendwie laufen konnte. Für viele war's dann eine ganz neue Welt, in die ſie dabei hineinſehen durften.

Und die Geburtstage unſerer Eltern! Da ſchloſſen die Soldaten die Türen des Speiſeſaales ab. Heimlich wurde geſchmückt. Die Eltern mußten im Pfarrhauſe bereitſtehen, bis eine Abordnung ſie feierlich einholte. Und dann wurden ſchwungvolle Reden gehalten und Lieder geſungen und Gedichte aufgeſagt, wie etwa das folgende:

Herr Pfarrer Buſch bedenklich frug:
Iſt Pfarrer ſein jetzt wohl genug?
Zwar iſt es oft ein bißchen ſchwer,
Doch kann ich jetzt fürs Land noch mehr!
Drauf ging gar tief mit ſich zu Rat er,
Ich hab's! Ich werde Herbergsvater!
Da nahm er ſein Gemeindehaus
Und macht' ein Lazarett daraus.
Viel tapfre Leute legt' man drein,
Die ſollen hier verzogen ſein.
Die Schweſter geht von Bett zu Bett
Und ſorgt für alle fein undg nett.
Frau Pfarrer kocht und backt und brät,
Und was ſie macht, ihr wohl gerät.
Herr Pfarrer tauſend Dinge kann,
Er nimmt ſie all' zu Söhnen an.
Er iſt in Nöten ein Berater,
Iſt der Soldaten Herbergsvater.
Er iſt, wenn kommt die Nacht heran,
Noch unermüdlich auf dem Plan.
Er ſingt und ſpielt auf dem Klavier,
Erzählt Geſchichten, trinkt gar Bier.
Und immer friſch und froh iſt er,
Drum ſind's auch alle um ihn her.
Sie alle werden's nicht vergeſſen,
Wie ſie mit ihm zu Tiſch geſeſſen,
Wie ihnen Gutes ward beſchieden
In dieſem frohen Herbergsfrieden. —
Heut' tritt ins neue Jahr er ein,
Es wird ein Jahr der Arbeit ſein,
Doch denken wir, es iſt ihm recht,

Zum Müßiggehen taugt er ſchlecht,
Und Gott, der das Gelingen ſchafft,
Erhalte ihm die Arbeitskraft,
Erhalte ihm die Seele hell,
Daß allen er ein Segensquell,
Daß lang' noch wirkt mit Rat und Tat er.
Hoch unſer lieber Herbergsvater!"

Als die Revolution kam und das Lazarett geſchloſſen wurde, war der letzte Tag der erſte Advent. Man hatte kleine Tannenzweige mit Lichtlein für jeden Platz auf den Tiſch geſtellt. Und als die Soldaten morgens ins Speiſezimmer kamen, ſaß Vater am Klavier und ſang mit den Seinen:

„O du mein Troſt und ſüßes Hoffen,
Laß mich nicht länger meiner Pein!
Mein Herz und Seele ſind dir offen,
O Jeſu, ziehe bei mir ein!
Du Himmelsluſt, du Erdenwonne,
Du Gott und Menſch, du Morgenglanz,
Ach komm, du teure Gnadenſonne,
Durchleuchte meine Seele ganz!"

Ein Junge ſagte Geroks Adventsgedicht: „Ich klopfe an . . ." und Vater hielt eine Abſchiedsrede, daß all die Männer aufs tiefſte erfaßt waren. Ein Offizier, der gerade aus der Gefangenſchaft kam und auch mitfeierte, meinte: „Ich habe ſchon viel Schönes geſehen und gehört, aber ſo etwas ergreifend Schönes wie dieſe Feier noch nie." Es war das Wehen des Geiſtes Gottes dabei. —

Zur guten Behandlung kam das gute Eſſen. Mit dem Lazarett bekam die Lukasgemeinde ihre beſondere Aufgabe, die ſie treu aufs Herz nahm. Das Lazarett lebte einige Jahre nur aus freien Beiträgen der Gemeinde, bis die Rationierung kam und man nichts mehr frei kaufen konnte. Da mußte dann die Militärverwaltung einſpringen und für Verpflegung ſorgen. Die Betten wurden freiwillig zuſammengetragen, die Wäſche wurde umſonſt von einer Wäſcherei beſorgt. Alle Hilfskräfte waren unbezahlt. Im Pfarrhauſe ſaßen die Gemüſeputzfrauen, deren Männer oder Söhne auch im Felde waren. Sie hatten abwechſelnd regel-

mäßigen Dienſt. Andere kamen zum Eſſenausteilen oder zum Verbinden. Dann liefen ſie auch wohl durch den Saal und nahmen Anteil an all den vielen Schmerzen, die auch in dieſem kleinen Lazarett auszuhalten waren. Es kamen nicht nur die mit den blutenden Wunden, es kamen Männer aus den Karpathen mit erfrorenen Gliedern, denen die Zehen und Fingerſpitzen abfielen. Es kamen Gasvergiftete, deren Haut wie verbrannt war. Es wurden Magenleidende gebracht und Verſchüttete, deren Nerven ſtark mitgenommen waren. Es war ein ſtetes Kommen und Gehen. Und oft kamen die Neulinge überraſchend. Als man eines Sonntags aus der Kirche ging, rückte ein neuer Transport an. Vorher war nichts gemeldet worden und daher auch nichts gerichtet. Aber da ging's: „Tiſchlein, deck dich!" Die liebe alte Küſtersfrau brachte ihre Sonntagsſuppe, eine andere Frau lief und kam mit ihrem Braten an, der für ihre Familie beſtimmt war, und ſo ging's weiter, bis alle ſatt waren. Mit großer Liebe wurden all die Jahre hindurch die Soldaten reichlich geſpeiſt. Eine Dame ſchickte faſt drei Jahre lang jeden Sonntag den fertigen Braten für die 30—40 Mann. Drei andere Familien ſtifteten für je einen Abend Fleiſch oder Wurſt. Firmen gaben freiwillig Waren oder Geld, und alte Mütterlein brachten etwa ein Gläschen Eingemachtes für die „lieben Soldaten". Schulklaſſen kamen mit Obſt, Blumen oder Tabak an.

Aber dann kam die Zeit der Brot- und Fleiſchmarken. Da wurde die Arbeit ſchwerer. Man mußte ganz genau ſein, wenn man mit dem Zugeteilten auskommen und ſeine Soldaten ſättigen wollte. Es wurde mit ganz beſonderer Strenge darüber gewacht, daß die Soldaten das ihnen Zuſtehende bekamen. Es iſt da in vielen Lazaretten geſündigt worden. Und das war vielfach der Grund für die unleidlichen Verhältniſſe zwiſchen dem Lazarettperſonal und den Verwundeten: die Leute wurden nicht ſatt. Und andererſeits war das eines der Hauptmittel, die fröhliche Stimmung in dem Lukasgemeinde-Lazarett zu erhalten, daß mit größter Genauigkeit für das Eſſen geſorgt wurde. So wurde z. B. trotz des beſchränkten Raumes für die Familie immer beſonders gekocht. Es war Vater ein Herzensanliegen, daß in

dieſer Hungerzeit auch nicht ein Milligramm der beſſeren Koſt, die die Soldaten erhielten, den Seinigen zugute käme. Das merkten jene und waren dankbar, und das gab fröhliche Geſichter.

*

Aber das Hauptmittel zur Leitung des Lazaretts war Gottes Wort. Jeden Morgen, wenn Vater in ſeiner Familie die Hausandacht gehalten hatte, ging er hinüber zu den Soldaten. Gerne nahm er dabei ſeine Frau oder ein paar Kinder mit hinüber, damit der Geſang gut ginge. Da wurde dann ein Choral angeſtimmt. Vater las ein Bibelwort, und dann betete er aus dem Herzen, warm und kindlich, wie es ſeine Art war. Ebenſo hielt er jeden Abend eine Andacht mit den Verwundeten. So wurde er ihr Seelſorger. Sie kamen mit inneren und äußeren Anliegen zu ihm. Er war ihr Vater, der ſtets für ſie eintrat und mit ihnen immer verkehrte in dem Bewußtſein, daß ſie die Helden ſeien, die für ihn und die andern geblutet und gekämpft hätten. So wurden ſie begrüßt, wenn ſie todesmüde aus dem Felde kamen. Da wurde die dampfende Suppe hereingetragen und ein freundlich Wort des Dankes geſagt, daß ſie für die Heimat ſo viel erlitten hätten. Wie gingen da die traurigen und oft ſo verbitterten Herzen auf und ergaben ſich gerne dem Geiſte, der im Hauſe herrſchte. Ja, es war ſonderbar, wie ſehr bald ſich alle zuſammengehörig, ja, ſich verantwortlich fühlten für den Geiſt des Ganzen. So gab's eigentlich nie Enttäuſchungen, ſondern nur gegenſeitige Freude und Liebe. Es wurde täglich vor Tiſch ein Gebet geſprochen. Willig legten all die Männer, ob evangeliſch oder katholiſch oder ſonſt einer Konfeſſion angehörend, andächtig die Hände zuſammen. Und niemals kam's vor, daß einer gelacht, geſpottet oder ſich widerſetzt hätte.

Vor mir liegen eine Anzahl Briefe aus jener Zeit. Ein kleiner Auszug aus ihnen ſoll Einblick geben in das Leben im Lazarett. Da ſchreibt Mutter:

„. . . Ich hatte geſtern nachmittag einen langen Beſuch von einem Soldaten, der in Rumänien ſteht und zur Zeit Urlaub hat. Er ſagte, wenn er es ganz ſchwer gehabt habe, habe er an die herrlichen Stunden gedacht, wo mein Mann in Bibelſtunden

über das Johannisevangelium ſprach. Das ſei herrlich geweſen. Jetzt bete er viel für den Soldatenvater. Mein Mann habe immer Zeit für ihn gehabt . . ."

„. . . An Himmelfahrt nahm der Vater alles, was laufen konnte, und fünf Kinder mit zum Miſſionsfeſte. Sie gingen ſo begeiſtert fort, ſchon tagelang hatten ſie ſich darauf gefreut. Noch viel ſeliger kamen ſie heim. Ein Soldat meinte: „Herr Pfarrer, ſolch einen Tag gibt es gar nicht, wie es heute war."

„Wir hatten den ganzen Morgen Butterbrote zum Mitnehmen gerichtet. 10 Uhr Mittageſſen. Dann ging ich und dachte, die Bettlieger werden von der Schweſter und ihren Hilfen gut verſorgt. Immer hörte ich Verwundetenwagen rollen. Und das iſt, als könnte ich's nicht mehr hören. Als ich herauskam, hörte ich verwundert, daß fünf „Neue" angekommen ſeien. Direkt von Verdun. Thereſe und Fr. Roth meinten: das läßt ſich nicht beſchreiben, das muß geſehen ſein: Geſicht voll Blut, auf einer Tragbahre, todesmüde, die perſonifizierte Mutloſigkeit. Die armen Kerle können ja nichts dafür, daß ſie ſo verlauſt ſind. Man badete einen um den andern, ſie erhielten Mittageſſen, wurden verbunden, bekamen ein weißes Bett, und dann ſchliefen ſie, als wollten ſie nicht mehr wach werden. Auch heute noch iſt der Schlaf das Köſtlichſte für ſie.

Wie die da ſaßen, iſt zu ſchmerzlich. Und heute lachen ſie und ſagen, es gehe ſchon viel beſſer . . ." „. . . Heute beſuchte ein Hauptmann von X. ſeinen Burſchen, der bei uns verwundet liegt. Mich hat's auch ſo arg gefreut, daß es ſo nette Hauptleute gibt, die ſo vollſtändig kameradſchaftlich mit Soldaten verkehren. Dann beſuchte uns ein Leutnant, der als gewöhnlicher Soldat Anno 1914 bei uns lag; nachher ein Württemberger, ein kleiner Fuhrmann, der geſtern feierlich und mit Tränen Abſchied nahm, heute aber ſchon wieder ſeinen erſten Urlaub zu uns benutzte von Offenbach aus . . ."

„. . . Heute ging der „Wenig-Eſſer". Er bedankte ſich ſo rührend, daß ich weinen mußte. Er ſei wie zu Hauſe geweſen. Auch gingen „der Witwer", „der Rieſe" und „der Verſchüttete", dafür kamen drei „Neue" . . ." —

Ja, wenn es ans Abſchiednehmen ging, dann gab's für Hauseltern und Soldaten immer eine ſchwere Stunde. Wie hatte man ſich liebgewonnen, und nun ſollte ſolch ein junges Blut oder ſo ein würdiger Familienvater wieder hinaus in den männermordenden Krieg. Da kamen die Scheidenden noch einmal ins Pfarrhaus. Hier gab's noch ein liebes Wort auf den Weg und einen Packen Butterbrote auf die Reiſe. Auch ein Neues Teſtament ſteckte ſich jeder mit Dank ein. Und dann ein Händedruck — lange ſtanden die Eltern oft am Tor und winkten den ſcheidenden „Kindern" ein letztes „Lebewohl".

Die Verbindung allerdings zerriß nicht. Jeder Soldat, der einmal im Hauſe geweſen war, bekam wöchentlich ein Blättchen chriſtlichen Inhaltes ins Feld geſchickt. Das war die Aufgabe der jüngeren Buſchkinder, auf all dieſe Soldatengrüße die Adreſſen zu ſchreiben. Gott der Herr allein weiß, ob ſie ihren Dienſt taten an den Herzen der Männer da draußen im Feld, dieſe Blätter. Manche erreichten ihr Ziel nicht. Die kamen zurück mit der Aufſchrift „Gefallen!".

Nicht alle zogen ſie zurück ins Feld, die Scheidenden. Manch einer durfte nach Hauſe zurückkehren mit ſchwerer Verletzung. Einer hat auch vom Lazarett aus die letzte große Reiſe angetreten. Das war ein junger Katholik, dem ſein Prieſter die letzte Ölung gegeben hatte. Aber als es nun zum Sterben ging, war von den Seinen niemand da. Da ſetzte ſich Vater an ſein Bett. Es war eine unvergeßliche Stunde. In dem großen Saale, in dem es ſonſt viel brauſendes Leben, Lachen und Schwatzen gab, war's heute totenſtill. Alle lagen oder ſaßen lautlos auf ihren Betten, und Vater war neben dem in Atemnot Kämpfenden. Immer wieder ſagte er ihm langſam ein Bibelwort, lauter herrliche Gottesworte, die einem Sterbenden im letzten Kampf Stärke, Kraft und Halt geben können. So oft er eine Pauſe machte, ſagte der Todkranke: „Jeſus, Jeſus," bis man ihn kaum mehr verſtand. Und ſo ſtarb er, mit „Jeſus" auf den Lippen. „. . . Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl . . ."

Der Seelſorger.

„Sein Lebensweg hat ihn weit in der Welt umhergeführt. Vom Rheinland, von Elberfeld, wo ſeine Wiege ſtand, kam er nach der Konfirmation auf das Gymnaſium zu Lörrach im badiſchen Markgräflerland. Durch die zweite Ehe ſeiner Mutter ward ihm Mittelbaden zur zweiten Heimat. Der Student zog von Baſel am Oberrhein an die Oſtſee nach Greifswald und ins Herz Deutſchlands, in das ſächſiſche Halle. Und durch ſeine Eheſchließung endlich iſt er mit Württemberg ſo verwachſen, daß er vielen, die ſein Leben nicht näher kannten, als Württemberger gegolten hat. In deutſchen Landen viel gereiſt, hat er, dem als dem geborenen Seelſorger überall die Menſchen die Hauptſache waren, davon die Gabe der Menſchenkenntnis und die Kunſt der Menſchenbehandlung empfangen. Er verſtand nicht nur die Dialekte der Sprache, beſſer noch die Dialekte des Herzens, die in den verſchiedenen Gauen unſeres Vaterlandes geſprochen werden. Das war ein nicht unweſentliches Stück ſeiner Ausrüſtung zum Großſtadtpfarrer. Hier in unſerer Gemeinde, wo Abkömmlinge faſt aller deutſchen Stämme ſich zuſammenfinden, konnte er darum den Norddeutſchen ein Norddeutſcher, den Süddeutſchen ein Süddeutſcher werden und einem jeglichen in ſeiner Sprache die großen Taten Gottes verkünden.“

So ſagte Pfarrer Lic. Greiner in der Gedächtnispredigt von Vater. „Er verſtand die Dialekte des Herzens.“ Und weil eigentlich jedes Herz ſeine eigene Sprache ſpricht, iſt die letzte Ausrüſtung zum Seelſorger durch kein Studium zu erlangen, ſondern iſt eine freie Gabe Gottes. Der erfaßt recht ſein Pfarramt, der um dieſe Gabe bittet. Und der iſt recht Pfarrer, dem ſie geſchenkt wird. Vater hatte die Begabung zum Seelſorger in beſonderer Weiſe. Davon wollen die folgenden Blätter reden.

Es iſt der Anfang der Seelſorge, daß man den Menſchen „zu nehmen“ verſteht. Wie köſtlich Vater das konnte, beweiſt ein Erlebnis aus ſeiner Anfangszeit als Hilfsprediger in Barmen. Da wurde er einmal von einigen Leuten aus ſeiner Gemeinde gebeten, mit ihnen eine regelmäßige Bibelſtunde anzufangen. Er ging natürlich gerne darauf ein. Nun waren aber in jenem Stadtteil viele, die von Chriſtentum und Kirche nichts wiſſen wollten. Als die von dem Vorhaben erfuhren, dachten ſie: „Wir wollen dieſe Pietiſten mit ihrem Pfarrer gründlich heimſchicken,“ und arbeiteten einen Kriegsplan aus. Als die Stunde zum erſtenmal gehalten werden ſollte, da fand ſich draußen auf der Straße eine große Menſchenmenge zuſammen. Die johlten und ſchrien und machten einen Spektakel mit Trompeten und allerlei Inſtrumenten. Das Tollſte aber war, daß gerade über dem Verſammlungslokal fortwährend mit einem ſchweren Hammer auf den Fußboden geklopft wurde. Das tat ganz fürchterlich: bum, bum! Vater ſang mit ſeinen Leutlein — es waren nur zwei Männer und ein paar ängſtliche Weiblein — zunächſt einen Vers. Das wollte aber nicht ſo recht klingen. Dann hielt er mit ihnen die Bibelſtunde, etwas kürzer, als er ſich's vorgenommen hatte. Als er fertig war, hatten die Leute nicht recht den Mut zum Heimgehen, denn die Demonſtration da draußen dauerte immer noch an. Da ging Vater mit ihnen bis an die Haustür und rief laut in die Menge hinein: „Macht doch Platz; ihr ſeht doch, daß die Leute heimgehen wollen!“ Da waren ſie etwas verdutzt, und es bildete ſich richtig eine Gaſſe, ſo daß ſeine Schäflein durch die lärmende Menge durchdringen konnten und unverſehrt nach Hauſe kamen. Nun ging Vater aber hinauf zum Klopfer. Der klopfte noch immer mit ſeinem ſchweren Hammer. Aber man merkte ihm an, daß ſein Arm allmählich müde geworden war. Als er Vater bemerkte, hielt er inne und ſchaute ihn verwundert an. „Guten Abend,“ ſagte der, „ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß wir jetzt fertig ſind.“ Da machte der Mann noch größere Augen. „Hören Sie,“ fragte ihn Vater, „was koſtet denn gegenwärtig eine Überſtunde bei dem Arbeiter?“ „Eine halbe Mark,“ war die verlegene Antwort. „Schön, dann

will ich Ihnen das bezahlen, damit Sie nicht umſonſt gearbeitet haben." Mit dieſen Worten zog Vater ſeine Portemonnaie und legte ihm 50 Pfg. auf den Tiſch. „Guten Abend," ſagte er, drückte ihm die Hand und ging.

Als die Bibelſtunde zum zweitenmal gehalten wurde, war kein Klopfen mehr zu vernehmen. Auf der Straße hatten ſich zwar noch einmal einige Radaubrüder zuſammengefunden. Aber denen ſagte Vater gleich zu Anfang in aller Harmloſigkeit: „Kinder, geht heim und macht den Radau zu Hauſe, das iſt viel netter." Da zogen ſie auch wirklich allmählich ab, und von da an ließen ſie ſich nicht mehr blicken. Aus jenem kleinen Kreis aber entſtand im Laufe der Zeit eine lebendige, blühende Gemeinſchaft. —

Eine Zeitlang liebten es die Arbeiter, ihrer ſozialdemokratiſchen Überzeugung durch das Tragen von roten Schleifen Ausdruck zu geben. Die Elberfelder Pfarrer hatten damals ausgemacht, ſie wollten ſich entfernen überall da, wo ſolche roten Schleifen getragen würden. Nun kam Vater einmal in ein Haus, wo ein Arbeiter geſtorben war. Auf der Bruſt des Toten lag die große rote Schleife. Was ſollte er tun? Weggehen wollte er nicht. Er ſagte zu den Leuten: „Ich freue mich über die rote Schleife. Denn Rot iſt meine Lieblingsfarbe; es iſt die Farbe der Liebe." Dann las er den Spruch: „Das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde," und ſagte darüber einige Worte. — Als er am Abend wiederkam, war die rote Schleife verſchwunden. —

Ja, ſo war es, wie einer einſt Vaters Arbeit trefflich charakteriſierte: Er ging meiſt in der Linie des ſtärkſten Widerſtandes vor. Dazu noch ein Erlebnis:

Da war in Elberfeld ein Arbeiter, der geſagt hatte: wenn zu mir ein Pfaffe kommt, dem ſchlage ich die Knochen kaput. Als die ſilberne Hochzeit des Mannes kam, — die kirchliche Einſegnung derſelben war ziemlich allgemeine Sitte im Wuppertal — ging Vater zu ihm. Er ſaß allein in der Stube, Vater grüßte und ſtreckte ihm die Hand hin. Er aber hielt die Hände auf dem Rücken. Da ſagte Vater: „Meine Hand iſt friſch ge-

waſchen, die dürfen Sie ruhig anfaſſen." Da gab er ihm denn doch ſeine Hand, aber einen Stuhl bot er ihm nicht an, ſondern ließ ihn einfach ſtehen. „Nun hören Sie," ſagte Vater, „ich habe bisher immer geglaubt, die Sozialdemokraten ſeien anſtändige Kerls, die auch wiſſen, was ſich gehört!" „Sie können ſich ja dort in der Ecke einen Stuhl holen," brummte der Gaſtgeber. „Nein," entgegnete Vater, „den müſſen Sie mir ſchon ſelber holen." Jetzt holte er den Stuhl herbei, beide ſetzten ſich und kamen allmählich ins Geſpräch. Nach einer Weile fragte er: „Was wollen Sie eigentlich von mir?" Vater antwortete: „Ach, ich mache ſo rieſig gern Hochzeiten mit. Nun habe ich gehört, daß Sie bald Silberhochzeit haben . . ." „Sie können ja meinetwegen ein bißchen dazukommen," meinte er. „Nein, ſo geht das nicht," ſagte Vater ihm, „wenn ich kommen ſoll, müſſen Sie mich auch richtig dazu einladen." — Das geſchah am nächſten Tag im ſchönſten Staat. — Bei der Hochzeit ſelbſt — „wir waren recht vergnügt beieinander" — hatte Vater eine ſchöne Einſegnungsfeier vorbereitet. In dem Augenblick, wo er ſich erhob, fuhr in der Nähe ein Eiſenbahnzug vorüber. Er warf ſeine Rede um und knüpfte daran an. „Von all den Leuten, die in dem Zug ſitzen, der eben vorbei fuhr, ſieht keiner den Zugführer, der vorne in der Lokomotive ſteht. Und doch ſind alle auf den einen angewieſen und von ihm abhängig. Wie töricht wäre es, wenn einer von den Reiſenden ſagen wollte: ich ſehe keinen Zugführer, alſo iſt auch keiner da. So ſind auch wir auf unſerer Reiſe durchs Leben auf die Leitung unſeres Gottes angewieſen. Wir ſehen ihn nicht, aber wir wiſſen trotzdem, daß er unſer Führer iſt." Der Mann weinte wie ein Kind. Nachher ſoll er geſagt haben. „Wenn dem Pfarrer einer was zuleide tut, dem ſchlage ich die Knochen kaput."

Wir ſehen in der abſichtlich breit wiedergegebenen Anekdote verſchiedene Merkmale ſeiner offenſiven Seelſorge: Erfriſchende Deutlichkeit, aber ohne jede Spur der Empfindlichkeit. — Achten auf Kleinigkeiten, damit nicht eine von vornherein ungünſtige Poſition die unbefangene Annahme des Angebotenen unmöglich macht (die Einladung mußte von dem Mann ausgehen); —

dann die geiſtesgegenwärtige Benützung eines von Gott ſelbſt gegebenen Moments (Eiſenbahnzug), die freilich etwas Unwiederholbares an ſich hat.

Es war weiter gerade die oft verblüffende Offenheit, die Vaters Art kennzeichnete. Eine kranke Dame ſchwelgte in Selbſtlob, was ſie alles Gutes getan und den Himmel damit verdient habe. Vater, der wußte, in welchem Punkt es nicht ſtimmte, ſagte ganz ruhig: „In meiner Bibel ſteht: Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten.“ Dies ſchneidende Wort gab den Anfang zu einer ernſten ſeelſorgerlichen Unterredung. Das Eis war gebrochen. — Und das Merkwürdige war immer, zu beobachten, daß dieſer Offenheit gegenüber, die er wie eine erfriſchende Luft überallhin mitbrachte, die Menſchen ſich unwillkürlich gaben, wie ſie waren, und aus dem gewohnten konventionellen Verſteck herauskamen, oft ehe er nur etwas geſagt hatte. „Sie ſind gekommen, mich an meine Sünden zu erinnern,“ ſchrie ihm einer verzweifelt zu, ehe Vater den Mund aufgetan hatte.

Einmal hatte er in ſeiner reichen Lukasgemeinde über den „Mammon“ gepredigt und dabei kein Blatt vor den Mund genommen. Das Thema ſeiner ſehr ernſten Predigt war: „Gerettet oder verloren.“ Und die Worte wurden gleichſam unterſtrichen durch die Steinhauſenbilder, die rechts und links vom Altar in gewaltiger Größe den geretteten und den verlorenen Schächer am Kreuz darſtellen, gleichſam als Typen der Menſchheit. Nachher kam in die Sakriſtei eine gebildete und wohlhabende Dame, die ſchon manche von Vaters Predigten gehört hatte. Man merkte ihr an, wie aufgeregt ſie war. Aber, ſich beherrſchend, fragte ſie: „Herr Paſtor, glauben Sie wirklich, daß ich verloren gehen ſoll, wenn ich nicht ein anderer Menſch werde?“ Er antwortete ganz offen: „Das ſage nicht allein ich Ihnen, gnädige Frau, das ſagt Ihnen die Bibel, und dazu bezeugt es Ihr eigenes Gewiſſen.“ Da ſprang ſie auf und rief, alle Höflichkeit vergeſſend: „Ich will das nicht mehr hören! Ich kann auch die Bilder vom Gericht nicht ſehen, mit denen der Maler unſere Kirchenwände bemalt hat. Der ſteht wohl mit Ihnen im Komplott? Dieſe Ideen kann ich nicht vertragen!“ „Und ich kann Ihnen

nur wiederholen," erwiderte Vater, „wenn Sie ſich nicht bekehren, dann gehen Sie verloren." Da eilte ſie zur Tür hinaus. Seitdem kam ſie nicht mehr zu Vaters Predigten, ſondern ging zu einem modernen Prediger. „Der wird ſie ja wohl beruhigen und einſeifen," ſagte Vater bitter, als er davon hörte. Und als er gefragt wurde, warum er denn ſo hart und offen geſprochen habe, entgegnete er: „Dieſe Frau hat die Erkenntnis der Wahrheit. Aber ſie will ihr nicht gehorchen."

Auch den Amtsbrüdern gegenüber verkehrte er mit dieſer geraden Offenheit. Ein Generalſuperintendent X. hatte in einer Unterredung mit einem bekannten Gemeinſchaftsführer die amtliche Würde gefliſſentlich und gereizt zur Schau getragen, ihn nicht einmal ſitzen heißen. Nachher traf er Vater bei einer Tagung und erzählte ihm von der Begegnung, natürlich, ohne Näheres über ſein eigenes Verhalten zu erzählen. „Da haben Sie den Bruder Y. recht den Chriſten X. kennen lernen laſſen?" war die zarte und doch ins Zentrum treffende Gewiſſensfrage. — Bei einem Kongreß hatte im Volksabend ein Stadtmiſſionsmann alle Regiſter der Rührung ſpielen laſſen bei der Schilderung, wie die Kurrende „So nimm denn meine Hände" ſinge uſw. Vaters Kritik lautete: „Herr Bruder, Sie müſſen Ihr Gefühl mehr an die Kette legen!", und die Antwort des Kritiſierten: „Darf ich Du zu Ihnen ſagen?" „Die Weisheit läſſet ſich ſagen!"

Auf einer Pfarrerkonferenz beklagte ſich einer der Kollegen darüber, daß ihm ein Gemeinſchaftsmann geſchrieben habe, er, der Herr Paſtor, ſei nicht recht bekehrt. Er ſagte, er empfinde das als eine Beleidigung. Vater entgegnete: „Das iſt unnötig, daß Sie ſich gekränkt fühlen; denn wenn Sie bekehrt ſind, ſo trifft Sie der Vorwurf ja gar nicht. Im übrigen würde ich es wunderſchön finden, wenn wir Pfarrer uns alle miteinander recht von Herzen bekehrten." —

Es war auf einer großen Konferenz. Da hatte einer einen Vortrag gehalten. Um recht Eindruck zu machen, hatte er ſehr pathetiſch geſprochen und gewaltig geſchauſpielert. Nachher ſaßen die leitenden Männer zuſammen und ſprachen in abfälligen Wor-

ten davon, waren wohl auch betrübt darüber, daß jener so gesegnete Mann in solch unnatürliches, gemachtes Wesen hineinkomme. Da ergriff Vater das Wort: „Brüder, nun habt Ihr aber auch die Pflicht, jenem es selbst zu sagen.“ Das war zuerst allen unbehaglich. Aber Vater ruhte nicht, bis einer den Auftrag bekam, mit dem Manne zu sprechen und ihn auf die Gefahr solchen Wesens aufmerksam zu machen. Und der hat's dankbar angenommen. Übrigens bestand Vaters Dienst, den er an seinen Amtsbrüdern tun durfte, nicht allein in gelegentlichen Bemerkungen und Erlebnissen. Es wuchs ihm richtig ein *seelsorgerlicher Dienst an Seelsorgern* zu. Durch seine Evangelisationsreisen war er hier und da mit Pfarrern in Berührung gekommen. Da hatte sich allmählich ein Kreis von etwa 20 Männern gebildet, der sich alvierteljährlich im Lukas-Pfarrhause in Frankfurt versammelte. Es waren ganz besonders schöne Tage, wenn diese so verschiedenartigen Menschen zusammen zu Tische saßen und die Nöte und Freuden ihres Amtes austauschten und sich um das Wort Gottes vereinten. Einer der Teilnehmer erzählt davon:

„Ich war dem Bruder Busch sehr dankbar, daß er mich zu der in seinem Hause zusammenkommenden Pfarrergemeinschaft einlud. Hier bin ich ihm näher getreten und habe von ihm viel Segen empfangen. Hier wurde er mir der ältere Freund, der mein volles Vertrauen gewann und zu dem ich am liebsten mit meinen Fragen und Anliegen Rat suchend ging. Wie fein verstand er es, in diesen Zusammenkünften aus seiner Erfahrung und tiefen, reichen Schriftkenntnis und -erkenntnis zu dienen. Ich erinnere mich, wie er einmal die Situation rettete: ein lieber Bruder, ein ganz „gelehrtes Haus“, hatte das einleitende Referat gehalten, sehr lang, sehr wissenschaftlich und reichlich unklar. Da griff Bruder Busch ein und wandte mit ein paar Worten die besprochene Bibelstelle praktisch an auf des Pfarrers Leben und Dienen, so daß wir alle viel davon hatten. Mancher Amtsbruder aus diesem Kreise — meist waren es Hessen — hat meinen Eindruck bestätigt, daß der treue Bruder ganz besonders befähigt war zur „Seelsorge an Seelsorgern“. Es war bei der

vorletzten Pfarrergemeinſchaft, als er uns in ſtiller Weiheſtunde auf unſern ſpontan geäußerten Wunſch in ſeiner Lukaskirche das Heilige Abendmahl reichte. Es war eine der ſchönſten und geſegnetſten Feiern, die ich erlebt habe. — In den letzten Jahren hörte ich ihn öfters aus ſeiner reichen, ſeelſorgerlichen Erfahrung als Großſtadtpfarrer und Evangeliſt zu Pfarrern reden; und jedesmal gab er uns für's eigene Leben und für unſern Dienſt ſehr viel. Einſt ſprach er auf dem Lehrgang für Volksmiſſion im Hauſe Ziemendorff in Wiesbaden über „Die Evangeliſation im Unterſchied von der Pfarramtlichen Wortverkündigung." Wie warm befürwortete der ſelbſt ſo oft als Evangeliſt Begehrte die Berechtigung und Notwendigkeit der Evangeliſation neben der pfarramtlichen Wortverkündigung. Typiſch war ein Beiſpiel und die Bemerkung dazu. Er erzählte von einem Pfarrer, der ſich rühmte, in 30 Jahren nicht vertreten worden zu ſein; dieſem habe ſein Generalſuperintendent geantwortet: „Ich weiß nicht, wer mehr zu bedauern iſt, die Gemeinde oder Sie." Hierzu die Bemerkung des Referenten: „Eine Hausfrau, die andere nicht mal an die Arbeit dranlaſſen kann, iſt ein Papſt." Vorbildlich war die Klarheit und Nüchternheit in ſeinem Urteil über die Evangeliſationspraxis. Er erzählte dabei von einem Bekenntnis, das ihm in ſeiner Jugend durch Suggeſtion abgenötigt worden ſei, und das ihn ſehr mißtrauiſch gemacht habe gegen abgezwungene Bekenntniſſe. Mit großem Nachdruck betonte er, der gläubige Beter, die Macht des Gebets.

Einmal diente er uns bei einer Konferenz des Paſtoren-Gebetsbundes in Marburg a. d. L. mit einem Referat über das Thema: „Unſere wichtigſte Aufgabe" im Anſchluß an 1. Petri 2, 1 ff. Er bezeichnete als unſere wichtigſte Aufgabe des Pfarrers Arbeit an ſich ſelbſt. Mit großem Ernſt ſprach er es aus, daß vieles an kirchlicher und gemeindlicher Not den Pfarrerſtand anklage. Er hatte das Recht, es zu ſagen, da er bei ſeinen Evangeliſationen ſelbſt in viel Not und Schuld im Leben und Wirken vieler Pfarrer hineingeſchaut hatte, ihm auch ſo mancher Amtsbruder *ſeine* Not geſtanden und geklagt hatte. Und auch deshalb durfte er davon reden, weil er es nicht vom hohen

Richterſtuhl aus ſagte, ſondern als einer, der aus Liebe zu ſeiner Kirche, zu den Seelen in den Gemeinden und zu den Amtsbrüdern mit an all dem Jammer trug, und der durch ſeine traurigen Erfahrungen ſeine Zuhörer zur Selbſtbeſinnung bringen und ſie und damit deren Gemeinden vor ſolchem Elend bewahren helfen wollte. Man ſpürte ihm die innere Erſchütterung an, wenn er von jenem Pfarrer redete, der 42 Jahre lang ohne Heilsgewißheit auf der Kanzel geſtanden hatte. Man ſpürte es ihm aber auch an, daß es ihm ſelbſt ganz undenkbar war, ohne Heilsgewißheit im Pfarramt zu ſtehen. Sein weites Herz und weiter Reichsgottesblick ſprach aus der Betonung des Glaubens an die Realität des Leibes Chriſti, der Geſamtgemeinde Chriſti. Buſch war frei von kirchlicher Engherzigkeit. Er ſagte geradezu: der Glaube an die Realität des Leibes Chriſti ſei der Tod paſtoraler Amtswürde. Wer ihn kannte, amtieren ſah, reden hörte, der weiß, daß ihm die Karikatur gemachter ſalbungsvoller Würde völlig fremd war, bei ihm war alles urſprünglich, echt, natürlich, friſch und lebendig. Er ſprach auf Kanzel und Katheder, wie im gewöhnlichen Verkehr von Menſch zu Menſch. Auch bei dieſem zuletzt erwähnten Referat kam er ganz ungeſucht, wie ſelbſtverſtändlich auf ſein — vielleicht darf ich's ſo nennen — Lieblingsthema: des Pfarrers Familienleben. Er trat aus perſönlicher Erfahrung und Überzeugung für ſeinen Erziehungsgrundſatz ein: Freude im Hauſe und Freiheit in reiner Luft! Unter den Dingen, die wir Pfarrer ablegen und nicht bei uns dulden dürften, nannte er die Feindſchaft zwiſchen Kollegen. Hier erzählte er, wie ihn in Elberfeld einſt jemand, wohl auf einen Seufzer über einen Kollegen hin, geſagt habe: „Haben Sie auch ſchon in Liebe für dieſen Kollegen gebetet?" Warm empfahl er aus eigener Übung, Gottes Wort fleißig zur eigenen Seelſorge, nicht nur mit wiſſenſchaftlich exegetiſchem oder homiletiſchem Intereſſe zu leſen. Des Pfarrers Arbeit an ſich ſelbſt war ihm Vorausſetzung für Erfüllung der Aufgaben an andern.

Beſonders dankbar denke ich heute, wo er uns, auch mir, fehlt, an die letzte Pfarrergemeinſchaft zurück. Es waren nur wenige gekommen, und dieſe eilten alsbald nach der Beſprechung fort.

Ausnahmsweiſe war er am Nachmittag frei. Er wußte, daß ich mich zum Bleiben gerichtet hatte und ließ mich nicht fort. So hatte ich ihn diesmal ſo recht für mich. Auf ſeinen Vorſchlag machten wir beide einen Gang durch die Forſthausſtraße und hatten ſo koſtbare Gelegenheit zu brüderlicher Ausſprache über das, was uns im Amtsleben bewegte. Dies war meine ſchönſte Pfarrergemeinſchaft bei und mit ihm . . ."

Der Segen ſeiner Arbeit an den Pfarrern hat ſich weiter ergoſſen. Nach Vaters Tode ſchrieb uns ein heſſiſcher Pfarrer: „. . . Seinem Einfluß iſt es zu verdanken, daß hier in unſerer Gegend der kleine Pfarrerbibelkranz zu Stande kam, an dem ich mit Freuden teilnehme. Er iſt vielen unter uns Pfarrern ein Seelſorger geweſen, und wie nötig hat man ſolche Perſönlichkeiten . . ."

*

Seelſorger im eigentlichen Sinne war Vater auch auf der Kanzel, als Evangeliſt oder bei irgendwelchen anderen Anſprachen. Denn auch ſeine Wortverkündigung trug ſo ganz das Gepräge einer perſönlich gemeinten, warmen, herzgewinnenden Einladung. Ein früherer Mitarbeiter erzählt ein Beiſpiel, wie ſehr ſie von ſeelſorgerlichen Geſichtspunkten beſtimmt war: „Eines Abends vor der Bibelſtunde ſtanden wir im Studierzimmer und ſahen die Bibelſtundenbeſucher vorbeigehen dem Gemeindeſaal zu. Ich wußte, daß er im Rahmen einer Darlegung des Heilswegs diesmal über den Zorn Gottes zu reden gedachte und hatte ihm abgefühlt, wie ſehr ihn der Gegenſtand beſchäftigt hatte den Tag über. Da machte ich ihn auf zwei alte Fräulein aufmerkſam, die ſich ſchon lange nimmer im Gotteshaus eingefunden hatten. „Wenn die kommen, darf ich nicht gerade über den Zorn Gottes predigen, ſonſt kommen ſie nicht mehr," ſagte B. mit großem Ernſt, wählte in wenigen Minuten einen neuen Text und ſprach in Form eines Rückblicks über das Bisherige herrlich über die befreiende Gnade. — Ja, wer ſo handelte, hatte ein Recht zu ſagen, daß zum Das-Lebenlaſſen für die Schafe auch gehöre, daß man im Predigtkonzept Stellen ſtreiche, die man nur ſich ſelbſt zulieb hineingeſetzt habe."

In dasſelbe Gebiet einer ſeelſorgerlichen Wortverkündigung gehört, was ein Vater naheſtehender Pfarrer erzählt:

„Den teuren Freund und Bruder lernte ich zuerſt kennen bei Gelegenheit eines Miſſionskurſus in Frankfurt a. M. im Herbſt 1911. Am 31. Oktober waren wir Kurſusteilnehmer in das Gemeindehaus der Lukasgemeinde zu einem Gemeindeabend eingeladen. Br. Buſch hielt die einleitende Begrüßungsanſprache über Pſ. 98. Auf mich machte ſeine ſchlichte Art zu reden gleich einen gewinnenden Eindruck. Ich fühlte es deutlich: der Mann will nicht reden, ſondern aus warmem Herzen, reichem Innenleben heraus wirklich den Hörenden etwas geben. An dieſem Abend ergab ſich aber noch keine perſönliche Berührung. Wir wurden bekannt, wenn ich nicht irre, im Kriege bei Gelegenheit einer Frauenhilfeverſammlung in Limburg, bei welcher wir nebeneinander ſaßen und uns als Bundesbrüder grüßten. Br. B. vertrat die Frankfurter Frauenhilfe und diente mit einem Referat. Unvergeßlich iſt mir in Erinnerung geblieben ein Beiſpiel, das er aus ſeiner Praxis anführte, um den Gedanken zu illuſtrieren und zu unterſtreichen, „das Nächſtliegende tun und nicht über allerlei außerordentlichen Leiſtungen die nächſten Pflichten verſäumen“. Er erzählte von einer Mutter, die zuſammenbrach, weil ihre erwachſene Tochter, ſtatt ihr zu Hauſe beizuſtehen, in einem Lazarett pflegte. Bei dieſem Referate wie bei manch anderem, das ich von ihm hörte, ſprach er — wie wenige dazu berufen — als Zeuge für den Segen chriſtlichen Familienlebens. Dabei klang tief und warm der Grundton eigenen Erlebens in ſeinem reichen geſegneten Familienleben hindurch . . .“

Gerade bei äußerlich unſcheinbaren Anläſſen konnte Vater in ſeiner Wortverkündigung in beſonders herzlicher Art manchen ſeelſorgerlichen Rat geben. Um nur eines zu nennen: Er hat jahrelang in einem großen chriſtlichen Hoſpiz die Morgenandacht gehalten. Eines Tages im Kriege hatte Vater geſprochen über das Wort aus dem 5. Buch Moſe: „Zuflucht iſt bei dem alten Gott und unter den ewigen Armen.“ Kurze Zeit nachher ſchrieb ihm ein hoher Offizier, der eine Armee führte, einen Brief etwa folgenden Inhaltes:

„Ich habe an jenem Morgen mit den Dienſtmädchen und Kellnern Ihre Worte gehört. Sie haben mich ſo bewegt, daß ich, als ich wenige Tage ſpäter bei einem Offiziersſeſſen im „Frankfurter Hof“ eine Rede halten mußte, dieſe Worte von der „Zuflucht unter den ewigen Armen“ zugrunde legte. Wohl gab's erſtaunte Geſichter, denn das war nicht üblich. Aber dies Wort iſt jetzt in unſerm Stabe lebendig . . .“

*

Vater vergaß in ſeiner Seelſorge nicht, daß manchen Fällen nicht mit Worten beizukommen iſt. Eine vornehme Dame, die in einer herrlichen Villa wohnte, war Witwe geworden und untröſtlich. Vater ſagte zu ihr, ſie müſſe ſich einen fröhlichen Tag machen, ſonſt würde ſie noch ſchwermütig. Ja, geſtern ſei ſie den ganzen Tag im Taunus geweſen und niedergeſtimmt nach Hauſe zurückgekehrt. Vater ſetzte ihr auseinander, wie er den fröhlichen Tag meine. Auf ſeinen Rat lud ſie (erſt etwas zögernd) die Kellner vom Kellnerheim in ihren Park, bewirtete die Vielgehetzten, ließ ſie ſingen, deklamieren, aus ihrem oft bewegten Leben erzählen, und zwar ſo, daß ſie ſelbſt bei ihnen blieb und ſich perſönlich um ſie annahm. Am nächſten Tag ſtreckte ſie dem ſie beſuchenden Pfarrer Buſch beide Hände entgegen: zum erſtenmal ſeit ihres Mannes Tod habe ſie ſich wieder freuen können. Solcher Rat, zuerſt unbequem, kam auch aus der Liebe, nicht bloß aus der zu den Kellnern, denen Vater wie den Schaffnern auf der Eiſenbahn beſondere Liebe entgegenbrachte.

Aber die tiefſte Wirkung in ſeiner Seelſorge ging doch davon aus, daß Vater *ſich ſelbſt unter das Wort* ſtellte, das er andern brachte. Dafür noch ein Beiſpiel aus der letzten Zeit ſeines Wirkens. In der Zeit, in der er infolge eines leichten Schlaganfalls ſich oft elend fühlte, wurde er zu einer Schwerkranken gerufen, ihr das Abendmahl zu reichen. Sie geſtand auf eine Frage offen, daß ihr nicht ſo viel an dem Beſuch liege, ſie habe für Pfarrerbeſuche wenig Sinn; aber ihre Angehörigen hätten es gewünſcht, und weil er nun einmal da ſei, könne er ihr ja das Abendmahl geben. Ohne eine Spur von Empfindlich-

keit, trotz des weiten Weges (es war in einem anderen Bezirk, den Vater nur zur Vertretung übernommen hatte) antwortete er: „So kann ich's Ihnen nicht geben; sagen Sie mir lieber, warum Sie keine Pfarrersbesuche wollen." Die Kranke erwiderte, sie habe früher ein weltliches Leben geführt, und da sei manches nicht in Ordnung. Sie denke, solche Dinge wollten die Pfarrer herauskriegen und dann „jaache se die Leut so herum", — das könne sie nicht brauchen. Vater setzt sich zu ihr und sagt: Wir beide sind in ganz ähnlicher Lage. Ich bin kränklich und niemand kann wissen, wer von uns zuerst stirbt. Und wenn ich mein Leben überlege, so finde ich so viele Versäumnisse, alte Schulden wachen in schlaflosen Nächten auf und machen mir zu schaffen." Wie mag sich die Frau gewundert haben, daß der gefeierte Pfarrer mit ihr sich so gleichstellte! „Aber in einem," fuhr er fort, „ist doch ein Unterschied. Ich kenne den, der alles in Ordnung gebracht hat und mir Vergebung schenkt durch sein Blut. Den möchte ich Ihnen auch zeigen, dazu bin ich gekommen, aus keinem andern Grund." Sie wurde tief ergriffen und sagte nach einer Weile: „Geben Sie mir bitte das Heilige Abendmahl." „Warum bitten Sie jetzt darum?" „Weil ich auch den brauche, der alles ins Reine bringt zwischen Gott und mir." Das gab eine ernste, gesegnete Feier! Als Vater von ihr Abschied nahm, fragte er: „Habe ich Sie jetzt geplagt und „herumgejaacht"?" — „Nein, Herr Pastor, Sie haben mir das Beste gebracht, was ich in der ganzen Welt nicht gefunden hatte." Der heimkehrende Mann konnte sich nicht genug wundern, welche Veränderung mit seiner Frau vorgegangen sei, und ihr Friede blieb, bis sie selig heimging.

Vaters Wirken war durchaus nicht bloß individuell eingestellt, wie es nach diesen Bildern scheinen möchte. Wie lebte er im Krieg die Not seines Volkes mit, und schon in den Jahren vorher rühmte ein aufmerksamer Beobachter, das sei eigentlich das Größte an ihm, wie ihn der „Schaden Josefs" bewege und ins Gebet treibe. Dies Mitunterstehen unter der Gesamtlast und -schuld gab seinem seelsorgerlichen Wirken, bei allem Eingehen auf den einzelnen, eine große Linie."

Vater machte in seiner Gemeinde viel Hausbesuche. Wie oft hat er da oder dort ein Stündchen herausgespart, um in die Häuser zu gehen. Er wußte aber wohl, daß seine Besuche bei dem Riesenumfang seiner Gemeinde immer nur einen kleinen Teil der Gemeindeglieder erfaßten. Deshalb betete er, wenn er in die Gemeinde ging, Gott möge ihm die Familien zeigen, wo er hineingehen solle. Und oft durfte er erfahren, daß Gott ihn führte.

Gingen wir da einmal zufällig durch eine Straße und kamen am Hause einer bekannten Familie vorbei. Schon halb vorüber, kehrte unser Vater plötzlich um. „Ich muß doch schnell mal sehen, wie es X.'ens geht," und geht hinein. Und was findet er? Eine Familie in furchtbarster Not; Krankheit, Berufslosigkeit, verschämte Armut, all das hatte die Leute an den Rand der Verzweiflung gebracht, und gerade an dem Tag war das Elend aufs Höchste gestiegen, und alle waren in der Versuchung, Schritte in tiefes Dunkel zu tun. — Wie von Gott gesandt, erscheint ihnen unser Vater: ein Mensch, dem man einmal den Jammer sagen kann; ein Vater, der die Bitterkeit im Herzen des verzweifelten Hausvaters versteht; ein Seelsorger, der mit linder Hand die Wunden der Seele verbindet, und ein Mann, der ihnen wirklich helfen kann und alles unternimmt, um ihnen auch äußerlich wieder aufzuhelfen. Es ist ihm mit Gottes Hilfe gelungen. —

So ließ er sich von Gott treiben und konnte und durfte oft Gottes Handlanger sein.

Vor einiger Zeit sagte eine Verwandte ganz vorwurfsvoll zu uns: „Jetzt bin ich halt ganz einsam, seit Euer Vater nimmer lebt; er war der einzige, der mich immer wieder besucht hat."

Das gleiche Heimweh klang wieder aus den Worten einer jungen Frau, die aus Vaters Lukasgemeinde in einen andern Stadtteil Frankfurts gezogen war. „Ach, hier bin ich so allein den ganzen Tag, und so oft muß ich denken, wenn nur der Herr Pfarrer Busch noch lebte; das weiß ich aber ganz gewiß, der hätte mich jedesmal besucht, wenn er in die Gegend gekommen wäre." Und sie hatte sicher recht. Unser Vater fühlte sich ver-

antwortlich für jeden Menſchen, der ihm begegnete. Es war ihm da nichts zu viel. Er opferte gerne eine Nachtfahrt, um eine halbe Stunde einen einſamen Bruder aufzuſuchen, er machte gern einen anſtrengenden, weiten Fußmarſch, um liebe Freunde oder Verwandte zu grüßen.

Es war uns oft erſtaunlich, wie treu da ſein Gedächtnis war: Wohin wir auch auf Reiſen mit ihm kamen, überall fiel ihm jemand ein, „nach dem er mal geſchwind gucken mußte". *Wir* verſtanden das „*Muß*" nicht immer; aber Gott hat da ſeinen treuen Diener oft legitimiert und es wunderbar herausgeſtellt, daß die oft nur kurzen Beſuche nötig und ein Segen waren.

Gottes Handlanger konnte er nicht nur ſein, weil er denen, die ihm auf ſeinem Wege begegneten, nicht nur perſönlich Liebe erweiſen wollte, ſondern immer und überall göttlichen Samen ausſtreute. Keinen Kranken verließ er, ohne ihm ein Gotteswort zu leſen und mit ihm zu beten. Kein Gaſt weilte an ſeinem Tiſch, ohne eine Andacht mitzuerleben. Erſt vor einigen Tagen traf ich eine befreundete Familie, die mit Wehmut von unſerm lieben Vater ſprach. Und was war den Leuten das Größte an ihm? Sie hatten ihn einmal beſucht im Kriege. Ihr Sohn lag krank in ſeinem Lazarett. In aller Frühe, als alles noch ſchlief, mußten ſie abreiſen. Aber unſer Vater war aufgeſtanden und las ihnen noch beim Frühſtück die Loſung des Tages vor, die das Herz der ſorgenden Eltern ergriff und ihnen wohltat und ſie ſtärkte. Dieſen Dienſt haben ſie ihm nie vergeſſen, dies war ihnen wichtiger und unvergeßlicher als alles ſonſt, was ſie bei ihm Schönes erleben durften; denn aller Menſchen innerſtes Sehnen und Sinnen geht auf die Ewigkeit, und wer ihnen dazu hilft, iſt ihr wahrer Freund und Seelſorger.

Vater wußte ſich als Seelſorger *immer im Dienſt*, wo er auch war. Als er als kranker Mann in die Schweiz reiſte, ließ er ſich mit einem Varietékünſtler in ein Geſpräch ein, und als er deſſen innere Not entdeckt hatte, ging er ihm in Montreux immer wieder nach.

Als er einſt auf einer Reiſe zu einer Verwandten kam, äußerte dieſe im Geſpräch: ſie habe oft Sorge, ob ſie in Ver-

folgungszeiten auch treu bleiben könne. Da gab Vater ihr das erlösende Wort: „Jetzt treu sein.“

Eines Abends hatten wir ihn an die Bahn gebracht. Er mußte die Nacht durchfahren zu irgendeiner Konferenz. Glücklich fand er ein leeres Abteil, richtete sich häuslich ein und stand dann noch am Fenster: „Jetzt will ich aber einmal fest schlafen. Ich bin todmüde.“ Da, im letzten Augenblick, kam noch einer an: „Ah, Herr Pfarrer, Sie fahren auch mit! Da will ich mich gleich zu Ihnen setzen.“ — Der Zug fuhr ab, und seufzend dachten wir beim Nachhausegehen: „Ach, daß er aber auch nie Ruhe hat!“ — Später stellte sich uns einmal ein Kellner — eben jener Mann — vor und erzählte: „Als innerlich zerissener, zweifelnder Mensch bin ich in jener Nacht in den Zug gestiegen. Aber Ihr Vater hat nicht umsonst seine Nachtruhe geopfert. Als ich in Stuttgart ausstieg, war in meinem Leben leuchtend die Sonne Jesus Christus aufgegangen.“

Es ist etwas Großes, wenn so einer dem andern helfen kann. Nicht immer gelang es. Vater hat auch die verschlossenen Türen und die Enttäuschungen erlebt. Einst traf er auf der Straße einen jungen Arbeiter, einen ehemaligen Konfirmanden, jetzt war er Maurergeselle. „Wie geht es dir? Warum besuchst du mich denn gar nicht mehr? Man sieht dich auch in der Kirche und in der Bibelstunde nie. Komm auch einmal wieder!“ Der lachte: „Ja, so sagen die Pfarrer alle. Mir geht's gut auch ohne das. Jetzt will ich das Leben genießen, solange ich jung bin. Später vielleicht . . .“ Damit ging er weiter.

Eine Stunde später kam ein Zug Menschen die Straße herauf. Sie trugen eine Bahre. Darauf lag der junge Mensch, mit dem Vater kurz vorher gesprochen hatte. Er war tot. Bei der Arbeit verunglückt.

Auch ein anderes Erlebnis hat Vater tief erschüttert. Ein Herr war auf der Reise plötzlich schwer erkrankt und verlangte nach einem Pfarrer. Vater wurde geholt und eilte hin. Da lag der Mann in den besten Jahren, allein in der Fremde, sterbend. Nun kam der Tod, und er hatte keine Hoffnung des ewigen Lebens. Sein irdisches Leben hatte er vergeudet, und alle Dinge,

an denen er seine Lust gehabt hatte, standen Bild für Bild vor seiner Seele und trieben ihn zur Verzweiflung. Er war verheiratet, lebte aber mit einer andern Frau zusammen. Diese und andere Sünden kamen ihm nun in der Todesstunde mit furchtbarer Wucht und Schauerlichkeit zum Bewußtsein. Es war gräßlich, diese Angst, mit unreiner Seele vor Gottes Richterstuhl zu treten. Er schrie und bat um Hilfe in seiner Seelennot. Vater sagte ihm die frohe Botschaft: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde." Aber er konnte es nicht mehr fassen und starb in Verzweiflung.

Wie köstlich sind gegenüber solchen Schrecken die Erfahrungen, wo es dem Seelsorger gelingt, Menschen in die Freiheit in Christo zu führen. Von solch schönen Erlebnissen sollen zu den genannten noch einige berichtet werden.

Als Vater einst in einem kleinen Städtchen evangelisierte, kam ein Herr zu ihm in die Sprechstunde und klagte, er könne sich mit seiner Frau nicht mehr vertragen. Früher hätten sie sich so gut verstanden, aber jetzt sei ihr Zusammenleben so schwierig. Vater sagte ihm: „Das ist ganz einfach. Dagegen gibt's nur ein Mittel, nämlich, daß ihr euch beide bekehrt." Er ging dann mit ihm in sein Haus, sprach mit den beiden Eheleuten. Die machten ernst mit der Bekehrung, versöhnten sich miteinander und wurden glückliche Leute. —

Es war eine vornehme Hochzeit. Hundert oder mehr Gäste in herrlichster Kleidung. Vater hielt eine einfache Traurede, in der das Evangelium gepriesen wurde. Da kommt nach dem Festessen ein Offizier auf Vater zu: „Herr Pfarrer, heute habe ich zum erstenmal verstanden, daß das Christentum eine Sache ist, die immer bei uns sein kann." Und dann gab's inmitten des festlichen Trubels ein ernstes Gespräch über das Seligwerden. —

Da kommt ein Bote: „Der Herr Pfarrer soll mal ins Siechenhaus kommen." Vater geht und findet eine alte Frau, die nach ihm verlangt. Auf seine Frage, was sie wolle, antwortete sie im Sachsenhäuser Dialekt: „ Was werr ich wolle! Daß Se mer de Heiland bringe!" Das gab dann auch eine gesegnete Aussprache, wo das Herz so verlangend war. —

In Frankfurt kam eines Tages ein Mann zu Beſuch, deſſen Kommen Verwunderung, aber noch mehr Freude hervorrief. Es war ein Katholik, der einſt bei einer Taufe zugegen war, die Vater noch in Elberfeld hielt. Damals war er während der Rede hinausgelaufen. Vater hatte geglaubt, ihm fehle etwas. Deshalb war er ihm nach der Taufe nachgegangen. Da hatte der Mann draußen geſtanden und Vater angefahren: „Ja, bei einem ſolchen Gerede kann es einem ſchon ſchlecht werden.“ Da hatte es gegolten, um Faſſung zu ringen. Es war gelungen. Ja, es war ſogar zu einem ernſten Geſpräch gekommen, das auf den Mann tiefen Eindruck gemacht hatte, ſo daß er den Seelſorger nach Jahren in Frankfurt wieder aufſuchte. —

Ein Kind hatte auf der Straße geſpielt und war von einem Automobil überfahren worden. Vater ging ins Haus der Eltern, um zu kondolieren. Er erfuhr dort, daß die Leute Gegner der Kirche ſeien und das Kind ungetauft geblieben war. Sein Beſuch machte aber ſolchen Eindruck, daß, als er gehen wollte, die Frau ihn bat: „Halten Sie uns eine Leichenfeier!“ Vater ſagte zu und ſprach am Sarge des Kindes über das Heilandswort: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid. Ich will euch erquicken.“ Die Eltern hätten wohl ſchon viel Laſten getragen bei der Kinderſchar. Doch ſei dieſe Laſt für Eltern ja nur eine Freude. Aber der ſchreckliche Tod dieſes Kindes, das ſei eine ſo ſchwere Laſt, daß alle Mittrauer ſie nicht abnehmen könne. Das könne nur der Eine, der geſagt habe: „Kommet her, Ihr Mühſeligen . . .“ Da zeigte ein feſter Händedruck des ganz veränderten Mannes, daß die Herzen aufgegangen waren für die „frohe Botſchaft.“ —

Da war die alte Frau Dr. X., die ſich ſelbſt für ſehr fromm hielt. Aber eines Tages berührte das Wort Gottes ſo ihr Herz, daß ſie in innere Qual und Seelenkämpfe geriet. Eine Jugendſünde, die andere vielleicht für gar kein Unrecht hielten, ſtand ſo vor ihrer Seele, daß ſie keinen Blick mehr zum Heiland erheben konnte. In Verzweiflung hieß es: „Meine Sünde iſt immer vor mir.“ Vater hatte oft verſucht, ihr Jeſu Gnade anzubieten in allerlei Form. Aber es half nichts. Es hieß bei ihr: „Meine

Seele iſt ſehr erſchrocken" (Pſ. 6, 4). Sie fühlte nur Gottes Zorn über ſich und ſah ein, daß ſie ihn verdient habe.

Da kam Vater eines Tages zu ihr: „Frau Doktor, ich habe die Bibel ſchon oft durchgeleſen. Da fand ich wohl: „Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden . . ." Oder: „Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde . . ." Aber das Wort „. . . alle, außer Frau Dr. X.", das habe ich nirgendwo geleſen." Das Wort half ihr, daß ſie die Vergebung dankbar annehmen und eine fröhliche Chriſtin werden konnte. —

Drei Jahre nach Vaters Tode kam eine Frau und erzählte, ſie müſſe einmal ſagen, wie ihr unſer Vater geholfen habe. Als ihr Mann in den Krieg mußte, fiel es ihr auf ihre Seele, daß etwas zwiſchen ihr und ihrem Mann war. Der Mann war ſchon fort, ſie hatte es ihm nicht mehr ſagen können und konnte es ihm nicht ſchreiben. Da lief ſie in ihrer Not zu Pfarrer Buſch. „Schon nach einigen Sätzen verſtand er mich, ſchrieb meinem Mann, und da war es gerade, als ob Gott ſelbſt den Brief diktiert habe. Mit dieſem einen Brief von Pfarrer Buſch war alles in Ordnung. Wiſſen Sie, Herr Pfarrer war ſo ein Pfarrer für die Männer. Er hatte ſolchen Einfluß auf die Männer, weil er ſelbſt ein ganzer Mann war."

Bezeichnend für Vaters feine ſeelſorgerliche Art iſt eine Stelle aus dem Briefe, den er an Mutter ſchrieb, als dieſe den Sohn, der nach einer ſchweren Verwundung wieder ins Feld zog, zum Abſchied beſuchte:

„. . . So mußt du denn unſerm lieben Kriegsmann unſer aller Liebe insgeſamt präſentieren und ihn damit erfreuen, und das kannſt Du von uns allen am beſten. Gott mache Euch beide ſtark, wenn es zum Abſchied kommt, und laſſe uns alle miteinander bei Jeſu ſtehen im Glauben, daß wir eine gewiſſe Hoffnung des ewigen Lebens haben . . ."

*

Für einen Seelſorger vor allem gilt das Wort aus dem 1. Korinther-Brief:

„Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und

hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht,

sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu,

sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit,

sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles."

Dies Wort hat zu unserm Vater klar und deutlich gesprochen. Und er hat's aufgenommen und Ernst gemacht mit dem andern Wort: „Strebet nach der Liebe." Das war die tiefste Wurzel, und darin lag das eigentliche Recht seiner großen seelsorgerlichen Tätigkeit.

*

Zum Schluß dieses Abschnittes noch einige Sätze aus einem Vortrag, den Vater in einem Pfarrerkreis hielt über das Thema: „Wie finden wir in unserer Zeit am besten Fühlung mit dem modernen Menschen?"

„. . . Wir müssen etwas wollen, wenn wir zu unserer Gemeinde kommen. Wir müssen zu Gott führen wollen. Ohne dies Wollen bleibt unsere Arbeit Spiegelfechterei . . ."

„. . . Unsere Predigt und unser Unterricht, die im besten Sinne des Wortes modern sein wollen, müssen einfach und schlicht in der Form sein (bei allem berechtigten Achten auf Schönheit der Form). Dem Inhalt nach müssen sie als Evangeliumsverkündigung klar und deutlich aus dem Wirrwarr des modernen Lebens weisen, zu den großen, alten Fragen der Mensch-

heit, die heute noch geradeso, wie von alters, ungelöst vor den suchenden, sorgenden Menschen stehen; sie müssen zeugen von der Lösung, welche diese Probleme für den Glauben im Evangelium von der Erlösung durch Christum finden; sie müssen sich wenden vor allem an den Willen des Menschen. Der Prediger und Katechet muß selbst als ein Suchender, ein Kämpfender und ein immer wieder fröhlich Findender sich manifestieren . . ."

„. . . In unserer Seelsorge müssen wir lernen, mit unermüdlichem Fleiß die uns gegebenen Gelegenheiten benützend, wirklich uns selbst einzusetzen für das Ganze.

Seelsorge ist eine schwere Sache, aber sie ist das Allerheiligste unseres Amtes, — viel verlangend, aber auch viel gebend. Es ist ein Unding, wenn allerlei andere, viel unwichtigere Dinge die Seelsorge verdrängen; z. B. komme ich viel glücklicher heim, wenn ich ein paar Einsamen oder Kranken einen Trost gebracht habe, als wenn ich mich in einer Sitzung über vertrödelte Zeit geärgert habe . . ."

„. . . Zuletzt wird das all unserer Arbeit zu allermeist Eingang schaffen, wenn wir selbst rechte Christen werden, die in Christo ihres Lebens Halt und Kraft gefunden haben, und die dadurch ihr Leben bestimmen lassen.

Dazu habe ich nichts zu sagen als das eine,, daß ich diese Bedingung für die „conditio sine qua non" (für die unumgänglich nötige Bedingung) einer gesegneten, pfarramtlichen Tätigkeit halte . . ."

Die Gemeinſchaft.

„Von ſeinem Lehrer Kähler wird erzählt, daß er mit ſeinen Studenten immer wieder gebetet habe: Herr, führe uns aus den Begriffen und Gedanken in die Erfahrung und ins Leben hinein! Auch das hat ſich an dem entſchlafenen Bruder herrlich erfüllt. Im Hardthauſe bei Karlsruhe, wo ſein Stiefvater als Hausvater und Führer der Badiſchen Gemeinſchaftsbewegung waltete, trat ihm das gelebte Chriſtentum des Pietismus eindrücklich und überzeugend entgegen. Und als ihm der Herzenswunſch, daß Gott ihm eine fromme Frau ſchenken wolle, erfüllt ward, und er dieſe Frau fand in der Tochter eines Mannes, deſſen Name in den württembergiſchen alt-pietiſtiſchen Gemeinſchaftskreiſen im Segen weiterlebt, da hat ſeine Seele im geſunden Pietismus ihre geiſtige Heimat auf Erden gefunden. Hier lernte er, was er ſein Leben lang nicht mehr aus den Augen verloren hat, daß nicht die klugen und gelehrten Köpfe, ſondern die reinen Herzen, die durch die vergebende Gnade Chriſti gereinigten Herzen, Gott und die Herrlichkeit ſeines Eingeborenen ſchauen. Hier hat er den Segen glauben-ſtärkender, liebe-entzündender und hoffnung-befeſtigender chriſtlich-brüderlicher Gemeinſchaft ſo tief erfahren, daß er bis zum Ende ein Gemeinſchaftsmann geblieben und ein Führer der Gemeinſchaftsbewegung in deutſchen Landen geworden iſt, daß auch ſein kirchliches Gemeindeideal, an deſſen Verwirklichung er in allen ſeinen Gemeinden gearbeitet hat, von da aus beſtimmt wurde und ihm die in Glauben und Liebe lebendige Gemeinde als höchſtes Ziel der pfarramtlichen Tätigkeit vor der Seele ſtand ...“

So ſagte Lic. Greiner in der Gedächtnispredigt. Ja, Gemeinſchaftsmann war Vater im allertiefſten Sinne. Er hat einmal

in einem Vortrag ausgeſprochen: „So wie der Herr bei der Schaffung der neuen geiſtlichen Perſönlichkeit den Menſchen ausſchließt, ſo hat es ihm auch gefallen, bei der Schaffung der „Gemeinde“ des Menſchen Hand auszuſchließen. Sobald der Menſch zum Glauben kommt, weiß er ſich nicht als Einzelindividuum, ſondern als Glied der „Gemeinde“. Sie können Gemeinſchaften gründen und Kirchen. Aber immer ſteht dahinter die „Gemeinde“ als etwas Größeres, in der zuſammengefaßt iſt Himmel und Erde. Zu ihr zählen Vollendete und Unvollendete. Sie iſt Gegenſtand des Glaubens und wird erſt am Ende geſchaut werden. Wo iſt dieſe „Gemeinde“ oder „Kirche“? Wo Gläubige ſind und wo Glauben iſt. Oder nach der Confessio Augustana: „Die Gemeinſchaft der Heiligen, in welcher das Evangelium ſtiftungsgemäß gelehrt und die Sakramente ſtiftungsgemäß verwaltet werden.“

Er war alſo weit davon entfernt, in irgendwelcher Organiſation, etwa im Verband der Gemeinſchaften oder einer Kirche, das „Reich Gottes“ zu ſehen. Das war ihm nach der Schrift Gegenſtand des Glaubens. „Die Gläubigen ſchließen ſich nicht zuſammen zur „Darſtellung des Leibes Chriſti“. — „Aber“ — und da lag für ihn die Bedeutung eines engen Zuſammenſchluſſes derer, die mit Ernſt Chriſten ſein wollen — „wir müſſen uns zuſammenfinden zur Stärkung, zur Erbauung, zur Zucht und zur Arbeit.“

Weil es ihm mit dieſem Zuletztgenannten ſehr ernſt war, deshalb glaubte er an die „Gemeinſchaft der Heiligen“ nicht nur, ſondern er ſuchte ſie. Als wir einmal mit ihm von ſeiner Evangeliſationstätigkeit ſprachen, ſagte er: „Ich bin immer froh, wenn ich da den Kreis finde, der mit mir beten kann.“ Und einmal, als er mit mir über meine zukünftigen Aufgaben als Pfarrer ſprach, gab er mit unauslöſchlichem Nachdruck den Rat weiter, der ihm einſt gegeben worden war: „Halte dich immer zu den „Stillen im Lande“. Da wirſt du Stärkung und Rückhalt finden.“ Und dann zeigte er dem Sohne, daß man an den ernſten Chriſten wohl oft allerlei auszuſetzen finde, weil ja die Welt deren Fehler beſonders ſcharf ſehe und richte; daß manche gläu-

bigen Kreiſe wohl auch oft ſonderbare Angewohnheiten hätten, die meiſt herkämen aus dem Kampf, in dem ſie ſtänden. Aber er ſolle ſich durch all dies nicht abhalten laſſen zu ſehen, wo wirklicher Ernſt vorhanden ſei, in der Nachfolge Jeſu zu ſtehen. Und wo der vorhanden ſei, wo man das Kreuz Jeſu preiſe und in ſeinem Dienſt zu ſtehen begehre, da ſolle er immer denken: Hier iſt mein Platz. Zu denen will ich mich halten! Oftmals hat er den jungen Theologen den Rat gegeben: „Ihr müßt immermehr lernen, durch Dick und Dünn mit dem Volke Gottes zu gehen.“ Er hat dieſen Rat nicht nur gegeben, ſondern auch ſelbſt befolgt. Das brachte ihm manchen Kampf. Oft blieb er dabei unverſtanden. Aber das war ihm gleichgültig. Denn viel größer war der Segen, den er davon hatte.

Die Gemeinſchaft der Heiligen war Vaters beſter Halt durch ſein ganzes Leben. Drum ſuchte er ſie, wo er nur konnte. Und ſeinem aufrichtigen Suchen ſchenkte Gott auch immer ein fröhliches, reiches Finden. In Stadt und Land, in der Öffentlichkeit und in der verborgenen Stille fand er Kreiſe, die ſich um Gottes Wort ſcharten, die aus ihm und aus dem gemeinſamen Gebet Kraft ſchöpften. Unſer Vater fragte da nicht nach hoch und gering; es war ihm gleich wohl in der armen, niederen Bandwirkerſtube wie in dem feinen Salon des Bankiers, wenn er nur bei Gotteskindern ſein durfte. Er fragte auch nicht nach Richtungsunterſchieden und Kirchenangehörigkeit, wenn er nur unter „Brüdern im Herrn“ war. Er klagte auch nie, daß er aus Zeitmangel nicht die Kinder Gottes da und dort aufſuchen könne. Weil er wußte, „die Gemeinſchaft der Heiligen iſt mein Halt“, meine Kraftquelle, darum machte er es möglich, darum hatte er einfach Zeit. Und er hatte nach ſolcher Stärkung im Kreiſe der Brüder nur noch mehr Zeit und Kraft für all ſeine andern Aufgaben.

So verſammelte er z. B. jede Woche einmal die Führer der Gemeinſchaften von Groß-Frankfurt in ſeinem Hauſe zu Ausſprache und Gebet. Da konnte es denn wohl vorkommen, daß er zu ihnen ſagte: „Brüder, am Sonntag habe ich über den und den Text zu predigen. Wie würdet Ihr das anfaſſen?“ So

war er wirklich begierig zu empfangen, trotzdem er meist der Gebende war.

Uns Kindern wird es unvergeßlich sein, wie wir uns oft in den Ferien mitten auf einer fröhlichen Wanderung plötzlich in einer niedrigen, engen Bauernstube fanden in einem Kreis von Menschen, die wir und auch unser Vater — das wußten wir — noch nie gesehen hatten. Und dann — es ging immer wie eine Beruhigung über unsere Herzen — sahen wir, wie diese fremden Leute, die oft einen uns unverständlichen Dialekt sprachen, gleich sich mit unserm Vater verstanden, gleich gut Freund mit ihm zu sein schienen. Sie setzten sich gemeinsam um den Tisch, und sie hörten andächtig dem zu, was er sagte, und er lauschte dankbar dem, was sie aus ihrer Erfahrung redeten. Sie sprachen ja von einem gemeinsamen Gut, ihrem kostbarsten Schatz: Jesus Christus. — Als wir klein waren, verstanden wir wohl nicht viel von dem, was sie besprachen, aber es war uns wohl und feierlich dabei, wir spürten heiligste Ewigkeitsluft. Aber erst später wurde uns klar, daß unser Vater in diese „Stunden" nicht aus Versehen geraten war, sondern daß er sie bewußt aufsuchte, weil er wußte, daß sie Kraftquellen für ihn bedeuteten. —

Da war das „de Neufville-Stündle". Herr Karl de Neufville, aus einer angesehenen Hugenottenfamilie stammend, war einst als junger Mann zu seiner kaufmännischen Ausbildung nach Amerika gegangen. Dort wurde er von dem Evangelium so erfaßt, daß er, als er nach Frankfurt zurückkehrte, „ganz Frankfurt aus den Angeln heben wollte". Allen wollte er seine Freude und sein Glück gönnen, wie es im Lied heißt:

„Wüßtens doch die Leute,
Wie's beim Heiland ist,
Sicher würde heute
Jeder noch ein Christ . . ."

Aus diesem Eifer für das Reich Gottes entstand damals das bekannte Vereinshaus „Nordost" in Frankfurt. In seiner eigenen Villa hat Herr de Neufville auf Anregen von Elias Schrenk eine Stunde des Gebets eingerichtet für alle, die solche Gemeinschaft lieben. Es wird erst gesungen, gebetet, dann liest der

Hausherr einen Bibelabſchnitt. Man ſpricht ein wenig dazu, und zum Schluß vereinigt man ſich zum Gebet. Dieſer Kreis war für Vater eine Oaſe im Arbeitsgetriebe der Großſtadtpfarrei. So oft er konnte, ging er hin, oft viel zu ſpät, wenn er aufgehalten wurde. Manchmal reichte es nur, wie er ſcherzend ſagte, zu einem „geſegneten Amen". Er brauchte die Gemeinſchaft. Oft holte er Mutter aus der Küche, auch wenn ſie „unabkömmlich" war. Denn er wußte, wie nötig es ſei, aus allem Irdiſchen in eine andere Welt zu treten, „daß uns werde klein das Kleine, und das Große groß erſcheine".

Auch in ſeiner eigenen Gemeinde hatte Vater einen kleinen Gemeinſchaftskreis. Jeden Sonntag nachmittag kam man zuſammen und ſprach ſich aus über Gottes Wort. Wer etwas zu ſagen hatte, ergriff das Wort, der Pfarrer und der Küſter, der Beſuch, der gerade im Pfarrhauſe war und mitgenommen wurde, dieſer oder jener aus der Gemeinde, dem es um Vertiefung zu tun war. Es ging einem jeden wie dem Paulus nach Röm. 1, 12: „. . . das iſt, daß ich ſamt euch getröſtet würde durch euren und meinen Glauben, den wir untereinander haben." Es kam da in dieſer Stunde nicht darauf an, ob viele oder wenig teilnahmen. Aber das war uns allen wichtig, daß wir etwas ſpürten „von der Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes".

Erfriſchend war es für Vater dann aber auch wieder, wenn ihn ſeine Arbeit in großes und blühendes Gemeinſchaftsleben hineinführte. Ich denke an das Wuppertal, den Niederrhein oder auch an Tage wie die Terſteegensruh-Konferenz in Eſſen und Mülheim, bei der Vater kurz vor ſeinem Tode ſprach. Wie ſtrömen die Menſchen zuſammen im Dilltal zu den großen Gemeinſchaftsfeſten! Von fern und nah kommen ſie zuſammen zu den großen Miſſionsfeſten in Bünde im geſegneten Ravensberger Lande.

Beſonders lebendig iſt nach der Seite hin das Siegerland. Mit viel Freude erzählte Vater ein kleines Erlebnis von dort. Irgendwo in einem kleinen ſiegerländiſchen Städtchen iſt Miſſionsfeſt. Vater, der die Feſtpredigt zu halten hat, kommt ſpät

in der Nacht mit dem letzten Zuge an und geht in ein Gasthaus, dessen Portier er an der Bahn entdeckt hat. Er ist todmüde und will recht ausschlafen. Aber um 7 Uhr wird an die Tür geklopft: „Aufstehen!" Er denkt: „Das muß wohl eine Verwechslung sein," dreht sich um und will weiterschlafen. Aber es gibt kein Erbarmen. Immer und immer wieder heißt's „Aufstehen!" Etwas ärgerlich erhebt er sich, zieht sich an und geht in die Gaststube. „Na, was ist denn bei Ihnen los? Warum darf ich denn nicht ausschlafen?" „Ja, wissen Sie, heute ist hier Missionsfest. Da darf alles mitgehen, wir, die Wirtsleute, die Kellner, die Zimmermädchen und der Portier. Deshalb müssen heute ausnahmsweise die Gäste das Opfer bringen und früher aufstehen, damit wir bis zum Gottesdienst fertig werden." Da hat sich Vater gefreut über solchen Geist, und dann hat er gelacht und gesagt: „Ja, von dem Fest weiß ich wohl. Ich bin nämlich der Festprediger." Da war das Erstaunen und die Freude auf Seiten der Wirtsleute, und sie haben ihn gepflegt, „wie einen Engel Gottes". Ja, wenn sie gekonnt hätten, hätten sie ihm den gestörten Schlaf ersetzt. —

Ganz besonders lieb war unserm Vater seine zweite Heimat, das schwäbische Land. Nicht nur um seiner äußeren Schönheit willen — wie wundersam herrlich sind sie doch, die weiten Wälder, die hohen Berge mit ihren Ruinen, die tiefen, einsamen Täler und die Felsen mit dem weiten Blick ins Land —, sondern vor allem um des lebendigen Gemeinschaftslebens willen, das hier pulsiert. Davon einige Bilder:

Wir haben einen Tag lang Wald und Feld und Sonne genossen. Nun kehren wir ins Dorf zurück. Überall sind fleißige Hände beschäftigt, die Straßen zu fegen und alles schön zu machen, denn morgen ist Sonntag. Wir gehen hinein ins alte Schulhaus. Während wir oben beim Abendbrot sitzen, geht unten immer wieder die Tür in dem Schulsaal. Da kommen sie herein zur „Stunde", alte, gebückte Weiblein mit dem schwarzen Kopftuch und junge, kräftige Mädchen, Männer mit blondem und braunem Haar und alte, schon Ergraute. Und dann fängt die Stunde an. Wir haben uns auch in die etwas

engen Schulbänke gezwängt. Vorn auf dem Katheder ſitzt der Leiter der Verſammlung, ein älterer Bauersmann, um ihn die führenden Männer. Unter ſie hat ſich nun Vater geſetzt. Die Stunde beginnt. Der Leiter lieſt das Lied vor, und kräftig ſingen's alle nach. Ein einfaches, kindliches Gebet. Und dann wird der Bibelabſchnitt vorgeleſen, der beſprochen werden ſoll. Der Leiter gibt das Wort bald an Vater weiter, und aller Augen glänzen. Das ſind für ſie alle Feſttage, wenn er unter ihnen iſt und in ſeiner einfachen, natürlichen Art wie zu ſeinen Geſchwiſtern oder Kindern ſpricht. Aber dann bittet er die andern, weiterzumachen. Und wie ſie ihm zuhörten, ſo hört nun er dem zu, was die Brüder herzubringen an Auslegung, an Erfahrungen, an Ermahnungen.

Ein andermal heißt es: Morgen iſt Monatsſtunde in Würtingen. Morgens in aller Frühe fährt ein Leiterwagen vor, und im Nu iſt er beſetzt: die ganze Familie, Große und Kleine, einige Männer und Frauen, die auch mitwollen, ein paar Tanten oder Onkel, wenn ſie ſich freimachen können. Und nun die köſtliche Fahrt in den lachenden Sommertag. Durch grünen Wald die ſteile Steige hinab, durch das ſaubere Städtchen Urach, wieder hinaus auf die weiße Chauſſee. Langſam beginnt die Straße zu ſteigen. „Das wird den Pferden zu viel," ſagt Vater und ſteigt ab, und ihm nach alles, was laufen kann. Da geht's denn durch herrliche Waldwege bergan, die Vögel ſingen, der Himmel über uns ſtrahlt: „Wie biſt du doch ſo ſchön, o du weite, weite Welt!" Oben treffen wir wieder den Wagen, und in fröhlichem Trab geht's weiter. Jetzt wird tüchtig geſungen, und ſchon kommt Würtingen in Sicht. Am Dorfeingang ſtehen ſie ſchon, die uns mit Freuden erwarten: der Bauer ſoundſo, das Dorle, Frau Witwe R. und wie ſie alle heißen. „Geht auch mit uns!" heißt's dann von allen Seiten, und vor lauter Gaſtfreundſchaft kommt man recht in Not, wo man nun hin ſoll. Da wird das Heer geteilt: „Ihr geht dahin, ihr dorthin, und ihr zu jenen" uſw., und freudeſtrahlend ziehen die Gaſtgeber mit ihren Gäſten ins Haus, wo in der niedrigen Wohnſtube auf dem Tiſch die gute Nudelſuppe dampft. Da ſitzen auch ſchon andere liebe Gäſte, die

von Reutlingen, von Holzelfingen und von allen möglichen -ingen und Himmelsrichtungen kommen. –

Es ist ein Uhr. Heiß brennt die Sonne. Aber in der Kirche ist's schön kühl. Hier kommt nun alles zusammen. Bald sind sämtliche Plätze besetzt. Unten die Frauen, oben die Männer und vorn auf den Altarstufen auf Stühlen die leitenden Brüder. Die zwei Stunden gehen im Fluge herum, denn jeder redet kurz und packend in seiner Mundart. Da werden nicht leere Worte gemacht, da spricht man von den Wirklichkeiten unseres Glaubens. Oft ist's dann aus dem Herzen gesungen:

„Halleluja, welche Höhen,
Welche Tiefen reicher Gnad',
Daß wir dem ins Herze sehen,
Der uns so geliebet hat . . ."

Von einem ganz besonders schönen und gesegneten Tag erzählt eine unserer Schwestern:

Ein Volksfest besonderer Art ist der Kirchweihmontag in Hülben. Nicht auf buntgeschmücktem Festplatz sammeln sich die Scharen; in der schlichten Dorfkirche kommt man da zusammen. Nicht schmetternde Fanfaren und lustige Tanzmusik ertönt; ernste, herzerquickende Choräle ziehen dein Herz himmelan. Nicht in einen wirren Strudel von schwätzenden, lachenden und schreienden Burschen und Mädels, Kindern und Alten kommst du. In kleinen Gruppen pilgern still und geordnet Frauen und junge Mädchen zum Gotteshaus. Die da kommen, wollen auch nicht laute Lust und rauschendes Vergnügen. Sie wollen Freude, die sie stärkt, ihnen Kraft gibt für ihr Leben, für ihr Arbeiten und Schaffen, für ihr Sorgen und Leiden, ihr Tragen und Überwinden. Drum suchen sie das Gotteshaus, weil sie wissen: „Die Freude am Herrn ist meine Stärke." Aber was finden sie an jenem Tag im Gotteshaus?

Vor vielen Jahren richtete ein Vater Kullen eine große „Stunde" an diesem Tage ein. Er sah, wie andere am Kirchweihfest alles aufboten, um die Leute zu erfreuen. Da wollte er den jungen Mädchen und Frauen, die bei diesem bunten

Treiben nicht mittun wollten, auch einen Festtag bereiten. Viel liebe „Brüder" des Landes sollten an diesem Tag zusammenkommen und zu den Frauen aus dem Schatz ihrer Erfahrung heraus, aus Gottes Wort und seinem Reichtum reden und sie einen Blick hineintun lassen in eine Herrlichkeit, die himmelhoch über irdischer Lust und Freude steht. Und viele waren dankbar dafür. Alljährlich kamen mehr, und nun füllen sie an diesem Tage die Kirche bis auf den letzten Platz.

In dieser „Stunde" war auch unser lieber Vater in seinem Element. Da war er ein „Bruder" unter „Brüdern", ein Vater der Jugend, ein Seelsorger der Frauen.

Unvergeßlich wird mir der 20. Oktober 1919 sein, an dem ich auch einmal dabei sein durfte. Schon allein die Gastfreundschaft im „Alten Schulhause" war Erbauung. 78 Mittagsgäste hatten sie, und beim Kaffee hörte ich mit Zählen auf, als einmal die Hundert überschritten war. Und für diese Menschenströme trug man Stühle und Tische herbei, deckte immer wieder aufs neue, trug ihnen auf, bis sie satt waren, redete sogar mit jedem einzelnen, kurz, erwies ihnen alle Liebe, soviel als nur möglich war in der kurzen Zeit. Ein rechter Gottesdienst. Da sah ich aber auch, wie lieb alle unseren Vater hatten.

An jenem Tage leitete er die Stunde. Wie alljährlich wurde zuerst das Lied aufgesagt, das im Vorjahre zum freiwilligen Lernen aufgegeben war. Diesmal war's das Lied:

Was ist's, daß ich mich quäle?
Harr' Gottes, meine Seele,
Harr' und sei unverzagt!
Du weißt nicht, was dir nützet,
Gott weiß es, und Gott schützet,
Er schützet den, der nach ihm fragt.

Er zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh' ich die Welt noch sah,
Eh ich mich selbst noch kannte,
Eh' ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hilfe nah.

Die kleinſte meiner Sorgen
Iſt dem Gott nicht verborgen,
Der alles ſieht und hält
Und was er mir beſchieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wär's auch die größte Laſt der Welt.

Ich lebe nicht auf Erden,
Um glücklich hier zu werden,
Die Luſt der Welt vergeht.
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Das ewig wie mein Geiſt beſteht.

Was dieſes Glück vermehret,
Sei mir von Dir gewähret;
Gott! Du gewährſt es gern.
Was dieſes Glück verletzet,
Wenn's alle Welt auch ſchätzet,
Sei, Herr, mein Gott, mir ewig fern.

Sind auch der Krankheit Plagen,
Der Mangel ſchwer zu tragen,
Noch ſchwerer Haß und Spott,
So harr' ich und bin ſtille
Zu Gott, denn nicht mein Wille,
Dein Wille nur geſcheh', o Gott.

Du biſt der Müden Stärke,
Und aller deiner Werke
Erbarmſt du ewig dich.
Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren?
Und er, mein Gott, bewahret mich. (Gellert.)

Ehe dann das Jahreskapitel aus der Bibel an die Reihe kam, fügte Vater noch ein paar Worte ein, lebte er doch immer in einer Überfülle geiſtlicher Gedanken. Er erzählte, ein chineſiſcher Chriſt habe einmal geſagt: „Wenn ich am Sonntag im Gottesdienſt bin und Gottes Wort höre und mit der Gemeinde ſinge und bete, dann iſt mein Herz ſo groß wie eine Kirche; daheim aber, bei meiner Arbeit und in der Unruhe des Werktags iſt's

so klein wie ein Körnlein Reis." Darum laßt uns Gott bitten, daß es bei uns nicht so sei. Er gebe uns Kraft, dies Lied, das wir eben gehört haben, auch d a h e i m zu singen.

Dann forderte Vater die Mädchen auf, das ausgemachte Kapitel aus der Bibel (Psalm 73) aufzusagen, an das er dann seine Katechese anschloß, deren Grundzüge mir noch im Gedächtnis geblieben sind und die ich, soweit mir's möglich ist, hier wiedergeben möchte:

„Zweimal kommt in diesem Bibelabschnitt ein Wort vor, das zwar klein ist, aber doch dem ganzen Plan das Gepräge gibt: das kleine Wörtchen „dennoch". Wir kennen's alle und wissen, wie man's im Eigensinn gebrauchen kann, wie auch Gott gegenüber in unserem Herzen solch ein Wort des Trotzes aufsteigen kann. (Beispiel aus der Bibel: Jona, Pharao, Petrus usw.) Aber es tut nicht gut, ihr lieben Frauen und Mädchen, aus eigener Erfahrung kann ich euch sagen, daß wir uns unseren Lebensweg am schwierigsten und für uns am schwersten gestalten, wo wir solch trotziges „dennoch" sagen. Wir ersparen uns manchen Umweg und viel Leid, ohne dies „dennoch" der Auflehnung und des Eigenwillens. Aber hier im Psalm bedeutet dies Wort etwas ganz anderes. Hier ist es ein Ausdruck des Glaubens und des festen Willens, sich an Gott zu halten und bei Gott zu bleiben.

In welchen Fällen kommt ein Christ dazu, dies gläubige „dennoch" zu sagen? Wenn er in der Anfechtung ist und Zweifel seine Seele bedrängen, dann kann dies „dennoch" seine Erlösung sein, seine Hilfe aus der Not und sein Halt werden. Aber wer kann nun solch „dennoch" sagen? Wer reines Herzens ist. Was versteht der Psalmist unter einem reinen Herzen? Ein Herz, in dem der Geist Gottes regiert, ein Herz, das ganz auf Gott gerichtet ist (das Herz des Zöllners z. B.). Freilich, wenn wir auch Gott in unser Herz haben einziehen lassen, geht es nicht ohne Flecken, ohne Fehlwege ab, aber doch — wenn es auf Gott gerichtet ist, haben wir die Kraft zu sagen: „Dennoch habe ich Gott zum Trost." (Hiob, drei Männer im Feuerofen, Paulus, Luther.)

Was für Zweifel bedrücken den Pſalmiſten in unſerem Kapitel? Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes. Geht's uns nicht auch ſo? Steigt nicht auch in unſeren Herzen oft die Frage auf: Wie kann Gott dies oder das zulaſſen?

Aber ſehen wir, wie der Pſalmiſt von ſeinem Zweifel befreit wurde! „Er ging ins Heiligtum." Laßt uns doch das auch tun, und hören wir auf die Stimme eines Terſteegen, der es auch bezeugt: „Ins Heiligtum gehen iſt der einzige Weg, um über ſeinen Zweifel Herr zu werden." Aber wie oft ſuchen wir auf andere Weiſe den drückenden Zweifel loszuwerden. Wir reden überall davon, wir reden mit anderen Menſchen darüber. Aber davon wird uns das Herz nicht leicht, im Gegenteil, es geht uns ſo, wie wenn man in einer Pfütze rührt. Alles wird nur noch trüber und undurchſichtiger.

Laßt uns doch ins Heiligtum gehen! Was heißt das aber? Vor Gott treten! „Wie die zarten Blumen willig ſich entfalten und der Sonne ſtille halten, laß mich ſo, ſtill und froh, deine Strahlen faſſen und dich wirken laſſen." Allerdings, man muß das Gotteslicht ertragen können. Da ſieht man in ſeinem Strahl all ſeine Flecken und Fehler. Da wird man klein, aber auch in ſeiner Gegenwart froh, daß man weiß: „daß ich einen Heiland habe, der vom Kripplein bis zum Grabe, bis zum Thron, da man Ihn ehrt, mir, dem Sünder, zugehört". „Im Heiligtum, in der Gegenwart Gottes wächſt das ſchöne: „Dennoch bleibe ich ſtets an dir," auch bei allem Kreuz heißt's dann: „Du hältſt mich bei meiner rechten Hand, du leiteſt mich nach deinem Rat und nimmſt mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch, Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Teil." —

Das war wohl in Kürze das, was unſer lieber Vater ſagte. Aber es waren nicht nur Worte, es war Kraft, die Jahre hindurch die Probe hielt und ſich je länger je mehr bewährte, weil ſie aus Gott kam und zu Gott führte. Das ſollte ich erſt viel ſpäter erfahren. Im Sommer 1922 machte meine liebe Mutter einen Beſuch bei einem Weiblein in Hülben. Angſt war's ihr auf

den Besuch, denn nichts als Not erwartete sie zu finden; denn sie wußte es ja, die arme Seele ist krank, gelähmt, mittellos, einsam, fast ohne Hilfe. Aber was findet sie? Bei allem äußeren Elend ein strahlendes Menschenkind, dem Gottes Friede aus den glücklichen Augen leuchtet. Und dankbaren Herzens sagt sie's meiner Mutter, daß der größte Halt in ihren Sorgen, die immer wieder neue Hilfe in ihren Nöten, die stets sichere Stütze für ihr Herz dies „dennoch" ist, das ihr damals unser Vater ins Herz hineinrief, und das dort auf guten Boden fiel und seither lebte und köstliche Früchte trug. — Was Wunder, daß meiner lieben Mutter die Angst verging und auch ihr Herz von Freude und dem köstlichen Trost erfüllt wurde: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch allezeit meines Herzens Trost und mein Teil."

*

Bezeichnend nicht nur für Vaters Beziehungen zu jenen „Stillen im Lande", sondern auch für den feinen Geist, der unter diesen Leuten herrscht, ist ein köstliches Erlebnis, das dieselbe Schwester erzählt:

Auf dem Bahnhof in Metzingen stand ich. Da kommt ein Bauersmann auf mich zu — er ist im Sonntagsstaat — und zieht den Hut und sagt: „Grüß Gott. Se sind doch die Tochter vom Herr Pfarrer Busch?" — Du glaubst nicht, wie wohl es tat, auf dem fremden Bahnhof seine strahlenden Augen zu sehen, die deutlich sagten: „Ich bin froh, daß ich dich sehe!" Aber die Augen redeten jetzt nicht weiter, nun mußte sein Mund, so schwer es ihm offenbar fiel, weitersprechen. Stockend langsam kam's heraus: „Des hat mir der liebe Gott geschenkt, des, daß i Sie heut seh — i — i — bin — mei Schwiegervater hat me neulich begrabe in W..., und do ist der Herr Pfarrer Busch bei der Leich gwese, Sie und — und des hat mi so arg gfreut, und i han denkt, und i möcht halt und's wär mer recht — i tät so gern dem Herre a Freud mache. Jetzt saget Se et au, i möcht Se bloß froga — meinet Se et au, i könnt — I han an paar Pfündle Bohne daheim, die tät i em so gern gebe,

tät er die vielleicht annehme?" Annehmen! Welche Frage! Natürlich, er ahnt nicht, welch Feſtmahl eine richtige Bohnenſuppe für uns Städter iſt. (Es war während der Hungerzeit im Kriege.) Aber ſolch Geſchenk iſt zu üppig: Es iſt Sommer vor der Ernte, er hat Kinder — er braucht's ſelbſt! Nein, es geht nicht; ich weiß, daß ich's nicht annehmen darf und verſuche, nach Kräften ihm zu danken und das Geſchenk abzuwehren. Aber nein, er wußte, was er wollte: „Möget Se Bohne oder net?" Da mußte ich ſchon Farbe bekennen. „Alſo no krieget Se ſe! Und wenn Se ſe net holet im Vorbeigehe, no muß i ſe halt bringe! Adjö!" Ganz glücklich erzähle ich mein Erlebnis im Schulhaus, und im hohen Rat der Familie wird die Sache beredet und endgültig beſchloſſen: Mädi fährt morgen nach Neuhauſen und holt die Bohnen, denn 's iſt offenbar, daß der Bruder ſie uns geben will. Alſo gut! Erledigt! Ich werde gehen, und ich freue mich darauf.

Aber am nächſten Morgen, als die Fahrt losgehen ſoll, da iſt von der Freude nicht mehr viel da, allerhand Sorgen bedrücken mein Herz: Iſt es nicht unverſchämt, den Leuten ins Haus zu fallen? Was ſoll ich mit ihnen reden? Wie vor allem ſoll ich ſie finden, weiß ich ja weder, wo der Mann wohnt, noch wie er heißt, nur daß ſein Schwiegervater von W. . . . iſt und er ein Stundenmann, nicht wahr, ein bißle ſehr wenig zum Finden? — Aber wie ich ins Tal wandere, geht eine um die andere Sorge ganz heimlich und leiſe weg, und das Herz iſt auf einmal wieder voll Freude. Es kann ja aber auch gar nicht anders ſein, wenn man ſo Schönes um ſich ſieht. Ich gehe durch einen herrlichen, grünen Wald dem Tal zu auf einem breiten Wege, der „Uracher Steig". Wie oft ich da wohl ſchon gegangen bin? Nicht zu zählen iſt's. Drum iſt's auch kein Wunder, wenn faſt jeder Baum, jedes Geſträuch mich wie ein Bekannter grüßt, ich habe alles ſchon ſo oft geſchaut: Wenn wir in die Ferien kamen und müde nach der langen Bahnfahrt in Urach ausſtiegen, war es allemal helles Glück, wenn wir auf die „Steig" kamen. Da ſahen die hungrigen Städteraugen ſich ſatt an grünen Wieſen, an hohen Buchenwäldern, an Obſtbäumen. Da ſahen ſie die

hohen Berge, auf denen ſie das Paradies Hülben wußten. Wie eilte man da hinauf und bejubelte jeden bekannten Fleck, der einem halt immer wieder ſagte: „Jetzt iſt's ſchon wieder ein Stückle näher an Hülben," die Steinquetſche, dann die junge Tannenſchonung, in der wir immer ſo gern „Vater-, Mutter- und Kinderſtämmchen", je nach Größe, unterſchieden. Rechts biegt der ſteile Richtweg, der „Bubeteich" ab, auf dem die Arbeiter morgens herunterſpringen der harten Arbeit zu. Jetzt kommen die vielen Windungen, und da guckt ja ſchon das kleine Fußwegle heraus, jetzt iſt's nimmer weit. Noch einmal rafft man alle Kraft zuſammen zum letzten anſtrengenden Marſch, faßt die Kleinen an der Hand, und dann iſt's gewonnen, und wir ſind auf der Höhe. Jetzt ſieht man das erſte Haus, da kommt der Schulhauskirſchbaum, und immer mehr häufen ſich die bekannten Dinge, bis du vor dem Schulhaus ſtehſt.

Und wieder hat uns die Steig geſehen, wenn wir am frühen Morgen zu weiter Wanderung auszogen. Da ſah ſie die große Geſchwiſterſchar Arm in Arm dahergehen. Sie ſangen mit den Vögeln in der Morgenfrühe um die Wette: „Wer recht in Freuden wandern will . . ." „Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen . . ." und vieles mehr. Sie ſah den Glanz in unſeren Augen, die weit ſich öffneten für all die Morgenherrlichkeit, für das Tal, über dem noch feiner, weicher Nebel lag, für die Bergſpitzen, hinter denen ſich langſam ein roſiger Schimmer hob, und für die Grashälmlein auch, die königlich geſchmückt mit funkelnden Tautropfen daſtanden.

Die Steig ſah uns auch wieder zurückkommen: Verſchwunden iſt die Marſchordnung, die einen, die noch viel Kraft haben, laufen voran, andere müde Leute kommen langſam hinterdrein. Singen hört man auch nicht mehr, ſo viele Lieder ſind heute ſchon in Feld und Wald ertönt. Reden und Plänemachen hat auch aufgehört. Der Tag mit all ſeinen Erlebniſſen liegt ja hinter uns. Nur der Glanz in den Augen iſt noch da, denn was haben die Augen nicht alles geſehen an ſolchem Tag, und was ſchauen ſie jetzt noch beim hereinbrechenden Abend! Nebel ziehen herauf, füllen das Tal, bedecken die Wieſen, dunkel und groß

liegt der Wald da, und wenn man auf die Höhe kommt, bleibt man gerade ſtehen bei der leuchtenden Pracht des Sonnenuntergangs.

Und wieder ſah uns die Steig auf dem Gang nach Urach zu dem luſtigen Einkaufen in den kleinſtädtiſchen Läden, wo der Kaufmann ſchier vergeht, wenn er nicht weiß, wer man iſt, und hunderterlei Fragen ſtellt, bis er alles weiß, was er wiſſen möchte — oder an heißen Tagen, wo man zur Schwimmanſtalt in der Erms ſchlenderte und nachher ſo wonnig erfriſcht bergauf ſprang.

Oft hat ſie uns geſehen, die alte Steig, bei Regen und Sonnenſchein, Wind und drückender Hitze. Drum haben wir ſie auch ſo lieb, und es iſt uns bei ihr ſo, wie das Lied ſagt: „Kein Bäumchen war, kein Heckchen, das nicht voll Träume hing. Wo nur ein Blümchen blühte, da blühten gleich ſie mit, und alles ſang und blühte mir zu bei jedem Schritt.“

Kannſt du dir nun denken, daß mich auf der Steig an jenem Tage die Sorge verlaſſen hat? Bald ſitze ich im Zug, und gar ſchnell iſt der Ort da, wo's für mich „ausſteigen“ heißt. Und nun? Wie jene Sarazenenfrau etwa kam ich mir vor, die „mit zwei Worten“ den geliebten Mann ſuchte und fand. Ich wußte auch nicht viel mehr zu ſagen! „Ein Stundenmann iſt er und ſein Schwiegervater iſt von W. . . .,“ damit wollte ich meinen Freund finden. Es iſt Mittagszeit. Die ſtaubigen, grell beſchienenen Straßen ſind vollſtändig verlaſſen und einſam. Aus den Häuſern hört man ab und zu Stimmen und Geſchirrklappern — alles ißt zu Mittag! Schon ein Lichtpunkt: Sie werden alſo wenigſtens zu Hauſe ſein, und gleich kommt noch ein zweiter Lichtpunkt hinzu in Geſtalt eines alten Weibleins. Das kann ich um Auskunft bitten. Aber ich habe mich geirrt, kein bißchen Licht finde ich, nur dunklen Schatten. Wie ich auf ſie zukomme und ſie grüße, fährt ſie gleich feindſelig auf: „Laſſet Se me in Ruh, i will gar nix wiſſe, i ſchwätz heut mit niemand!“ Und ging ſo ſchnell wie möglich weiter. Böſe konnte man ihr nicht ſein, der armen alten Frau, nur ſehr, ſehr leid tat ſie mir, daß ſie bei all der Arbeit und der Laſt ihrer Jahre noch ſo verärgert ſein mußte.

Sicher hatte ſie am Morgen Kummer erlebt, oder, wer weiß, hatte ſie noch nicht zu Mittag gegeſſen, und mit leerem Magen freundlich ſein, iſt auch nicht ſo einfach. Was bleibt mir anders übrig, als weiter die Dorfſtraße entlangzugehen? Da kam ein kleines Mädchen hinter mir hergeſprungen. Es hatte mein Erlebnis beobachtet und fragte nun: „Was ſuchet Se, Freilein?“ und war ganz betrübt, als es mir nicht helfen konnte, aber mit dem wenigen, was ich wußte, konnte es auch nichts machen. Aber weiter, immer weiter! Das Ziel werde ich unbedingt finden! Das wurde mir bei allen Hinderniſſen merkwürdigerweiſe immer klarer. — Aber daß ein Dorf ſo ausgeſtorben ſein kann! Gar nirgends iſt jemand zu erblicken! Doch da in jenem Hofe regt ſich was. Schnell gehe ich hin und richtig, eine Frau iſt's, die offenbar Hausputz hält; denn um ſie herum ſteht ihr ganzer Hausrat: Schränke, Schüſſeln, Betten und Stühle, alles hat ſie herausgetan. Sogar die Fenſterſcheiben hat ſie ausgehängt und putzt ſie eben eifrig. Sie hat ſicher kaum gegeſſen der vielen Arbeit wegen, und ich traue mich kaum zu ihr hin. Aber wieder fand ich's: Frauen, die ſehr viel zu tun haben, finden am meiſten Zeit für andere. Voll Hilfsbereitſchaft beſann ſie ſich und — fand's heraus: „Des kann nur der N. N. in der Uracherſtraß' ſei! Do ganget ſe no hin. Roſale kom g'ſchwind und zeig dem Freilein 's Haus vom N. N. in der Uracherſtraß'.“ Und ein kleines, friſches Bauernmädchen zeigte mir's. Nun war ich ja da! Voll Freude ſtieg ich dunkle, enge Treppen hinauf und hörte eine gleichmäßige tiefe Stimme. Faſt auf der oberſten Stufe konnte ich in die Stube ſehen und erblickte ein ſolch wunderſchönes Bild, daß ich am liebſten mäuschenſtill ſtehengeblieben wäre, um es lange zu haben:

Denk dir eine rechte, echte Bauernſtube, ziemlich niedrig iſt die getäfelte Decke. In der einen Ecke ſteht ein rieſiger Ofen, daneben ein wachstuchbezogenes Sofa, darauf ſitzt er, mein Freund, der Bauer, hemdsärmelig. Man ſieht's ihm an, er ſteht mitten in drängender Arbeit. Die Hacke lehnt neben ihm am Ofen. Aber jetzt ſpürt man nichts davon, jetzt hat er ſich Zeit genommen, jetzt ſitzt er da in heiligſter Ruhe, auf dem Schoße liegt ein

dickes Buch, die harten, rauhen Hände halten es behutſam und ſicher, daraus lieſt er vor. Und gegenüber in der Fenſterecke, an der herum eine Wandbank läuft, ſitzt ſein Weib und ſeine Kinder am Tiſch. Andächtig ſind die Hände gefaltet und Aug' und Ohr auf den Vater gerichtet. Iſt das nicht ſchön, wenn ſolch ein Mann Hausprieſter ſein kann und den Seinen und ſich ſelbſt ſolche Augenblicke des ruhigen Friedens und der Erquickung verſchaffen kann? — Nun hat er mich leider gehört und ſteht auf und bittet mich, hereinzukommen. Wie leid tut es mir, Störung zu bringen, aber wie froh bin ich, als ich ſehe, daß er ſich nicht ſtören läßt und fortfährt, und daß ich nun dabei ſein darf. Von den zehn Jungfrauen lieſt er vor. — Nun iſt er fertig. Das Buch wird umſtändlich zugemacht, in den Schrank gelegt, und dann erhebt ſich die ganze Hausgemeinde zum Gebet. Etwas Schöneres läßt ſich kaum denken: Der Vater ſpricht ein Dankgebet, die Mutter ſagt ein anderes, der älteſte Sohn ſchließt ſich ihr mit einem Dankſpruch an, ſo geht's weiter von einem zum andern bis herunter zum kleinſten Mädele, das mit ſeinem hohen Stimmlein ein ganz kurzes Sprüchlein betet. Jedes hat ein anderes Wort aus dem reichen Schatz der Bibel geſagt, aber alle waren eins in dem Dank für Speiſe und Trank und Gottes gütige Erhaltung. Nun verſtehe ich, daß das Leute ſind, die verſchenken können, weil ſie alles, was ſie haben, als Gnadengeſchenk Gottes empfinden und es mit Dank bewahren.

Jetzt war die Andacht zu Ende, und ich wurde begrüßt über alle Maßen rührend. Die Frau ſprang gleich in die Küche und brachte Kaffee und Brot und Äpfel und fragte nach dieſem und jenem. Inzwiſchen ging der Bauer weg und kam wieder mit einem großen Korb, ſtellte ſich feierlich vor mich hin und fing an: „Jetzt muß i Ihne etwas ſage. Vor me Jahr hot mei Bruder Hochzeit g'habt, no han i g'meint, i ſollt ihm an Mehl ſpare und han a paar Sack Korn wegg'ſtellt und aufg'hobe, daß man mahle könnt zu de Hochzeitslaib. No iſt d' neue Ernt komme, und i han g'meint, i hätt viel Sach, aber wie wir mahle wollet, ſind lauter Würmle in dem Korn und immer mehr hänt die ſich ausbreitet. I han mit Apothekerſach ausg'ſpritzt und alles mög-

liche, aber nix hat g'holfe. Da han i mei Bibel g'nommen und die Stell im dritte Moſe g'funde: „Wenn das Neue kommt, ſollſt du das Firne wegtun.“ Do han i mei Sach g'hätt. Alſo net ſorge hätte i ſolle und net des alt Sach aufhebe. Am ſelbe Tag no iſt mers von der Bühne komme, und glei hat's mit de Würmle aufg'hört und an der Hochzeit hot au alles g'langt. Sehet Se, ſo iſch mers gange. Und drum geb i die Bohne her, weil jetzt die neue kommet. Aber net, daß Se meinet, i verſchenks bloß, daß des Sach weg wäre, da könnt i's ja gut verkaufe. Daß i ſe dem Herr Pfarrer verſchenk, ſell iſt no a andre G'ſchicht.“

Jetzt machte er eine Pauſe und ging ſchnell hinaus, wie um ſich zu erholen für die „ander' G'ſchicht“, und mich bewegte es, wie doch dieſe Leute in der Bibel und auch in äußeren kleinen Dingen nach der Bibel leben und ſo ſehr glücklich dabei ſind. —

Da kam er ſchon wieder, mein Freund, und brachte die „ander G'ſchicht“. „Sehet Se, wie mei Schwiegervater g'ſtorbe iſt, bin i em zur Leich. Und i bin gar net auf dem rechte Weg g'weſe, wiſſet Se, innerlich mein i. I han g'meint, Gott hätt's doch da au anders mache könne und i han g'hadert alleweil. No wie i in der Stund de Herr Pfarrer Buſch g'ſehe han, han i ſo a Freud g'hätt, daß ſo a Herr komme iſcht. Und wie er no g'ſproche hat, iſt mer's wieder ganz anders worde, ganz auf de rechte Weg bin i wieder komme. In han's grad ſo g'ſchickt nehme könne, was er g'ſagt hat. Daheim no han ich in der Bibel g'leſe: „Der aber unterrichtet wird mit dem Wort, der teile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet“ (Gal. 6, 6). Drum geb i dem Herr Pfarrer meine Bohne.“ Und er ſtellte eine große Schüſſel vor mich hin. Ich war ganz überwältigt von dem, was er geſagt hatte und ſchenkte. „'S iſt viel zu viel,“ kam es über meine Lippen, da war ganz ruhig die Antwort: „I han viel mehr empfange,“ und daß ihm das Wahrheit war, ſagten ſeine leuchtenden Augen. Wie im Traum bin ich zur Bahn gegangen und heimgekommen, immer ſah ich den Mann vor mir, dem ein großes Glück aus den Augen ſchaut, wohl,

weil sein Herz in Gottes Wort lebt und seine Füße deshalb sichere Tritte in der Welt tun.

Glaubst du, daß ich einen solchen Nachmittag nicht vergesse?

*

Der liebe Leser soll einen recht lebendigen Eindruck bekommen von dem gesunden, gesegneten Gemeinschaftsleben im Württemberger Lande. Darum möchte ich ihn bitten, mit mir noch eine „Stunde" zu besuchen. Es ist ein besonderer Anlaß, der die vielen Stundenleute am 6. Juni 1921 zusammenführt in unserm Großelternhause in Hülben. Heute trägt man die liebe Großmutter Kullen zu Grabe. 15 Jahre lang war sie nach dem Tode ihres Mannes die Seele des Schulhauses. Das ist sehr seltsam. Denn sie war die letzten Jahre eine alte, blinde, gebrechliche Frau, die meist in ihrem Sessel saß und sich am alten Spinnrocken zu schaffen machte. Aber es erfüllte sich an ihr das Wort Jesu: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." Nun hat sie nach schwerem Leiden der Herr heimgeholt. Da sind nun viele, viele herbeigekommen, die sie lieb hatten, und die von ihr Segen empfingen. Keiner aber von all den Brüdern hat sie so lieb gehabt wie ihr Schwiegersohn, unser Vater. Darum muß er die Stunde leiten, die sich an die Beerdigung anschließt. Man muß heute der vielen Gäste wegen in die Kirche gehen, denn der Schulsaal ist zu klein, die vielen zu fassen:

Aus dem Gedächtnis nachgeschriebene Gedanken aus der Stunde nach der Beerdigung von Großmutter Kullen.

Lied.

Der Hirt', am Kreuz gestorben,
Hat Frieb' und Heil erworben;
Nun heißt bei seinen Schafen
Das Sterben ein Entschlafen.

Ohn' Angst vor ew'gem Jammer
Gehn sie in ihre Kammer,
Zur Ruh' sich zu begeben
Auf frohes Wiederleben.

Sie legen ihre Glieder
In Ruhebettlein nieder,
Sie fallen ohne Kummer,
Wie Kinder, in den Schlummer.

Auf göttliches Erbarmen,
In des Erlöſers Armen,
Verſiegelt zu dem Erben,
Läßt ſich's gar ſanft hinſterben.

O Jeſu, deine Gnade
Macht, daß kein Sterben ſchade;
Laß auf dein Blutvergießen
Mich einſt die Augen ſchließen!

Laß mir auf dein Verſprechen
Mein Herz im Glauben brechen;
Bewahre mein Gebeine,
Bis ich vor dir erſcheine.

Dann laß mich froh erwachen,
Mach' meinen Mund voll Lachen,
Und laß mein neu Kleid glänzen,
Wie Lilien in den Lenzen! Hiller.

Textverleſung: Alsdann werden der Blinden Augen aufgetan werden. Die Erlöſten des Herrn werden wiederkommen und gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte ſein, Freude und Wonne werden ſie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen (Jeſ. 35).

Loſung am Sterbetag: Pſ. 40, 11; Apg. 4, 29. Text: 2. Kor. 5, 1–4: Wir wiſſen aber, ſo unſer irdiſch Haus dieſer Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig iſt im Himmel. Und darüber ſehnen wir uns auch nach unſerer Behauſung, die vom Himmel iſt, und uns verlanget, daß wir damit überkleidet werden; ſo doch, wo wir bekleidet und nicht bloß erfunden werden. Denn dieweil wir in der Hütte ſind, ſehnen wir uns und ſind beſchweret; ſintemal wir wollten lieber nicht entkleidet, ſondern

überkleidet werden, auf daß das Sterbliche würde verſchlungen von dem Leben."

Pfarrer Buſch: Ich möchte zunächſt drei Dinge unterſtreichen aus dieſen großen, herrlichen Worten. Der Apoſtel hat darin ein wenig den Vorhang gelüftet und läßt uns einen kleinen Blick hineintun in das Land der Ewigkeit. Unſere liebe, entſchlafene Mutter hat auch von Jugend auf dieſen Blick in die Ewigkeit gehabt, verbunden mit der Sehnſucht nach dem neuen Leben dort. Und da iſt es ſo groß, wie hier der Apoſtel ſchreibt: 1. „wir wiſſen". Es handelt ſich alſo nicht um ein Vermuten und ein leeres Hoffen, ſondern um ein feſtes Wiſſen, wie es auch unſere Mutter gehabt hat. Ich muß es bis zum Schwören gewiß wiſſen, daß der Heiland mir gehört, und daß ich einmal Bürger des himmliſchen Jeruſalems werden darf. In allen ſchwierigen Verhältniſſen ihres Lebens hat ſich die liebe Entſchlafene entſchieden zum Heiland gehalten, nicht viel von ſich ſelbſt, aber vom Herrn alles gehalten, das iſt echte Chriſtenart. 2. Das ernſte Wörtchen „entkleidet" möchte ich noch beſonders herausheben. Wie wurde unſere liebe Mutter, dieſe tätige, energiſche Frau, zuletzt von allem entkleidet. Wenn wir an ſo manches ſchwere Kreuz in ihrem reichen, glücklichen Eheſtand denken, vor allem, daß ihr älteſter Sohn den Weg des Leidens gehen mußte! Und daß ſchon vor 15 Jahren ihr Gatte von ihr ging, was ſchließt ſolch ein langer Witwenſtand in ſich! Zuletzt, als es dann an ihren Leib ging und ſie erblindete! Stellen wir uns hinein, was das für ſolch ein fleißiges Menſchenkind bedeutete! Und dieſe hilfloſe Leidenstiefe, wo ſie ſich heben und tragen laſſen mußte in den letzten Monaten! Schließlich ſteigerten ſich die Schmerzen ſo, daß ihr die jubilierende Glaubensfreudigkeit verdeckt wurde, und ihr nur noch der Schrei zum barmherzigen Gott und Heiland blieb. Unwillkürlich mußte man es als Qual für ſie empfinden! Tat das Gott, um ſie zu quälen? Nein, um ſie zu erziehen, daß ſie immer reifer herauswachſen möchte für die Ewigkeit und allein abhängig würde von der Gnade und dem Erbarmen Gottes. 3. Unſere Wallfahrt nach der Heimat ſoll erfüllt ſein von dem Begehren, „Ihm wohl-

zugefallen". Das konnte man bei der lieben Mutter ſpüren, ſie lebte nicht, Menſchen zu gefallen, das Wohlgefallen Gottes ging ihr über alles. Sie fürchtete ſich darum auch nicht, den Menſchen gründlich die Wahrheit zu ſagen. Wenn etwa faule Menſchen ihr begegneten, da hörte bei ihr alle Gemütlichkeit auf. Dieſer innerſte Herzenswunſch, Gott zu gefallen, machte ſie ſo treu in allen Dingen, bis ins äußerſte Verhalten und Verwalten hinein, im Dienſt an ſo vielen Brüdern und Schweſtern, die ins Haus kamen, an den Armen und Kranken und vor allem auch im Dienſte der eigenen Familie. Unſer Hülbener Schulhaus wäre im letzten Jahrhundert nicht das geweſen, wenn nicht ſolch eine Mutter mit dem ernſten, klaren Sinn, „Ihm wohlzugefallen", darin gewaltet hätte. Möchte uns ein gleiches Begehren und eine gleiche Glaubensgewißheit zuteil werden.

Inſpektor Lutz: Mir iſt heute das „Wir freuen uns" zu Anfang des Einſegnungsgebetes ſo groß geworden. Ach, teure Geſchwiſter, iſt es nicht herrlich, wenn man das am Sarge einer Mutter vor Gott ſagen kann, und die Kinder haben's ſelber geſagt im Gedanken an das: „wir wiſſen". Dieſe ſelige Gewißheit war auch ſo erhebend ausgedrückt in dem Lied: „Tod, mein Hüttlein . . . meine Schulden ſind gebüßt!". Wir Gemeinſchaftsleute möchten auch einſtimmen in den Dank gegen Gott über das, was die liebe Mutter Kullen nicht nur ihren Kindern und Kindeskindern, ſondern auch uns allen geweſen iſt. Die Mutter eines Gemeinſchaftshauſes iſt heimgegangen, deren Herzpunkt war, Ihm wohlzugefallen, die den Blick ſtetig auf den Heiland gerichtet hatte. Worin lag das Geheimnis ihrer Liebe und Freundlichkeit? Weil ſie in der Gnade und Rechtfertigung ihres Heilandes froh war.

Und wie vielen hat ſie mit ihrem Licht geleuchtet. Da war keine Trennung zwiſchen Wort und Dienſt. Wie viele hat ſie mit ihrer Liebe getröſtet, aufgerichtet und zurechtgewieſen mit echt ſeelſorgerlichem Verſtändnis. Daran fehlt's oft bei uns. Und das Schulhaus hatte eine Mutter und Prieſterin.

Lied.

„Himmelan, nur himmelan
Soll der Wandel gehn.
Was die Frommen wünſchen,
Kann dort erſt ganz geſcheh'n;
Auf Erden nicht.
Freude wechſelt hier mit Leid;
Richt' hinauf zur Herrlichkeit
Dein Angeſicht."

Adolf Bader von Unterhauſen: Ich bin gerade in den letzten Tagen viel mit der Verſtorbenen umgegangen, bis ich die Karte bekam, daß ſie heimgeholt worden iſt. — Mir iſt's in den 20 Jahren, in denen ich hierher kam, tief zum Eindruck worden, wie ruhig und getroſt die liebe Mutter immer war, und wie ſie ſtets ein ermunterndes Wort bereit hatte. Ich bin einmal nach längerem Leiden noch elend nach Hülben raufkommen, da hat die liebe Mutter Kullen zu mir geſagt: „Ach, 's wird wieder beſſer!" Solch ein Zuſpruch kann einen auf dem halben Lebensweg begleiten. Wie hat er mir damals ſo wohlgetan! Wir wollen's uns recht merken, vom eigenen Leiden wegſehen und anderen zuſprechen. —

Das „wir wiſſen" iſt mir noch ſo wichtig, jeder Tag bringt uns alſo näher zur Heimat. Und wer weiß, wo er eine Heimat hat, der wird ſich auch viel mit dem Gedanken an ſie beſchäftigen, und da gibt's dann allemal wieder einen Lichtblick, eine Öffnung, und ſo brauchen wir nie hoffnungslos, freudlos, friedlos oder ruhelos zu ſein. Unſere Beſchwerden nimmt uns freilich unſer Heiland nicht immer weg. Deshalb wächſt die Sehnſucht nach drüben. Und dann beten wir darüber, ſo werden wir ruhig und können's aushalten. Es iſt ein köſtliches Wörtle in dem Vers:

Indeß iſt abgemeſſen
Die Laſt, die uns ſoll preſſen,
Auf daß wir werden klein.
Was aber nicht zu tragen,
Darf ſich an uns nicht wagen,
Und ſoll's auch noch ſo wenig ſein.

So hat der Heiland unſerer lieben Frau Kullen in ihrem großen Haushalt immer wieder durchgeholfen. Einmal war's an einer Konferenz, daß ich einen beſonders tiefen Eindruck mitnahm; es war am gleichen Morgen ein großes Unglück im Stall paſſiert. Aber niemand von all den Gäſten hat etwas davon merken dürfen, ſo ruhig und geordnet ging alles ſeinen Gang. Da mußte ich beim Heimgehen ſagen: heute haben wir wieder etwas gelernt, bloß beim Durchlaufen durch ſolch ein gottgeweihtes Haus merkt man's halt, daß es vom Frieden Gottes regiert wird. — Und wenn's zuletzt auch ganz dunkel um die liebe Frau Kullen geworden iſt, es iſt ihr doch gegangen wie dem Bergmann, der über ſeinen dunklen Schacht hinaufſieht und über den Wolken die Sterne entdeckt, die ihn ruhig und getroſt machen.

Andreas Klein von Owen: Wie ich die Karte bekam, habe ich denken müſſen, jetzt hat der Herr wieder einer Seele aushelfen dürfen zu ſeinem himmliſchen Reich, ihm ſei Ehre in Ewigkeit. Aber uns iſt eine Mutter in Israel genommen. Viel Liebe hab' ich von ihr in den 40 Jahren, wo ich ins Haus kam, erfahren dürfen. Ihr oft ſchweres Kreuz hat ſie in die Gnade hineingeführt, und ſie hat Gott mit ſich machen laſſen. Darin hat ſie Ihm wohlgefallen, daß ſie ihm ganz folgſam war.

Sie war die Trägerin unſerer Gemeinſchaften und Konferenzen. 'S war ihr immer ein Schmerz, wenn ſie ſo ſchwach beſucht waren, und ſie hat ſich bei jedem ſo herzlich bedankt, der gekommen iſt. Wir wollen dieſes Erbe unſerer Väter hochſchätzen und nicht ausſterben laſſen. Zwinget euch auch zum Kommen! Ich bin noch nie ohne einen rechten Segen heim. Wenn wir uns der Gnade aufſchließen und dem alten Menſchen nicht ſo viel Gehör ſchenken, ſo kann Gott uns ſegnen und treu machen.

Ludwig Reuſch: Wer will uns dieſe Mutter erſetzen? Sie hat auf prieſterlichem Herzen ihre eigenen Kinder und die ganze Gemeinſchaft getragen. Wer will in die Lücke treten? Sie war eine Königstochter. Übernehmt etwas von ihrem Prieſterſtand. Bei der Beerdigung vom alten Herrn Kullen

ſagte Herr Liebendörfer, er möchte auch einen Anteil an dem Erbe, das er hinterlaſſen habe, von ſeiner Liebe! Mit der lieben Mutter Kullen geht viel. Ich möchte euch aufmuntern, nehmet von ihrem Prieſtererbe mit!

Laurmann, Dettingen u./Teck: Wenn uns der Herr in die Demut führt und ſo ganz auszieht, ſo wollen wir uns auch einverſtanden zeigen, nicht jammern, klagen, ſondern uns den Erziehungsſtand hier gefallen laſſen. Eine 40 Jahre bettlägerig kranke Gichtleidende hat kürzlich zu mir geſagt: „Mein Freund hat mich königlich ausbezahlt."

Chriſtner aus Holzelfingen: „Gott Lob und Dank" dürfen wir ſagen, daß wieder eins hinübergerettet iſt. Es iſt etwas Großes, wenn das Glauben ins Schauen verwandelt wird. Wir möchten doch auch zu denen gehören, die einen Bau, von Gott erbauet, zu erwarten haben, und es iſt ein Glück, daß wir ihn nicht ſelber aufbauen müſſen, ſondern daß Gott der Baumeiſter iſt. Aber dabei ſein müſſen wir, und es ſoll uns ein täglicher Gebetsgegenſtand ſein, daß wir dieſer Hoffnung gewiß ſein dürfen.

Himmelan wallt neben dir
Alles Volk des Herrn.
Trägt im Himmelsvorſchmack hier
Seine Laſten gern.
O ſchließ' dich an!
Kämpfe drauf, wie ſich's gebührt!
Denke, nur durch Leiden führt
Die Himmelsbahn.

Stadtpfarrer Lang: Der Apoſtel korrigiert ſich ſelber, wenn er ſchreibt: „Uns verlangt, daß wir damit überkleidet werden, ſo doch, wo wir bekleidet und nicht bloß erfunden werden." Er empfindet den Wunſch, von dem Lichtkleid überkleidet zu werden ohne Ausziehen des Sterblichen als zu weich mit ſich ſelber. Das war auch ein beſonders hervortretender Zug an der lieben Heimgegangenen, daß ſie gegen ſich in keiner Weiſe weich war. Ihrem Dienſt gehörte ſie ganz, und wie viele Liebe hat ſie dabei flüſſig gemacht. Wenn ich nun denke an uns Seminariſten, die wir doch oft als ſchwankendes Rohr zu ihr kamen.

Wie hat ſie uns mit ihrer Liebe umfaßt! Jede Rückſichtnahme auf ſich ſelbſt trat bei ihr ganz zurück, und das konnte ſie, weil ſie Ihm ihr Kreuz nachtrug. Und ſo kam in allen Lagen ihr Herz voll Liebe zum Vorſchein. Ich möchte bei ihr, trotzdem ſie eine Frau war, von einem männlichen Glauben reden. — Ein Wort von ihr iſt mir auch noch geblieben: „Kinder, ſterben iſt nicht ſchwer, aber leben!“ Sie meinte damit, der Führung Gottes nachgehen, wenn der Weg ſo klar vorgezeichnet iſt wie beim Sterben, iſt leichter, als ſchwere Entſcheidungen treffen, die uns ſelber auferlegt werden. Da iſt es ſo tröſtlich, daß uns Gotteskindern der Blick in die Herrlichkeit offenſteht, und daß wir hier ſchon das Pfand, den Geiſt, haben für das Erbe, das uns dort erwartet. Hier wandeln wir noch im Glauben. Aber wir haben Mittel an der Hand, und die hat die liebe Mutter fleißig benützt: Aus der Bibel und den alten Vätern hat ſie die weiſe Urteilskraft geſchöpft, die ſie ſo ganz beſonders auszeichnete. Wenn wir Seminariſten oft von allerhand modernen, wohl ernſten, guten Büchern begeiſtert waren, die aufs Gefühl ſo großen Wert legten, ſo führte ſie uns aufs einfache Hausbrot der Bibel zurück. Das war ihre Lebensſpeiſe, davon zehrte und nährte ſie ſich. Darin ſollen wir auch von ihrem Erbe antreten. Sie tat das nicht mit viel frommen Worten, aber in kurzen, klaren Urteilen traf ſie oft den Nagel auf den Kopf. So war es ganz merkwürdig, daß ſie, die in dem kleinen Hülben lebte, ſolch feines Verſtändnis zeigte für den Strom des Großſtadtlebens in Frankfurt. Das kam daher, weil ſie immer im Zentrum des Wortes Gottes ſtand, und ihr das Pfand — Gottes Geiſt — geſchenkt war.

Kirſchmann, Stuttgart: Mir iſt das Wort „bereiten laſſen“ im Hinblick auf den Lebensgang der lieben Heimgegangenen ſo groß. Die Trauer um dieſes letzte Glied der alten Generation wollte mich zunächſt mächtig ergreifen, aber daneben muß doch auch der Dank Platz haben. So zog's mich ſehr nach Hülben herauf heute, denn beim Sterben eines ſolchen Gotteskindes ſieht man ein Stückle Himmel offen, und von dieſem Herrlichkeitsblick möchte ich mit heimnehmen in unſer oft ſchweres

Leben. Und wenn solch eine Lücke entsteht, möchte ich den jungen Müttern ans Herz legen, sie möchetn sich doch auch so zubereiten lassen zum Dienst in hingebender Liebe und Gastfreundschaft.

Hauptlehrer Maier, Münsingen: Unsere liebe Mutter Kullen ist nun versammelt zu ihrem Volk. Im letzten halben Jahr hatte ich oft den Eindruck, sie war mehr drüben bei ihren heimgegangenen Lieben als bei uns. Ich möchte die Frage euch anheimgeben: Worüber wird sie drüben nun am meisten danken? Ich glaube für ihr Kreuz. Das Zerbrochenwerden unserer Hütte ist eine ernste Sache. Sie war eine stille Kreuzträgerin. Und dabei so fröhlich, nicht wie jener Bruder, der sein mürrisches Gesicht damit entschuldigte: „Ich kann doch nicht lachen, wenn ich gerade sterbe." Sie ist viel gestorben, aber man hat sie immer fröhlich getroffen. Das Verzichten bringen wir wohl manchmal fertig; aber zum nächsten Schritt, dem fröhlichen Glauben und Kreuztragen, kommt's nicht. Ich möchte etwas von diesem ihrem Kreuzerbe mitnehmen, das die Auszeichnung der Kinder Gottes ist. Alles, was nicht durch Sterben geht, hat keinen Wert, auch die guten Naturgaben müssen durchs Feuer der Verleugnung, wie bei unserer lieben Frau Kullen es gegangen ist.

Vöhringer, Münsingen: Ich habe denken müssen, was kann doch der Heiland für Leute machen! Aus seinen Menschenkindern — Gotteskinder. Es ist eine herrliche Hoffnung, die uns heute zugerufen worden ist. Wir haben eine lebendige Hoffnung, herausgeboren aus dem Glauben, das gibt der Liebe Kraft zu seligem Wirken.

Pfarrer Busch zum Schluß: Pastor Bodelschwingh sagte mir einmal, als ich ihm besondere Anfechtungen klagte: „Brüderchen, alles Elend kommt von unseren dummen Augen." Aber wenn nun diese Augen wie bei unserer lieben Mutter vom Ewigkeitslicht durchleuchtet sind, dann sehen sie alles ganz anders an. So hat sie auch immer wieder Gott gedankt, daß er sie in dieses schlichte Schulhaus hereingeführt hat. Gott schenke uns auch solch kluge Augen. — Eines möchte ich noch anfügen: Es liegt eine tiefe Wehmut darin, daß nun dieses reiche Leben vor-

über ist. Wie waren doch die Zeiten so schön, als ihr erstes Enkelkind, das heute als Mutter unter uns ist, zur Welt kam, und die Großeltern beide in ihres Herzens Freude zu uns ins Rheinland reisten und die Schönheiten der Reise genossen! Nun hat dies so reich teilnehmende Mutterherz aufgehört, für uns zu schlagen. Wenn die Wehmut uns übermannen will, ist es nicht herrlich, daß wir wissen, daß der Heiland uns bleibt, und mit ihm unser Erbe: „Ihr werdet euch freuen mit unaussprechlicher Freude und eures Glaubens Ende davonbringen, nämlich der Seelen Seligkeit . . ."

*

Hier bei seinen lieben schwäbischen Gemeinschaftsleuten hat sich Vater die Kraft zum Sterben geholt. Als er, schwer krank, Bedenken hatte, ob er durch seine letzte Evangelisation in dem an sich so gesegneten und darum seiner Arbeit nicht so bedürftigen Württemberg seiner Familie nicht sein Leben verkürzt habe, tröstete er sich selbst: „Gott hat mir dort eine Gemeinschaft des Glaubens gegeben; bei diesen frommen Menschen habe ich mir meine Sterbensfreudigkeit holen dürfen."

*

So stand Vater gebend und nehmend in der Gemeinschaftsbewegung. Und ganz von selbst wuchs er in eine Führerstellung hinein. Man sah zu ihm auf und nahm auch mit Dank ein offenes Wort an, das er zur rechten Zeit zu sagen wußte. Ein Beispiel dafür bietet der Vortrag, den er im August 1921 auf einer Brüderkonferenz in Korntal hielt:

„Was bedürfen wir, um unsern Gemeinschaften in der rechten, fruchtbringenden Weise dienen zu können?"*)

Im Anschluß an 1. Petri 2, 1 – 3 legte uns der Redner u. a. folgendes ans Herz:

I. Von entscheidender Bedeutung ist es, daß wir uns über die Grundstellung klar sind, die wir als Christen einnehmen sollen:

*) Mitgeteilt nach dem Auszug, der in der Oktobernummer 1920 des Gemeinschaftsblattes der altpietistischen Gemeinschaften Württembergs erschien.

1. Wir müſſen („als geborene Kindlein") in der erfahrenen Rechtfertigungsgnade ſtehen. Iſt denn das für einen Stundenhalter nicht etwas ganz Selbſtverſtändliches? Ich ſtand einſt am Bett eines todkranken Mannes, der 22 Jahre lang eine Gemeinſchaft geleitet hatte. In furchtbarer Seelenangſt rief er mir zu: „Was ich zu haben glaubte, iſt lauter Täuſchung. Ich habe mich nie wirklich bekehrt." Wie iſt ſo etwas zu erklären? Bei uns wird alles in gewiſſe Formen gebracht, und nun gibt es Leute, die ſich dieſe Formen aneignen, ohne den Geiſt zu haben. So gibt es nur ein frommes Fleiſch. Begnügen vielleicht nicht auch wir uns mit Worten und haben das Weſen, die Rechtfertigungsgnade, nicht?

2. In der Stellung zur Kirche begeht man oft den Fehler, daß man unter Kirche nur den Pfarrer verſteht, während doch unſere Gemeinſchaften bis jetzt auch noch einen Teil der Kirche bilden. Vor Jahrzehnten waren einſt im Siegerland einige Brüder beiſammen, um über kirchliche Fragen zu ſprechen. Da rief ein junger Mann: „Wir müſſen hinaus aus dieſem Babel (Kirche)!" Ein alter Bruder erwiderte: „Das wäre dir natürlich geſchickt, wenn du davonlaufen könnteſt, um das, was du an der Kirche verſäumt haſt, andern zu überlaſſen." Doch ſollten auch die Pfarrer, nicht nur aus Liebe, ſondern auch aus Klugheit, ſich bemühen, eine Front mit den Gemeinſchaften zu bilden. — In Bezug auf die Stellung zu unſerm Volk wollen wir bedenken, daß zur Zeit in demſelben noch viele Seelen ſind, die ein Verlangen nach Gott haben: Wollen wir nicht Mitleid haben mit ſolchen Leuten und alles tun, um ſie herauszuführen in das Licht?

3. Wir müſſen glauben an die Wirklichkeit und an den Organismus des Leibes Chriſti. An menſchlichem Treiben und Machen in den Gemeinſchaften ſieht man viel. In manchem Bruderkreis ſtreitet man ſich um die Macht. Da iſt natürlich kein Glaube an den Leib Chriſti, wo er alles macht und lenkt.

II. Erſt wenn wir die richtige Grundſtellung einnehmen, vermögen wir unſere Aufgabe zu erkennen und zu erfüllen. Petrus ſagt uns, daß wir zunehmen ſollen. Ja, durch inneres

Wachstum der einzelnen Glieder wäre unseren Gemeinschaften am besten gedient; aber viele Geschwister schauen zu sehr aufeinander in pharisäischer Kritisiersucht. Wenn wir unsere Aufgabe, zu wachsen, erkannt haben, blicken wir nur auf das Bild des verherrlichten Christus und sorgen für die Vollendung seiner Gemeinde, indem wir alles ablegen, was unser Wachstum hindern und alles annehmen, was dasselbe fördern kann:

1. „Leget ab!" Wir müssen also in die Heiligungsgnade hineinkommen und zunächst im eigenen Christenstand alles Hindernde ablegen. In erster Linie gilt es da, dem Geist des Schlafs abzusagen, der zu bequem ist, sich für die Sache des Herrn einzusetzen und nur immer erbaut sein will, und zwar so, daß man bei dieser Erbauung ja nicht geweckt und im Gewissen aufgerüttelt wird. Auch unvergebene und geheime Sünden, Feindschaften, Rücksichtslosigkeit gegen Schwache im Glauben und manche andere Dinge stören das Wachstum. Der Herr möge jedem von uns den Mut geben, den notwendigen Schnitt zu machen. Und wie sieht's in unserer Ehe aus? Etwa so, wie bei dem Bruder, dessen Frau zu mir sagte: „Alle Welt erbaut sich an ihm, und mich quält er!" Manche üben in ihrer Familie nicht einmal das A-B-C der Selbstverleugnung, während doch das Haus des Stundenhalters eine Brunnenstube sein soll, wo alle Gemeinschaftsglieder holen können, was sie an Anregung für ihr inneres Wachstum brauchen. Im Gemeinschaftsleben müssen wir dann besonders alle Gleichgültigkeit und Unpünktlichkeit, alles Kämpfen um die Macht, alle Empfindlichkeit und allen Richtgeist ablegen.

2. Petrus weist uns aber auch auf das hin, was das Wachstum fördert: „Seid begierig nach der lauteren Milch!" Also den Hunger nach dem Wort Gottes will er in uns erwecken. Es genügt nicht, wenn man dasselbe zur gewohnten Stunde hört, liest oder darüber redet. Wer wachsen will, muß vielmehr die „lautere Milch" mit heißer Begierde in sich aufnehmen. Wo der Leiter diesen Hunger hat, wird die „Stunde" nicht langweilig sein. — Die Liebe zum Wort Gottes bewahrt uns auch vor der Neuerungssucht, die im Alten immer ärmer wird. — Der Herr möge nur das ganz aus uns machen, was

seinem heiligen Willen entspricht. Möge es den Gemeinschaften nicht gehen wie Saul, der verworfen wurde, weil er sich nicht zubereiten ließ für seine Aufgabe! Wir wollen uns ausrüsten lassen für den Dienst, den der Herr in der Endzeit für uns bestimmt hat.

Br. Andr. Klein (Owen): Diesmal hat der liebe Herr Pfarrer den „Hausstierer" genommen. Jeder wird etwas gefunden haben, was ihn trifft. Was tun wir damit? Der alte Bochterle sagte oft: „Die Sünde muß man arretieren und zum Heiland unters Kreuz bringen. Wenn man sie aber entschuldigt, wird sie über einen Herr." —

*

Weil Vater überall und immer die Gemeinschaft mit Gläubigen suchte, wurde er natürlicherweise auch ein Freund der evangelischen Allianz, d. h. der Vereinigung der Christen innerhalb und außerhalb der Landeskirche. Als einst von Gliedern seiner Gemeinde die Rede war, die sich zu einer außerkirchlichen Gemeinschaft hielten, sagte er in seiner Weitherzigkeit: „Mir ist es gleich, wo sie den Heiland finden." Sein Kirchenbegriff war nicht eng begrenzt. Das Reich Jesu Christi stand ihm am höchsten. Unvergeßlich werden vielen die Predigten sein, die er mehrmals vor einer großen Zuhörerschaft beim Abendmahlsgottesdienst zum Schluß der Allianz-Gebetswoche in der Christuskirche zu Frankfurt hielt, wo er denn auch in Gemeinschaft mit den Vertretern aus verschiedenen Denominationen das heilige Mahl austeilte. Er hat seine Stellung zu den Freikirchen einmal so gezeichnet: Die Westfälischen Bauernhöfe sind voneinander durch hohe Hecken gesondert, damit die Hühner nicht hinüber und herüber fliegen. Aber in der Hecke ist ein Pförtlein, damit man nach Feierabend sich auch einmal besuchen und aussprechen kann. So soll man es zwischen Landeskirche und Freikirche auch halten.

Die Kirche war ihm also keineswegs gleichgültig. Im Gegenteil. Als z. B. bei einer Gemeinschaftskonferenz in D. ein leitender Bruder in häßlicher Weise über die Kirche loszog, da hat Vater in so geistesmächtiger Rede das geschichtliche Recht

der Kirche betont, daß er die große Verſammlung widerſpruchslos mit fortriß. Worum es ihm zu tun war, hat er einmal in einem Brief ausgeſprochen. „. . . Ich möchte mithelfen, daß die Kraft, die in den Gemeinſchaften liegt, der Kirche erhalten bleibe.“ Und in dem von ihm redigierten „Sonntagsgruß“ ſagt er: „. . . Wir ſind in der ganzen Frage des Verhältniſſes der Kirche und der Gemeinſchaft der feſten Überzeugung, daß ein ſehr zartes und feines Aufmerken auf Gottes Führung geboten iſt. . . Wenn Gott es uns jetzt noch möglich macht, im weiten Raum der Volkskirche zu bleiben und zu arbeiten, ſo iſt das ſeine Gnade und Gabe, für die wir danken wollen. Es ſoll nur unſere aufrichtige Sorge ſein, daß wir alles eigene, fleiſchliche Weſen ablegen und wirklich ein Salz und Licht werden in dem Herrn.“ In dieſem Sinne trat er dann entſchloſſen für das Recht der Gemeinſchaften ein. Z. B. auf dem Dresdener Kirchentag, wo er für den Minoritätenſchutz ſprach. Er hat in dieſem Zuſammenhang einmal das harte, aber treffende Wort geſagt: „Es iſt ein Jammer der Kirche, daß ſo viele ihrer Vertreter Angſt haben vor der Mündigkeit ihrer Gemeindeglieder.“

Wir ſind damit bei der wichtigen Frage des Verhältniſſes von Kirche und Gemeinſchaftsbewegung angekommen. Darüber hat ſich Vater im Jahre 1918 bei einer Konferenz ausgeſprochen. Da der Vortrag die Frage in ihrer ganzen Bedeutung aufrollt, ſei er zum Schluß dieſes Abſchnittes angefügt. Was Vater wollte und heiß erſtrebte, zeigt ſchon das Thema:

„Gegenſeitige Befruchtung von Gemeinſchaft und Kirche.“*)

Es iſt uns allen klar, daß die neue Zeit auch für alle, welche das Reich Jeſu Chriſti lieb haben, und welche wünſchen und mitarbeiten, daß ſein Name in der Welt geehrt werde, ſchwere Prüfungen und harte Aufgaben bringen wird. Sollte es da nicht auch ſelbſtverſtändlich ſein, daß man auf der einen Seite um des Heilandes willen, nach deſſen Willen alle die Seinen eins ſein ſollen, auf der anderen Seite um der großen Not der Zeit

*) Vortrag, gehalten auf der 4. Glaubenskonferenz für Hamburg und Norddeutſchland am 30. April 1918.

willen alle verfügbaren Kräfte zusammenfügt und zusammenruft zu gemeinsamem Handeln und zu gegenseitiger dienender Bruderliebe? Wir haben wirklich auf religiösem Gebiet genug Zeit und Kraft verbraucht, um dasjenige, was die verschiedenen Lager trennt, hervorzuheben und zum Gegenstand unerquicklicher und unerfreulicher Streitigkeiten zu machen. Es ist jetzt wahrhaftig an der Ziet, daß jeder, der irgendwie dem Herrn Jesu dienen will, sich darauf besinne, wie er den andern helfen kann zur Förderung und zur Besserung.

Wenn ich unter diesem Gesichtspunkt meinen Gegenstand behandle, so ist es viel verständlicher, wenn ich davon absehe, eine lange, wissenschaftliche Abhandlung zu geben über das, was Kirche und Gemeinschaft ist, und wie ihr gegenseitiges Verhältnis ist; wenn ich auch darauf verzichte, einen vielleicht ganz interessanten Überblick zu geben, wie sich in den verschiedenen Landesteilen Deutschlands das Verhältnis zwischen Kirche und Gemeinschaft gestaltet hat; sondern wenn ich ganz praktisch versuche, darzulegen, wie Kirche und Gemeinschaft sich gegenseitig dienen und sich gegenseitig befruchten können. Allerdings muß ich dann doch eine Voraussetzung nennen, von der wir ausgehen müssen, wenn wir uns überhaupt verständigen wollen. Ich nehme an, daß wir alle eins sind in der Überzeugung, daß die Gemeinschaften ein Recht in der Kirche haben. Man sollte ja eigentlich denken, daß kein Mensch auf den rückständigen Gedanken kommen könnte, daß in der Kirche diejenigen, die das Bedürfnis danach haben, sich gegenseitig außer den großen Gemeindegottesdiensten zu erbauen, dazu das Recht nicht haben sollten. Man sollte auch meinen, daß diejenigen, die das Bedürfnis nicht haben, denen, die es empfinden, die Freiheit ließen, ihr Gemeinschaftsbedürfnis zu befriedigen. Leider aber sind wir in unserer Kirche immer noch nicht so weit, daß das allgemein anerkannt wird, obgleich die Gemeinschaftsbewegung ein mächtiger Faktor geworden ist, mit dem unsere Kirche rechnen muß. Darum muß ich ausdrücklich sagen, daß ich hier mit solchen verhandle, welche das Recht der Gemeinschaft anerkennen. Wiederum setze ich voraus, daß wir einig sind in der Über-

zeugung von dem Recht der Kirche. Die Kirche ist eine geschichtlich gewordene Größe. Ich gehöre nicht zu denen, welche das Reich Gottes und die Kirche in eine Linie stellen, so daß die Kirche das Reich Gottes auf Erden wäre. Diese römische Anschauung weisen wir selbstverständlich ab. Ich bin mir aber auch sehr wohl bewußt, daß die Kirche, wie sie sich in den verschiedenen Landeskirchen ausgestaltet hat, mancherlei menschliche Fehler und Gebrechen in sich trägt; aber noch wird in ihr das Evangelium von Jesu Christo, dem Weltheiland, gepredigt, noch wird in ihr das Sakrament nach dem Willen Gottes verwaltet, noch bedient sich Gott ihrer als eines Werkzeuges, um Sein Reich auf Erden zu bauen, und darum hat die Kirche ein Recht ihrer Arbeit. Zudem halte ich es überhaupt für verkehrt, Kirche und Gemeinschaft immer in einem so bestimmt ausgeprägten Gegensatz zueinander hinzustellen. Die Gemeinschaften sind auch ein Stück der Kirche, nicht die geistlichen und offiziellen Vertreter der Kirche allein. Es geht nicht an, daß die Gemeinschaftsleute in dem Augenblick, in dem ihnen die Augen über sich und die Schäden der Kirche vor dem Angesichte Gottes aufgehen, die Verantwortung für die Kirche von sich schieben, und so tun, als ob sie das alles nichts mehr anginge. Sie haben in ihrem Weilandzustand in der Kirche gesündigt, sind gleichgültig gegen Gottes Wort gewesen und haben darum auch ihr Teil beigetragen zum Schaden der Kirche. Darum sollen sie jetzt helfen beten und drüber nachdenken, wie dem Schaden der Kirche gesteuert werden kann.

Wenn von einer gegenseitigen Befruchtung von Gemeinschaft und Kirche die Rede ist, so ist eine solche Befruchtung natürlich nur möglich, wenn beide Teile ernstlich suchen, in den rechten Stand zu kommen. Was ist aber der rechte Stand für Kirche und Gemeinschaft? Wenn sie beide ihren Grund, ihr Ziel und ihre Aufgaben recht erkennen. Der Grund ist das in Jesu Christo geoffenbarte Erbarmen Gottes. Wenn ich in die Entstehungsgeschichte der Kirche hineinschaue, so sehe ich da nichts anderes, als die rettende und erbarmende Hand Gottes, die arme Sünder durch ihre Macht froh macht und erfüllt mit der Gabe

des Heiligen Geiſtes. Die Apoſtel haben überall da, wo ſie vom Recht ihrer Arbeit und vom Grund derſelben geredet haben, immer wieder klares Zeugnis abgelegt von dieſem Erbarmen Gottes. Und wenn ich die Entſtehungszeiten der Gemeinſchaften in allen Landen an meinem geiſtigen Auge vorüberziehen laſſe, ſo ſehe ich auch nichts anderes, als die große, unverdiente Gnade Gottes, die nach dürren Zeiten des Unglaubens Menſchen erweckt zu lebendigem Ergreifen des Heils und zu kräftiger Betätigung ihres Glaubens. Kirche und Gemeinſchaft ſind „aus demſelben Brunnen gehauen".

Sie haben aber auch dasſelbe Ziel. Die Kirche kann niemals Selbſtzweck ihrer Arbeit ſein. Wenn ſie im rechten Geiſt ſteht, iſt und bleibt das Ziel ihrer Arbeit das Herrlichkeitsreich unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti. In all ihrer Arbeit, daheim und draußen auf dem weiten Miſſionsfelde, ſoll ſie nichts anderes bei ihrer Arbeit im Auge haben, als Seelen zu gewinnen für unſern Herrn; und die Gemeinſchaft wiederum hat auch von jeher nichts anderes bei ihrer Arbeit im Auge gehabt. Darum iſt auch bei aller Verſchiedenheit der Methode und der Arbeitsart doch im Grunde genommen die Arbeit bei Kirche und Gemeinſchaft dieſelbe. Ich weiß ſehr wohl, daß die Kirche in ihrer Geſchichte ſehr häufig in der Gefahr ſtand, ihre Hauptarbeit zu vergeſſen und beiſeite zu ſchieben, und daß namentlich die moderne Kirche vor lauter Kulturſeligkeit ſich ſehr häufig den Blick für ihren eigentlichen Dienſt hat trüben laſſen, daß ſie ſehr häufig alles Mögliche getan hat, was ganz gut und nützlich iſt, aber was doch nicht zu ihrem eigentlichen Auftrag gehört. Wenn aber ernſte Kirchenglieder ſich beſinnen und fragen, was ſie denn unter allen Umſtänden zu tun hätten, da lautet die Auskunft immer gleich: daß es die Aufgabe der Kirche iſt — ohne welche ſie überhaupt nicht mehr Kirche wäre —, das alte, einfache Evangelium aller Kreatur zu verkündigen, und daß alles, was ſie ſonſt tut, nur Zweck und Sinn hat, wenn es dazu dient, dem Evangelium von unſerm Herrn Jeſu die Bahn zu brechen. Und die Gemeinſchaft hinwiederum hat es ja bisher für ihr größtes Vorrecht feſtgehalten in ihrer

ganzen Entwicklung, daß sie die Ehre und die Freude hatte, eine Königsbotin zu sein von dem großen Heil unseres Gottes.

Nach all dem Gesagten ist es klar: wenn Kirche und Gemeinschaft sich auf sich selbst besinnen und beide in den inneren rechten Stand kommen, dann müssen sie des inne werden, daß sie in dieser argen Welt zusammengehören, weil Gott sie beide hat werden lassen und gesandt hat zu demselben Dienst.

Wenn nun Kirche und Gemeinschaft in dem rechten Stand sind, da sollte es nicht schwer sein, daß sie beide auch das rechte Verhältnis zueinander finden, das Verhältnis, aus dem heraus allein eine gegenseitige Befruchtung möglich und denkbar ist. Die Kirche sollte sich hüten, in den Geist zu verfallen, der sich da und dort den Gemeinschaften gegenüber zeigt, nämlich daß sie ganz ruhig und zufrieden ist, wenn alles ruhig und still und tot ist, daß sie aber sofort aus lauter Angst vor Schwarmgeisterei glaubt warnen und dagegen kämpfen zu müssen, wenn frisches, neues Erweckungsleben sich regt; sie soll sich herzlich freuen, wenn Seelen erwachen zu selbständigem Christentum und sich aufmachen, um den Herrn mit ganzem Ernst zu suchen, soll sich auch freuen, wenn sich solche Seelen zusammenschließen zu gemeinsamer Erbauung und zu gegenseitigem brüderlichen Dienst. Paulus hat im Gefängnis zu Rom Bewegungen gegenüber, die ihm offenbar persönlich auch nicht ganz zusagten (vgl. Phil. 1, 18), den großen weitherzigen Grundsatz aufgestellt, daß er sich unter allen Umständen freuen wolle, wenn nur Christus verkündigt werde. Selbst, wenn es bei solchen Bewgungen braust und schäumt, sollten wir von der Kirche aus ein solches Feuer nicht gleich ganz auslöschen wollen. Wir sollten mehr Zutrauen zu unserm Herrn haben, daß er da, wo man ihn als Herrn anerkennt, auch die rechte Ordnung schaffen und alles ins rechte nüchterne, bibelmäßige Geleise bringen werde. Unsere Kirche ist vielleicht zu knöchern und zu unbeweglich in ihren alten Ordnungen geworden. Wenn diejenigen, welche zur Gemeinschaft gehören, am rechten Punkt und in der Hauptsache darin konservativ sind, daß sie Jesum Christum als Herrn anrufen, dann sollte die Kirche so weit großzügig und beweglich werden, daß sie

die Gemeinschaften voll und ganz anerkennt. Sie muß dann auch Selbstverleugnung lernen und nicht meinen, daß sie alles leiten und beherrschen muß, was in ihrem Bereich auftaucht. Der Gemeinschaft muß, wenn sie sich gesegnet entfalten soll, von der Kirche freie Bewegung gewährleistet werden. Ich halte es nur für einen Notbehelf, wenn der Geistliche die Gemeinschaft leitet; wohl aber soll er mit mir leben, vom Besten, was er selbst hat, ihr geben und sich freuen, daß die Gemeinschaft ihm etwas bieten kann, was ein Geistlicher sehr oft entbehrt zu seinem eigenen Schaden, nämlich, wenn er selbst ein rechter Bruder ist, Förderung und Pflege seines inneren Lebens, und das kommt dann wieder der Gemeinde und Kirche zugute.

Die Gemeinschaften auf der anderen Seite dürfen in ihrem Verhältnis zur Kirche nicht Gedanken Raum geben, wie sie da und dort immer wieder zu Tage treten. Es gibt Lehren und unnötige Gewissensbedenken, die eine Gemeinschaft dazu bringen, ihre Tore vor der Kirche ängstlich zu verschließen und eine Kampfesstellung der Kirche gegenüber einzunehmen. Die erste Gemeinschaft auf Erden im neutestamentlichen Sinn war die Gemeinschaft der Apostel. Man denke einmal daran, wie diese kleine Gemeinschaft, die zugleich doch auch die Kirche bedeutete, bei aller inneren klaren Geschiedenheit von allem dem, was nicht von Gott war, doch ihre Tore weit aufmachte und ihren Einfluß weithin ausübte, um Brautseelen für das Lamm zu gewinnen. Wenn unsere Gemeinschaft besteht im Namen Jesu Christi, dann brauche ich wahrhaftig nicht ängstlich zu sein, daß sie von der Kirche irgendwie gefährdet oder erdrückt oder irregeführt wird, sondern dann kann ich dem Herrn zutauen, daß er sie klar scheidet von allem, wovon er sie geschieden sehen will. — Es kann darum unseres Erachtens bei allem klaren Zeugnis wider das, was ungöttlich ist, nicht die Aufgabe der Gemeinschaft sein, sich zum Richter aufzuwerfen über die Kirche, oder sich gar dazu berufen zu fühlen, die Kirche zu zerstören. In Württemberg, wo das Verhältnis zwischen Kirche und Gemeinschaft in den meisten Fällen vorbildlich ist, schreibt ein Michael Hahn, dem man niemals eine kritiklose Unterwerfung unter die Kirche vor-

werfen kann, „er wolle ſich nicht in die Kirche hineinbannen laſſen, aber es werde ihm auch leid ſein, wenn man ihn hinausweiſen wollte“. Ein andermal ſchreibt er: „Ich finde kein Vergnügen daran, wenn ich die Blößen und Gebrechen meiner Mutterkirche beſchreiben ſoll. Sie iſt Mutter und hat auch noch geiſtliche Glieder.“ Statt immer zu klagen und zu kritiſieren, ſollten die Gemeinſchaften Fürbitte tun und brüderlichen Dienſt. Wie unterſcheidet ſich von der Leichtigkeit, mit der manche moderne Gläubige ihrer Kirche den Rücken kehren, jenes Wort von demſelben Manne: „Um Gotteswillen, wenn ich ſage, ſie ſollen die Sichel nehmen, ſo nehmen ſie die Senſe. Innerlich ſoll man von Babel ausgehen, nicht äußerlich. Es iſt in allen Kirchen noch etwas Gutes. Darum ſoll man ſie nicht ſo gar verdammen; aber viele ſchütten das Kind mit dem Bade aus.“ — Es kann daher auch nach unſerer Überzeugung nicht die Aufgabe der Gemeinſchaftsleiter ſein, ſich in einen förmlichen Zorn gegen Geiſtliche und alle Amtsträger in der Kirche hineinzureden; ſie ſollen getroſt, wo ſie bei denſelben unchriſtliches und Ungöttliches zu bemerken glauben — und es gibt ja leider genug davon —, den betreffenden Leuten gegenüber von ihrer Zeugenpflicht in aller Liebe und Demut Gebrauch machen; und dabei ernſtlich den Herrn bitten, daß er ihr Zeugnis ſegne und in der Kirche wirklich Buße ſchenke, wo Umkehr nötig iſt, aber ſich ſehr davor hüten, daß ſie nicht ſelbſt da, wo ſie von Pfaffen und Päpſten reden, Pfäfflein und Päpſtlein werden wollen. Michael Hahn, der gewaltige, große Gottesmann, hat das außerordentlich demütige Wort geſagt: „Wahre Kinder Gottes ſind ſehr demütige, einfältige und redliche Seelen, ſie verachten nicht die Ordnungen und Einrichtungen, Zeremonien und Gebräuche ihrer Kirche, noch auch die verordneten Lehrer, ſondern reſpektieren ſie. Sie wollen auch keineswegs den berufenen, ordentlichen Lehrern gleichgehalten ſein; ſie ſehen ſich bloß als Handlanger derer an, die am geiſtlichen Tempel Gottes arbeiten. Daß nicht alle Lehrer der Kirche ſolche getreue Gottesarbeiter und Werkzeuge des Geiſtes Gottes ſind, werden wir hier nicht erſt beweiſen ſollen. Daß aber ſolche edlen Gottesmänner von

jeher unter den berufenen Lehrern der Kirche waren, wird hoffentlich jeder Wahrheitsliebende glauben. Dieſe ſind nun die werkzeuglichen Baumeiſter, wir ihre Handlanger." — Bei alledem wollen wir zugeben, daß es in der Kirche Dinge geben kann, welche den Gläubigen ſchwere Gewiſſensbedenken machen können. Ich erinnere an die Abendmahlsnot, an die Predigt des Unglaubens und der Chriſtusleugnung auf der Kanzel, an die Not des Religionsunterrichts in der Schule und anderes; aber manche neueren Vorgänge im Leben unſeres Volkes haben bewieſen, daß die Gläubigen viel weiter kommen und viel mehr Segen ſchaffen, wenn ſie auf geordnete Weiſe dieſen Dingen abzuhelfen ſuchen, als wenn ſie um der Nöte willen der Kirche ganz den Rücken weiſen. Die Gemeinſchaften ſollen Kirchlein in der Kirche, nicht neben und außer der Kirche ſein; aber ſie ſollen da ſein, und wir brauchen ſie zum Segen der Kirche.

Wir wenden uns nunmehr der Frage zu, wie die Gemeinſchaft durch die Kirche geſegnet und befruchtet ſein kann. Es ſei eine geſchichtliche Erinnerung vorausgeſchickt. Bonifatius, welcher nach den iriſchen Mönchen in Deutſchland das Chriſtentum ausbreitete, wird ſehr verſchieden beurteilt. Daß er die Kirche Deutſchlands unter die Oberhoheit des Papſtes gebracht hat, hat natürlich für die Geſchichte Deutſchlands unabſehbare, zum Teil auch unerquickliche Folgen gehabt, aber ſoviel iſt doch ſicher, daß die Kirche Deutſchlands durch die Einfügung in den großen Rahmen der allgemeinen Kirche einen ſtarken Halt bekommen hat, und vielleicht nicht ſich ſo entfaltet hätte, wie ſie es getan hat, wenn ſie dieſen Halt nicht gehabt hätte. So iſt es zweifellos richtig, daß die Gemeinſchaft, wenn ſie ſich in den kirchlichen Rahmen einfügt, an der Kirche, vielleicht ohne daß ſie es weiß, einen ſtarken Halt hat. Es iſt ja auch ganz bezeichnend, daß manche Gemeinſchaften, die im Grunde nicht viel kirchliche Geſinnung haben, ſich doch mit Betonung „landeskirchliche Gemeinſchaft" nennen. Sie tun das, weil ſie ganz genau wiſſen, daß ihnen das eine gewiſſe feſte Stellung vor der Öffentlichkeit gibt. Wie das Bekenntnis der Kirche die Kirche trägt, ſo trägt es auch die Gemeinſchaften mit. Es iſt kein Zufall, daß diejenigen Gemein-

ſchaftskreiſe, bei denen die Stellung zur Kirche eine normale und geſunde war, am meiſten vor Schwarmgeiſterei bewahrt geblieben ſind. Auch hat dann die Gemeinſchaft von der Kirche einen Segen, der ſich nicht mit dem Metermaß abmeſſen läßt, der auch nicht immer für die Augen ſichtbar zutage tritt, der aber dennoch vorhanden iſt: Die Kirche gewährt den Gemeinſchaften einen ſtarken Rückhalt.

Einen wichtigen Dienſt tut die Kirche der Gemeinſchaft durch die Arbeit der im Glauben gegründeten Theologie. Ich weiß wohl, daß die Entwicklung der glaubenloſen Theologie, nachdem dieſe die Gottesſohnſchaft Jeſu, die unbedingte Autorität der Bibel, die Möglichkeit der Wunder und vieles andere abgewieſen hat, bei den Gemeinſchaftskreiſen ein ſehr ſtarkes Mißtrauen gegen die Theologie überhaupt geweckt hat. Nun iſt's ſoweit gekommen, daß in manchen Kreiſen die wiſſenſchaftliche theologiſche Arbeit nicht bloß als unnötig, ſondern ſogar als ſchädlich hingeſtellt wird. Ich brauchte demgegenüber eigentlich nur ein paar Namen zu nennen, um die ganze Torheit dieſer Meinung darzutun: Dr. Martin Luther, Bengel, Oetinger und viele andere, deren Namen auch in den Gemeinſchaften einen guten Klang haben als wiſſenſchaftlich durchgebildete theologiſche Arbeiter. Wenn wir heute unſere Bibel zur Hand nehmen und dieſelbe in allerlei Überſetzungen für jeden klar und verſtändlich leſen können, ſo verdanken wir das doch nur einer ungeheuer reichen, ausgedehnten wiſſenſchaftlichen Arbeit der Theologie. Auch die Bibelerklärungen, welche erfreulicherweiſe in neuerer Zeit gerade beſonders für die Gemeinſchaften erſchienen ſind, gründen ſich auf eine ſehr eingehende, wiſſenſchaftliche Erforſchung der Bibel. Wenn es uns möglich iſt, immer tiefer in den Gedankengehalt der Schriftſteller des Alten und Neuen Taſtaments einzudringen und davon zu reden in unſeren Gemeinſchaftskreiſen, ſo iſt gewiß der Heilige Geiſt der Lehrer, der uns in alle Wahrheit leitet, und der den ganzen reichen Inhalt der göttlichen Wahrheit immer wieder vor uns ausbreitet. Aber wir wollen doch nicht vergeſſen, daß zum rein äußerlichen Verſtändnis der bibliſchen Schriftſteller Alten und Neuen Teſta-

ments eine ganz ausgedehnte, große Arbeit der Theologie gehört. Je älter ich werde, desto mehr begreife ich, welche Bedeutung verehrte theologische Lehrer, wie etwa ein Beck, ein Kähler, ein Cremer und viele neuere auch für die Gemeinschaftsbewegungen haben. Es wäre schnöder Undank, das zu vergessen, und statt über die theologische Wissenschaft und ihre Entgleisungen zu schelten, wäre es viel angebrachter, wenn unsere Gemeinschaftskreise sich zusammentäten und es sich zum Gegenstand ihrer Fürbitte machten, daß Gott auf den Kathedern unserer Universitäten recht viel geisterfüllte, bibelgläubige Lehrer erwecken möge.

Eine weitere Dankespflicht hat die Gemeinschaft der Kirche gegenüber. Es sind in neueren Zeiten verschiedene Darstellungen der Geschichte des deutschen Gemeinschaftslebens gegeben worden. Ich habe darin immer wieder die Beobachtung gemacht, daß ganz gewiß die Gemeinschaft viel Grund gehabt hat, über die Mängel der Kirche zu klagen, daß sie aber wiederum vielleicht die Besten ihrer Lehrer und Arbeiter aus der Kirche empfangen hat. In Württemberg, im Siegerland, im Wuppertal, im Ravensbergerland, im Osten Deutschlands sind auf dem Boden der Gemeinschaft eine ganze Reihe von prachtvollen Laiengestalten erwachsen, von denen jede in ihrer Art ein Zeugnis von der Herrlichkeit des Evangeliums Jesu Christi war. Aber neben diesen stehen ebenso viel geistgesalbte Kirchenmänner, denen Gott Herz und Verständnis für die Wichtigkeit der Gemeinschaftsarbeit geöffnet hat, die ihr Zeugnis in Wort und Schrift der Gemeinschaft zur Verfügung gestellt haben, und die weithin zu reichem Segen geworden sind. Das ist der Segen der Kirche für die Gemeinschaft gewesen, daß sie ihr bis an den heutigen Tag eine ganze Reihe von tüchtigen, wackeren Vorkämpfern und Mitarbeitern gestellt hat, und diesen Dienst sollten die Gemeinschaften nie vergessen.

Endlich wollen wir noch eines Segens gedenken, den die Gemeinschaft von ihrer Verbindung mit der Kirche hat. Noch ist die Lage der Kirche in unserm Volke so, daß sie in gewisser Weise Volkskirche ist. Die Kirche hat nicht bloß das Recht, sondern

auch heute noch die Pflicht, amtsmäßig das Evangelium in alle Schichten unseres Volkes zu tragen. Sie hat Zugang zu den Kindern, ihr steht der Weg offen zu der heranwachsenden Jugend, sie kann an die Krankenbetten, an die Gräber, in die Häuser der Armen und der Reichen kommen. Hoch und nieder ist ihr noch geöffnet für ihre Arbeit, d. h. für die Verbreitung des Evangeliums. Infolgedessen kann bei der Kirche, wenn sie offene Augen und einen vom Geist Gottes geschärften Sinn hat, auch ein weiter Blick vorhanden sein; das liegt in ihrem Wesen. Es kann ein weiter Blick vorhanden sein, nicht bloß für die Vorzüge unseres Volkslebens, sondern auch für seine furchtbaren, erschütternden Mängel und Wunden. Wenn die Kirche auch nicht immer in ganzer Klarheit erkannt hat, daß der Abfall im Grunde genommen die einzige Wurzel aller trüben Zeiterscheinungen ist, so darf man doch wohl sagen, daß in ihr eine weitgehende Erkenntnis der vielen Schäden und damit der weitgehenden Aufgaben vorhanden ist, welche Gott denen auferlegt hat, die Er mit der Verküedigung des Evangeliums beauftragt hat. Wenn ich mir nun eine Gemeinschaft denke, die sich von der Kirche abgesondert hat und vielleicht gar auf den Gedanken kommt, daß sie die eine reine Kirche äußerlich darstellen wolle, so ergibt sich für sie leicht die Gefahr, daß sie den Blick für die Weite der Evangeliumsaufgaben verliert. Im Zusammenhang mit der Kirche wird ihr wohl der Segen der Erkenntnis zuteil werden, daß sie niemals am Ende ihrer Aufgabe ist, daß sie täglich aufs neue in die Buße geführt wird über die entsetzlichen Verwüstungen, welche die Sünde immer wieder anrichtet, daß sie täglich froh wird, daß ihr Evangelium für alle Menschen bestimmt ist.

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß manch einer, der vielleicht jetzt nur scharfe Urteile für die Kirche übrig hat, selbst manchen Segen in sich trägt, den er der Kirche zu verdanken hat, und der sich gar nicht genau abmessen und abschätzen läßt. Aus dem Konfirmandenunterricht, aus den Zeugnissen treuer Lehrer und Prediger, aus dem Sakramentsempfang, aus schönen kirchlichen Festen haben wir unbewußt manches empfangen, was sich

vielleicht viel ſpäter in Kraft und Leben umſetzt. Den Dank dafür wollen wir doch nicht vergeſſen.

Wir kommen zu der Beantwortung der anderen Frage: Wie wird die Kirche von der Gemeinſchaft befruchtet und geſegnet? Die Gemeinſchaften ſollen, wenn ſie rechter Art ſind, das Gewiſſen und das Salz der Kirche ſein. Wir verſtehen das nicht ſo, daß ſie ſich erſchöpfen ſollten in unaufhörlicher Kritik von Mißſtänden, ſondern durch ihr Daſein und durch ihr anſpruchsloſes Tatzeugnis von dem Leben in Chriſto ſollen ſie immerwährend hinaufweiſen zu dem Herrn, der die Seinen ſelig und heilig macht. Daraus geht ſchon ſelbſtverſtändlich hervor, daß ſie in die Kirche hineingehören. Das Salz, das eine Speiſe würzen ſoll, wird nicht neben die Speiſe geſtellt, ſondern in die Speiſe hineingeſchüttet. Hier müßte man nun eigentlich eine ganze Reihe von Geſchichten erzählen aus dem Leben der Gemeinſchaftskreiſe, wie ſie immer wieder für Lehrer und Gemeinden ein Segen geworden ſind. Aber das würde uns zu weit führen.

Die Kirche braucht in einer Zeit, in der Kräfte und Mächte aus dem Abgrund ſich zu Haufen erheben, viel Kraft und Stärke. Dieſe erhält ſie nicht durch Organiſation oder äußeren Zuſammenſchluß oder behördliche Maßnahmen. Die Kraft der Kirche kann die Gemeinſchaft ſein, wenn ſie ihres hohenprieſterlichen Amtes, der Fürbitte, treulich waltet. Es bedeutet etwas Großes, wenn der Prediger, der auf der Kanzel ſteht, die Gemeindevertreter, die über die Angelegenheiten der Gemeinde beraten, wiſſen, daß hinter ihnen eine betende Schar iſt, die im Heiligtum ſteht und Gottes Segen herabfleht auf das Tun der Kirche. „Statt zu klagen, bete mehr!“ Das wäre eine herrliche Loſung für jede Gemeinſchaft. Und ſolches Amt der Fürbitte, aus dem dann auch eine herzliche Liebe zur Kirche erwachſen würde, würde ganz von ſelbſt einer Gemeinſchaft auch in ſchwierigen Verhältniſſen die rechte Stellung innerhalb der Gemeinde verſchaffen.

Die Gemeinſchaften können nach der Erfahrung der Kirche einen Dienſt tun, der nicht hoch genug anzuſchlagen iſt. Es hat je und je in der Kirche Zeiten großer Dürre gegeben. Wir denken etwa an die Zeit des Rationalismus, des öden Vernunft-

glaubens. Da ſchien alles wirkliche, innere Leben aus Gott erſtorben zu ſein. In der Zeit haben eine ganze Reihe von ſolchen ſtillen Gemeinſchaftskreiſen in Deutſchland hin und her das Leben überwintert, und als ein neuer Frühling hereinbrach, da ſind ſie der Kirche zu großem Segen geworden. Überaus lehrreich nach dieſer Seite hin iſt das, was Büchſel in ſeinen Erinnerungen ſchreibt, und ebenſo die Geſchichte der badiſchen Erweckungszeit, die ſich an den Namen des Pfarrer Henhöfer knüpft, und andere Bewegungen. Die Gemeinſchaft ſoll ſich deſſen bewußt werden, daß ſie mit der ſorgfältigen Bewahrung und Behütung des innerſten Kleinods der Kirche eben dieſer Kirche einen Dienſt tut auch da, wo man ſie nicht anerkennt und nicht will.

Es iſt eine Tatſache, daß die Kirche zu Zeiten gewiſſe Lehrſtücke chriſtlichen Glaubens beſonders beleuchtet und beſonders bearbeitet, daß aber auch hier und da gewiſſe Lehrſtücke mehr zurücktreten und faſt in Vergeſſenheit geraten. Die Gemeinſchaftsbewegung hat zweifellos von Gott die Aufgabe bekommen, einige Stücke des chriſtlichen Glaubens in der Kirche beſonders zu betonen und ins Licht zu rücken. Nur darf ſie nicht vergeſſen, daß dieſe Stücke nicht aus dem Ganzen des chriſtlichen Glaubens herausgeriſſen und verderbt und verzerrt werden dürfen. Eine der grundlegenden Erkenntniſſe der Kirche der Reformation war die Lehre vom allgemeinen Prieſtertum der Gläubigen, und es war eine große Tat, wenn die Reformatoren in einer Kirche, in der man die verhängnisvolle Unterſcheidung von Klerus und Laien mit all ihren unſchönen Folgen zur Herrſchaft hatte kommen laſſen, die Lehre vom allgemeinen Prieſtertum wieder zu Ehren brachte. Unter dem Druck der Verhältniſſe iſt es ſo geworden, daß dieſe Lehre wohl noch auf dem Papier ſteht, aber praktiſch vielfach in Vergeſſenheit geraten iſt. Die Kirche iſt vielfach eine Paſtorenkirche geworden, in der der einzelne nicht mehr weiß, daß er zum Dienſt in der Kirche berufen iſt. Die Gemeinſchaftsbewegung hat mit ihrem Bruderſinn dieſe Lehre wieder klar herausgeſtellt. Sie darf aber nicht vergeſſen, daß ihr zwei Gefahren drohen. Sie ſteht in Gefahr, den Segen

und die Notwendigkeit eines geordneten Amtes zu verkennen. Andererseits macht man sehr häufig die Beobachtung, daß sie wohl die Autorität der Pastoren abschafft, aber daß dafür sich ihre Führer eine Stellung anmaßen, die nur zu sehr an jene alten Fehler erinnert. — Sie soll dabei bleiben, die Kirche immer wieder zu erinnern an die Pflicht des allgemeinen Priestertums.

Wir wollen noch eine ganze Reihe von Lehren anführen, die durch die Gemeinschaftsbewegung stark betont und in den Vordergrund gerückt worden sind: die Lehre von der Notwendigkeit einer persönlichen Bekehrung, die Lehre von der persönlichen Heiligung namentlich nach der Seite hin, daß es einen entschiedenen Ernst gilt in der Abkehr von der Welt, die Lehre von der Hoffnung, von der Vollendung und von den letzten Dingen. Auch darf man doch auch wohl ohne Überhebung sagen, daß durch die Gemeinschaftskreise die Kenntnis der Bibel in weiten Kreisen besser gepflegt worden ist. Gerade jetzt wird wieder allgemein die Forderung aufgestellt, daß Bibelkurse eingerichtet werden sollen zur Einführung in die großen Heilszusammenhänge des Wortes Gottes. Allerdings soll noch einmal mit allem Nachdruck darauf hingewiesen sein, daß die Gemeinschaften immer sorgfältig darauf achthaben müssen, daß sie bei keiner ihrer Lehren die biblischen Grundlagen verlassen und versäumen.

Das Notwendigste, was die Kirche braucht, sind ganze Männer und Frauen, die in klarer Erkenntnis und mit erneuertem Herzen in einem selbständigen Christentum ihrem Gott dienen. Wo der Kirche solche Menschen fehlen, da fehlt ihr das Lebenselement. Die Gemeinschaft kann ihrer ganzen Art nach der Kirche den unschätzbaren Dienst tun, daß sie ihr solche Menschen erzieht und zuführt. Sie kann das tun, was der Kirche oft durch die Größe der Gemeinden nicht möglich gewesen ist; sie kann in ihren kleineren Kreisen sorgfältige Einzelseelsorge treiben. Sie ist durch die ganze Art ihrer Auffassung und durch ihre ganze Geschichte dazu getrieben, auf Bekehrung zu dringen und um Erweckungen zu bitten. Sie wird in ihren Kreisen es sich mit allem Ernst angelegen sein lassen, bei ihren Gliedern Verständnis zu erwecken für einen Wandel in der Heiligung

und in der Nachfolge Jesu Christi, und wird auch mehr imstande sein, mit ernster Zucht darüber zu wachen, daß die Heiligung sich im Wandel offenbart. Sie kann und muß ihre Glieder anhalten zu rechter Berufstreue in kleinen und großen Dingen. Sie hat von jeher Einfachheit und Mäßigkeit in Essen und Trinken, in Kleidung und Wohnung gefordert. Sie weiß etwas davon, daß das Familienleben eine göttliche Ordnung ist und sucht es zu bauen und Kinder, Eltern und Dienstboten anzuhalten, daß sie, ein jedes in seinem Stand, Gott recht dienen. Der Gastfreundschaft bereitet sie eine Stätte; gibt sie doch Gelegenheit, die gegenseitige Gastfreundschaft in reichstem Maße zu pflegen. Sie sucht in aller Schwachheit den brüderlichen Sinn zu fördern. Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Sie verwahrt sich dagegen, an den Sterbebetten dem Sinn Raum zu geben, der den Sterbenden den Blick auf den Tod verhüllt und ihn unbereitet in die Ewigkeit gehen läßt, sondern sie will an den Sterbebetten den Blick hinrichten auf die Herrlichkeit, die Gott geben soll. Und darum wissen wir in Gemeinschaften mancherlei zu sagen von seligem Sterben. Mit allem dem glauben wir der Kirche einen Dienst zu tun, weil wir mündige Kirchenglieder erziehen, die in eigener Erkenntnis das Heil ergreifen und Gott und den Brüdern dienen wollen. Es ist nicht Zufall, daß die Kirche immer wieder bei den großen gemeinsamen Arbeiten, die sie tut (vgl. Mission), den stärksten Rückhalt in den Gemeinschaften findet.

Ich bin mir bewußt, daß sich noch mehr sagen ließe von gegenseitigem Dienst, den sich Kirche und Gemeinschaft leisten können. Es sei genug. Zum Schluß geben wir dem Wunsche Ausdruck, daß Gott, der Herr, in Kirche und Gemeinschaft selbst wirksam werde mit Seinem Geiste, damit wir miteinander wachsen in allen Stücken auf den hin, der das Haupt ist, Christus, und damit eines dem andern Handreichung tue nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in seinem Maße und mache, daß der Leib wächst zu seiner selbst Besserung; und das alles in der Liebe.

Mancherlei Arbeiten an einem Werk.*)

I.

Späte Winternacht iſt's. Auf der ſchneebedeckten Mainbrücke kämpft ein einſamer Fußgänger mit dem eiſigen Wind. Tief drückt er den Hut ins Geſicht, hoch klappt er den Mantelkragen und eilt, ſo ſchnell er kann — nach Hauſe, denkt jeder.

Ja, nach Hauſe ginge er wohl gern, das Zuhauſe hätte er auch nötig, unſer lieber Vater — denn er iſt's — nach dem inhaltsreichen Tage, der hinter ihm liegt, wo eine Aufgabe, eine Arbeit die andere ablöſte. Aber jetzt in ſpäter Stunde ruft ihn noch ein ganz beſonderer Dienſt. Und wo er dienen kann, iſt er immer bereit, ſei's auch zu nachtſchlafender Zeit.

Bald ſteht er in dem Saal, wo er erwartet wird. Draußen auf der Straße iſt's dunkel, hier drin iſt's ſtrahlend hell von vielen, vielen Kerzen an einem hohen Weihnachtsbaum. Draußen iſt's kalt und froſtig, hier drin iſt's traulich warm und heimelig gemütlich an den ſchönen weißgedeckten Tiſchen; draußen kämpft man einſam mit Sturm und Wind, hier drin iſt man eingegliedert in einen Kreis von Menſchen, in *eine* Gemeinſchaft, in *ein* Wünſchen und Begehren. Draußen iſt Sturmnacht, drinnen will man Weihnachten feiern.

Aber wer ſind die, die zu ſo ſpäter Stunde ſich um den Chriſtbaum verſammeln? Eine große Schar von Männern, alte und junge, alleinſtehende und manche mit ihren Frauen, alles *Kellner*, aus großen und kleinen Wirtshausſälen, aus eleganten Hotels und beſcheidenen Herbergen; manche wohlgepflegt

*) Dieſes Kapitel ſtammt aus der Feder meiner Schweſter, Frau Pfarrer Stöffler.

und in der Fülle der Kraft, manche abgezehrt und hohlwangig; aber auf allen Geſichtern liegt die gleiche Erwartung, die gleiche Sehnſucht nach Weihnachtsfreude. Am Nachmittag und frühen Abend können ſie nicht feiern wie andere Kreiſe, da hält die Arbeit ſie feſt, aber wie gern opfern ſie Schlaf und Ruhe, um hier im traulichen Kellnerheim mit den Freunden Weihnachten zu feiern.

Prachtvoll kräftig ertönen liebe, altbekannte Weihnachtslieder; und dann redet Vater zu ihnen, und es iſt merkwürdig, wie dieſe ſonſt ſo ernſten, ſtets beherrſchten Geſichter erſtrahlen, oder wie ſich da und dort ein Kopf ſachte ſenkt und leiſe, ganz verſtohlen aus den Augen eine Träne rinnt.

Warum ergreift ſie die Weihnachtsbotſchaft ſo? Dieſe Kellner ſind alle Menſchen, die Heimweh haben; Heimweh nach Liebe und Vertrauen, Sehnſucht nach Herzlichkeit und Gemeinſchaft, wo doch alle ihre Tage dahingehen in gleichem Dienſt! Immer bereit ſein auf fremden Wunſch, ſtets höflich, ſtets korrekt, ſtets beherrſcht und zurückhaltend ſein bei allen Begegnungen des Tages, ſelten einen warmen Dank, nur hartes, kaltes Geld zum Lohne erntend, nie ein perſönliches Wort, kaum einen dankbaren Blick empfangend. Da wächſt im Herzen rieſengroß das Heimweh, das heiße Sehnen nach etwas anderem, was nicht nur die Taſche, ſondern auch die lechzende Seele füllt. Aber „ſelig ſind die, die da Heimweh haben, denn ſie ſollen nach Hauſe kommen."

Unſer Vater hatte dies „Heimweh" völlig erfaßt, ſo ſehr, daß ein Kellner nach ſeinem Tode ſchrieb: „So wie Pfarrer Buſch verſteht uns Kellner niemand mehr." Und weil er ſie verſtand, darum erkannte er auch den Weg zu ihrer Hilfe. Er ſchaffte wohl im Komitee des Kellnerheims eifrig mit, für das äußere Wohl ſeiner Freunde zu ſorgen, oft unter ſchwerer Anſtrengung mit Mühen und Plagen in unzähligen Sitzungen, mit viel Laufen und Rennen zu Behörden und einflußreichen Perſonen, aber unendlich viel wichtiger als all das war ihm, ihre heimwehkranken Seelen „nach Hauſe" zu führen.

So oft man ihn rief, ſo oft kam er: zu Vortragsabenden, zu Bibelſtunden, zu Beſprechungen in kleinen Kreiſen. Er ſprach zu ihnen über viel und mancherlei, aber alles hatte nur das eine Ziel, ihre Seelen heimzuführen. Konnte das irgend beſſer geſchehen als mit der Frohbotſchaft des Weihnachtsfeſtes, die den Frieden Gottes der armen, ſich quälenden Welt bringt? Darum war unſerm Vater der Weihnachtsabend bei den Kellnern das Allerliebſte. Da ſpürte er mehr als je ihre Aufgeſchloſſenheit, ihr Verlangen, drum war ihm die ſpäte Nacht nicht zu ſpät, der verlorene Schlaf nicht zu ſchade, die drangerückte Zeit nie zu koſtbar. Dies Kellnerweihnachtsfeſt war auch ihm ein Feſt, denn er durfte dabei Menſchen dienen, deren Leben ein einziger, oft rauher und herber Dienſt iſt; durfte ihre Seelen, die immer unter Fremden und in der Fremde leben, heim nach Hauſe führen.

II.

In einer kleinen Straße Sachſenhauſens ſteht ein großes Haus. Unſagbar nüchtern und kahl ſieht es aus, und oft, ſo oft ich daran vorbeigehe, wird mir das Herz warm und über allem Kahlen, Grauen und Nüchternen liegt ein roſig verklärender Schimmer. Das iſt das Marthahaus, ein Heim für alleinſtehende Mädchen und Frauen, verbunden mit einem Hoſpiz und einer Haushaltungsſchule, geleitet von Frankfurter Diakoniſſen. Und wenn ich es ſehe, dann ſteigen in der Erinnerung all die vielen Nachmittage auf, da wir mit unſerm Vater durch das große Tor hineingingen und ein Stündchen drinblieben, und dieſe Stunden haben uns das kahle, graue Haus lieb werden laſſen.

Jeden Donnerstag, wenn die zwei großen, anſtrengenden Konfirmandenſtunden vorüber waren, und unſer Vater für unſere Begriffe ein wenig Ruhe hätte haben ſollen, ertönte ein friſcher Pfiff durchs Haus, und Vaters Stimme rief: „Wer geht heut mit ins Marthahaus?“ Schnell waren eine oder zwei von uns Schweſtern fertig, und fort ging's. Der Weg war zwar kurz, aber wunderſchön, denn auf den Gängen zu dieſem und jenem Ziel gehörte uns unſer Vater ganz, da hörte er von

unſerer Schularbeit, freute ſich mit an unſern Erlebniſſen mit Freundinnen, intereſſierte ſich warm für das Buch, das uns gerade beſchäftigte. Aber kaum waren wir durch das hohe Tor gegangen und hatten an der glänzenden Klingel geſchellt, war er ſchon mit Leib und Seele bei dem neuen Dienſt. Er wußte, hier wartete eine Schar von jungen Mädchen auf ihn, denen er die wöchentliche Bibelſtunde halten ſollte. Daß das eine Feierſtunde für die fleißigen Haushaltungsſchülerinnen war, das ſah man ſchon der jungen Pförtnerin in ihrer friſchen, ſonntäglichen Schürze an, noch mehr aber dem ſtrahlenden Geſicht, mit dem ſie Vater begrüßte.

Feiertagsruhe lag über dem großen Arbeitsſaal, in den wir jetzt traten. Wohl waren die großen, langen Tiſche die gleichen, an denen ſonſt genäht, geflickt, geſchrieben wurde; aber heute waren ſie abgeräumt von allem Arbeitsgerät, nur eine Bibel und ein Geſangbuch lag an jedem Platz. Wohl waren die Schweſtern dieſelben, die tüchtig und energiſch bei allen Arbeitsſtunden lehrten, zeigten und ordneten; jetzt aber ſaßen ſie mit gefalteten Händen an ihrem Seitentiſch, bereit, einmal zu *nehmen*, wo ſie ſonſt immer nur geben und immer wieder geben mußten; und die ſonſt ſtets lebhafte Mädchenſchar ſaß ganz ſtill, ganz geſammelt um den Tiſch herum, die erwartungsvollen Augen auf unſern Vater gerichtet. Gar nichts Beſonderes geſchah in dieſen Stunden: Geſang, Gebet, Bibelleſen und Beſprechung und dann noch eine Erzählung aus der Kirchengeſchichte oder aus der Äußeren und Inneren Miſſion, wieder Geſang, das war das immer gleiche Programm, und doch lag Feiertagsglanz darüber. Mitten in der lärmenden Großſtadt war hier ein ſtiller Saal, mitten im Getriebe der Arbeit der Woche war hier eine ſtille Stunde, mitten im Schaffen und Sorgen um die Dinge des täglichen Lebens war hier ein Hineintreten in das Reich des Friedens, ein Aufblicken zur Ewigkeit, in deren Glanz einem das Kleine klein und das wahrhaft Große groß wurde.

Dieſe Feiertagsſtunden haben uns allen viel gegeben: manchen Schatz an köſtlichen Erfahrungen, die Vater erzählte, manche Bereicherung des bibliſchen Wiſſens; aber vor allem waren

ſie den jungen Mädchen Quellen der Kraft für die viele Arbeit der Tage, ein immer neuer Halt gegen die vielerlei Lockungen und Verſuchungen, die an die Schülerinnen, die meiſt vom Lande kamen, in der Großſtadt herantraten, und ein Wegweiſer auf dem Wege des Lebens.

III.

„Papa, die Trambahn kommt!“ ruft unſer kleiner Bruder ins Studierzimmer, wo Vater mit dem Küſter redet und den Tagesplan mit ihm macht. Noch ein paar eilige Aufträge ſchon auf dem Weg zur Tür, ein Abſchiedsgruß, während er nach dem Hute greift, und ſchon iſt er zum Tor draußen und ſpringt in ein paar Schritten der Elektriſchen zu, die gerade vor dem Hauſe hält.

Kurz iſt die Fahrt zum Basler Hof, dem Chriſtlichen Hoſpiz, in dem Vater dreimal in der Woche die Morgenandacht hält; aber jeder Augenblick iſt ausgenutzt: Gleiten auch die Augen über die Dinge da draußen, die herrlichen Bäume, den Mainſtrom, die langen Häuſerreihen; Vaters Blick geht nach innen, und all ſein Denken, Wollen und Bitten konzentriert ſich zu dem einen Punkt: „Wie bringe ich meinen Zuhörern heute morgen Seelennahrung, wahres Lebensbrot?“

In dem großen, bewegten Hotel nimmt ein kleiner, ruhiger Saal die Andächtigen und Andachtverlangenden jeden Morgen auf. Ein Choral erklingt, und mit innerer Freude und herzlicher Wärme ſpricht Vater kurz über Loſung und Lehrtext des Tages. Ganz gleich iſt's ihm dabei, ob er viel oder wenig Zuhörer hat, ob Hotelgäſte darunter ſind, oder ob ſich nur Glieder des großen Perſonals verſammelt haben; wenn nur die, die da ſind, mittun und mitgehen auf den Weg, den er ſie führen und mit ihnen gehen möchte, und er weiß und ſpürt es, daß da der kleine, heimwehkranke Liftboy oder das Zimmermädchen, das ſo allein bei allem Verkehr und Getriebe im großſtädtiſchen Hotel iſt, oft noch nötiger die helfende und führende Hand brauchen als mancher, der ruhig und ſicher durch die Welt reiſt.

Sämannsarbeit geſchah in dieſen Morgenſtunden, die nicht

raſchen Erfolg und ſchnelle Ernte brachte, Arbeit, die in aller Stille Treue und Hingebung forderte, aber eine Arbeit, die den getreuen Knecht ſelbſt bereicherte und ſtärkte, und deren Segen einſt in der Ewigkeit hell und leuchtend offenbar werden wird.

IV.

Wie in ſo mancherlei Werke und Arbeiten des Reiches Gottes, führte der Weg unſeres Vaters auch in das Frankfurter Diakoniſſenhaus. Er wurde in den Vorſtand und bald zum erſten Vorſitzenden gewählt. In vielen Sitzungen beriet er die Anliegen und Sorgen des Hauſes mit; manchen Gottesdienſt, manche Wochenſchlußandacht hielt er der großen Hausgemeinde, bei Feſten und feierlichen Anläſſen nahm er oft als Freund des Hauſes teil und ſtärkte und ermunterte die Schweſtern mit einer friſchen, herzenswarmen Anſprache zu ihrer Arbeit.

Aber all der Dienſt, den er dort tat, geſchah ganz in der Stille, drang nie in die große Öffentlichkeit, und war doch vom Segen Gottes gekrönt, von dem Segen, von dem es heißt: „Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuſer.“ Als unſere Mutter nach Vaters Tode aus dem Pfarrhaus auszog und in der ganzen, großen Stadt ſich nirgends eine Wohnung und ein Plätzchen zum Bleiben finden laſſen wollte, da öffnete das Diakoniſſenhaus in dankbarer Liebe für das, was unſer Vater ihm geweſen war, ſeine Tore, und in viel herzlicher Güte gewährten die Oberin und die Schweſtern in einem der Häuſer unſerer Familie eine liebe Heimat, bis ſie eine bleibende Wohnung gefunden hatte.

V.

Um den großen Tiſch ſitzt unſere Familie beim Mittageſſen verſammelt. Nur unſer Vater fehlt; er iſt bei einer Sitzung des Komitees der Basler Miſſion in Baſel, wo über eine ſehr wichtige Frage beraten und ein folgenſchwerer Entſchluß gefaßt werden ſoll. Es handelt ſich darum, ob Baſel den Ruf, eine Arbeit in Togo aufzunehmen, erhören und ihm Folge leiſten ſoll.

Zwei Nächte opfert unſer Vater, um bei der Sitzung zu ſein. Eigentlich reicht ſeine Zeit wirklich nicht zur Reiſe, aber die Frage iſt ihm ſo wichtig, und er möchte nicht, daß ſeine Stimme bei der Schlußentſcheidung fehlt.

In der fröhlichen Tafelrunde denken wir auch an ihn und die Togoangelegenheit, aber bald ſchwirren die Stimmen durcheinander, ſind doch die Mahlzeiten die ſchönen Gelegenheiten, wo die ganze Hausgemeinde beieinander iſt und jedes dem andern von ſeinem Erleben mitteilen kann.

Da plötzlich ſchellt es. Ein Telegramm wird hereingetragen. Sofort iſt alles lautlos ſtill, während Mutter es öffnet. „Arbeit in Togo beſchloſſen!“ heißt es. Da bricht ein Schrei der Begeiſterung und ein Jubel los, der faſt keine Grenzen kennt. Am Haus Vorübergehende mögen die Köpfe geſchüttelt haben an dem Freudenlärm und wohl auch dieſe und jene Urſache dazu angenommen haben. Aber auf den Gedanken kam wohl keiner, daß da Freude herrſcht, nicht über das große Los oder über die Ankunft eines Onkels aus Amerika und dergleichen mehr, ſondern einzig und allein, weil eine Miſſionsgeſellſchaft eine neue Arbeit wagt und der Siegeszug des Evangeliums weitergeht.

Aber dieſe Freude war nur ſo ſtark und überſtrömend, weil ſie in dem warmen Herzen unſeres Vaters ihren Urſprung hatte und von ihm auf uns überging und uns immer wieder neu belebte. Sein Glück über dieſe Togoentſcheidung war ſo groß, daß er es nicht erwarten konnte, bis er es den Seinen erzählen durfte. Er mußte der Begeiſterung einen Ausweg ſchaffen, und darum telegraphierte er.

Dies kleine Erlebnis iſt bezeichnend für das ganze Verhältnis unſeres Vaters zur Miſſion. Sein Herz, ſeine warme Liebe gehörte ihr. Er war ſo durchdrungen von der Wichtigkeit des Heilandsgebotes: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur!“, daß er, ſo weit es es ihm nur möglich war, alles, was er hatte, ſeine Zeit, ſeine Kräfte, ſeine Gaben, ſein Haus in den Dienſt der Miſſion ſtellte.

Liebe gibt offene Augen und macht erfinderiſch. So fand unſer Vater immer neue Wege und Möglich-

keiten, Miſſionsintereſſe und Verſtändnis oder wenigſtens auch nur ein wenig Kenntnis von der Miſſion zu vermitteln. In den Konfirmandenſtunden, bei ſeinen Jünglingsvereinen, in der Sonntagsſchule, im Kreiſe der jungen Mädchen, im Schulunterricht, in beſonderen Miſſionsſtudienkränzchen für die gebildete Jugend, auf der Kanzel, überall erzählte er vom Erleben auf den Miſſionsfeldern oder von den prinzipiellen Fragen der Heidenmiſſion. In all den Gemeinden, in denen er längere Zeit war, hat er regelmäßige Miſſionsſtunden eingerichtet. Allerdings konnte er dies nur, weil er ſich ſelbſt dauernd auf dem Laufenden hielt: *denn die Liebe iſt auch voll Intereſſe und Anteilnahme.*

Konnte unſer Vater auch nicht ſelbſt die Freuden und Leiden der Miſſionare miterleben, konnte er auch nicht ſelbſt die Entwicklung der Dinge auf den einzelnen Miſſionsgebieten in Augenſchein nehmen, ſo verfolgte er doch all dies aufs genaueſte in den Miſſionszeitſchriften. Jede Woche brachte ihm eine Reihe der verſchiedenſten Miſſionszeitſchriften, die er nicht nur hielt, ſondern las, ſo gründlich las, daß er nicht nur über die Lage im allgemeinen unterrichtet war, ſondern zu unſerm immer neuen Erſtaunen vielfach die einzelnen Stationen und die Miſſionare dort mit Namen kannte.

Liebe ſchafft aber auch Gemeinſchaft. So brachte unſers Vaters Miſſionsliebe einen reichen Verkehr mit den Miſſionsanſtalten da und dort, zu deren Sitzungen und Konferenzen er eingeladen wurde. Sie ſchenkte ihm ein inniges Band der Gemeinſchaft mit Miſſionsfreunden in Stadt und Land, die nur zu gern den Gleichgeſinnten zu Feſtpredigten und Miſſionsvorträgen aufforderten, die er annahm, ſo weit er's nur mit ſeinem Pfarramt vereinigen konnte. Und ſie brachte ihm die Verbindung und Freundſchaft mit vielen einzelnen Miſſionaren, die in ſeinem Hauſe jederzeit Aufnahme und eine Heimat fanden, denen er in großen Verſammlungen in der Kirche oder in kleinen Kreiſen, oder z. B. alljährlich bei einem Miſſionstee in ſeinem Gemeindehauſe, zu dem einzeln perſönlich eingeladen wurde, Gelegenheit gab, zu reden und von ihrer Arbeit zu erzählen.

Und endlich: Liebe erzeugt Wärme und weckt neue Liebe. Das durfte auch unser Vater erleben. War oft der Boden hart und steinig und namentlich in Frankfurt völlig verschlossen für die Gedanken der Mission, stand doch dort alles, besonders auch die gebildete Welt, unter dem Eindruck: „Warum zu den Heiden gehen, wo im Vaterland so viel Not ist!“ und „Warum die Naturvölker aus ihrer glücklichen Ruhe und Naivität aufstören?“ War so die Arbeit oft schwer und mühsam, so legte doch Gott seinen Segen darauf und ließ den treuen Arbeiter am Werk des Herrn erleben, wie da und dort Menschen von seiner Missionsliebe angesteckt wurden, wie sich Herzen für die Missionsarbeit erwärmten, Hände zum Geben öffneten, und wie sich allmählich ein Kreis von Leuten sammelte, von denen er wußte, die stehen mit an in Gebet und Flehen für die Verkündigung des Evangeliums in der Heidenwelt, die unterstützen mit Geld und Gaben die Arbeit der Missionsanstalten und tragen als warme Missionsfreunde Missionsliebe und Missionsinteresse in immer weitere Kreise hinein.

Ein Höhepunkt im Jahr für diese seine Missionsfreunde bildete der erste Epiphaniassonntag, wo Vater all die Sammler der Halbbatzenkollekte und die Besitzer von Missionsbüchsen in sein Haus einlud, und später, als der Kreis zu groß wurde, ins Gemeindehaus, und dort bei gemütlichem Kaffetrinken die Büchsen leerte und ihren Inhalt zählte, wo er sie alle zum Weitermachen ermunterte und stärkte und ihnen Neues und Wichtiges von der Mission erzählte. Und mehr als manche große feierliche Veranstaltung hat dies trauliche Zusammensein in seinem Haus und seiner Familie dazu geholfen, das Band der Gemeinschaft zu festigen und die Missionsliebe vor dem Erkalten zu bewahren.

VI.

Lang ist's her, es war noch in der Elberfelder Zeit, da gingen unsere Eltern eines Sonntagmorgens von der Kirche heim, erfüllt vom Geredeten und Gehörten. Da gesellte sich ein lieber Freund zu ihnen, der ehemalige Missionsinspektor Haußleiter, der von etwas anderem gänzlich erfüllt war und nur das eine Bestreben

hatte, seinen Freund für seine Sache zu gewinnen. Er wollte gern, daß unser Vater die Arbeit an der Ausbreitungsgesellschaft übernehmen sollte. Er redete unaufhörlich auf ihn ein, während sie durch das enge Tal gingen; er erklärte ihm aufs genaueste, was die Ausbreitungsgesellschaft sei und wolle. Sie ist ja eine Arbeit an und unter den Katholiken, die in aller Stille, nicht in wüstem Hetzen und Kampf ihren Dienst tun will, deren Ziel nicht ist, möglichst viele zum Übertritt zu gewinnen, sondern dem sich sehnenden katholischen Bruder die Bibel zu bringen, die ihm seine Kirche versagt.

Bibel verbreiten, Wort Gottes weitergeben, das war nun freilich ein Werk, das ganz im Sinne unseres Vaters geschah, und doch weigerte er sich erst aufs entschiedenste, mitzutun, weil sein Pfarramt an und für sich so groß war, weil er stets mehr Arbeit hatte, als er fast bewältigen konnte. Aber der Freund ließ ihn nicht los, in Rede und Gegenrede ging's den steilen Berg hinauf unserer elterlichen Wohnung zu, und wirklich, als sie oben waren, war Vater gewonnen. Zu schwer konnte er nein sagen, wo man ihn zur Hilfe rief, und von diesem Augenblick an gehörte seine Kraft, seine Zeit, sein Beten und Lieben auch dieser stillen und doch großen Arbeit.

Er wurde bald Vorsitzender der Ausbreitungsgesellschaft. Das ist ein trockenes Wort und macht keinem klar, welche Fülle von Mühe und Aufgaben dahintersteckt, es zeigt niemand die Stapel von Briefen, die für diese Sache so oft morgens auf Vaters Schreibtischecke lagen, die er in der Morgenfrühe und Morgenstille geschrieben hatte, während das ganze Haus noch schlief, es zeigt niemand, es redet zu niemand von den langen stillen Stunden in seinem Studierzimmer, wo er mit Katholiken redete, die durch die Ausbreitungsgesellschaft angefaßt waren, die nicht mehr aus und ein wußten und so gern zur Klarheit kommen wollten und unsern Vater um Aufnahme in die evangelische Kirche baten. Es zeigt auch nicht die kleinen und großen Kirchen, die vollen riesigen Säle in den Städten und die engbesetzten kleinen Versammlungsräume auf dem Lande, wo unser Vater vorne am Rednerpult stand und von der Arbeit und

seinen Reisen dafür erzählte und bei seinen Zuhörern um Mitarbeiter erwarb, die nicht nur bequem den kleinen Jahresbeitrag zahlten, sondern sich verpflichtet fühlten, jedem katholischen Bruder, in dessen Umgang sie kamen, etwas mitzugeben von ihrem innersten heiligsten Besitz.

Etwas vom Schönsten, was unserm Vater selbst die Arbeit bei der Ausbreitungsgesellschaft brachte, waren seine Reisen in katholische Gegenden und Länder, die wir ja in diesem Zusammenhang nicht ausführlich schildern können; aber doch sollen uns einige kleine Bilder etwas von ihnen erzählen:

Im August 1904 reiste er mit seinem Schwager Albrecht Kullen, der ihm stets ein besonders lieber Reisekamerad war, nach Österreich, einer Einladung der Gräfin de la Tour in Treffen in Kärnten folgend. „Wer ist diese Gräfin de la Tour?" Darüber schreibt unser Vater selbst:

„. . . Kärnten ist ein schönes Land, aber es leidet an furchtbaren Schäden. Das Landvolk, das in der Umgegend von Treffen wohnt, ist überaus arm und dürftig. Und zwei Feinde sind es namentlich, die am Mark dieses armen Volkes zehren: die Trunksucht und die Unzucht. Schon die kleinen Kinder bekommen Schnaps zu trinken, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß in der Treffener Kleinkinderschule die Kleinen am Montagmorgen noch an den sichtlichen Folgen des Schnapsgenusses litten. Wilde Ehen sind eine leider nur allzu häufige Erscheinung. Den Heiland, der allein aus all dem Elend erretten könnte, kennt das arme Volk nicht. Das Wort Gottes, das diesen Heiland und den Weg zu ihm verkündigt, gibt ihm die katholische Kirche nicht. Da ist der edlen Gräfin de la Tour die Not ihres Volkes zu Herzen gegangen, und sie hat allerlei Arbeiten in Angriff genommen, um die Wunden des leidenden Volkes zu lindern und ihm das teure Evangelium von Christo Jesu zugänglich zu machen. Sie gründete eine evangelische Schule, eine evangelische Kleinkinderschule, ein Vereinshaus und an einem andern Ort ein evangelisches Waisenhaus". Und zum Jahresfest aller dieser Häuser lud sie unsern Vater als Fest-

redner ein. Vater erzählte oft und viel von diesem herrlichen Festtag.

Denkt euch einen alten gräflichen Park mit prächtigen Baumriesen, grünen Rasenflächen, gepflegten Wegen! Heut' ist er voller Leben. In großem Zuge sind sie heut morgen eingezogen: voran die Kinderschüler zu Fuß oder in kleinen, mit Grün besteckten Wagen. Dann kamen mit festem Tritt die Schulkinder und Anstaltsbuben, alle mit leuchtenden Blumensträußchen geschmückt, dann die Gräfin mit ihren Gästen, und hinter ihnen ein Strom von Menschen, meistens einfache Landleute aus der näheren und ferneren Umgebung. Und all die vielen Hunderte lagern sich unter den großen alten Bäumen und lauschen dabei dem Wort Gottes, das ihnen verkündigt wird. Die Baumwipfel rauschen leise, und die Grillen zirpen im Gras, sonst stört nichts die andächtige Stille, die da herrscht und die da anhält Stunden hindurch. Von 9 bis 12 Uhr hören sie zu, hören mit Aufmerksamkeit und Begier, hören mit Spannung und Hunger der Seele. Da war's herrlich reden für die vielen, die etwas zu sagen hatten, und Vater sagte öfter, solche aufmerksamen Zuhörer seien etwas Köstliches. Da spüre man ordentlich, wie das Erdreich für den Samen des Wortes Gottes bereit sei und man hat gute Hoffnung auf eine Freudenernte.

So reichlich die geistliche Speise war, so reichlich wurde nun auch der Leib gelabt. Im Schloß wurden an großen Tafeln über hundert Gäste gespeist und im Park unter Gottes liebem Himmel noch viel mehr. In solchen Stunden wuchs mehr als in langen Jahren sonst das Band der Zusammengehörigkeit der Evangelischen in diesem katholischen Lande. Überall fröhliches Lachen, strahlende Augen und ein jubelndes Singen zum Lobe Gottes und im Dank gegen ihn.

Vater begegnete unter all den Fröhlichen einem alten Mann, der so besonders glücklich durch die Menge schritt. Er kam ins Gespräch mit ihm, und siehe da, was war die Ursache dieses auffallend strahlenden Glückes? Ein Paar echte hirschlederne Hosen. „O," sagte der Alte, „seit ich denken kann, war das mein Wunsch, so ein Paar rechte, echte, gute Hirschlederne,

aber so was kann sich unsereins nicht leisten. Denken Sie, was tut unsere Frau Gräfin? Die hat mir ein Paar geschenkt, hören Sie, geschenkt . . . allerdings" — er kraute sich hinter den Ohren — „eine Bedingung ist dabei, eine Bedingung" — und dabei wurde sein Gesicht sehr bedenklich — „ich soll nie mehr einen Rausch haben, wenn, ja wenn, ach — nein, ich krieg' keinen, aber wenn je, dann müßte ich halt, nein, das kommt aber nicht vor! Dann müßte ich halt meine Hirschledernen hergeben. Bei Gott, nein, das soll sie nicht erleben!" —

An diesem Ausspruch und an vielem andern merkte Vater, wie lieb man die edle Gräfin hatte, und wie ihre Arbeit vielen zum Segen war.

Bitter ungern riß sich Vater aus diesem Kreise los, aber sein Weg führte ihn weiter an noch andere Orte und zu andern Menschen, die seiner begehrten.

Es war gegen Abend, als die beiden Reisegefährten in einem ganz kleinen Ort in Krain ankamen, dessen katholischer Priester unsern Vater dringend um einen Besuch gebeten hatte. Der Zug fuhr fort, die beiden standen am Bahnhof, bald umringt von einem Häuflein Leute. So selten, so sehr selten kam ja hier ein Fremder an, da mußte man doch schauen, was diese zwei vorhatten. Ach, und wie groß war erst das Verwundern und Erstaunen, als die beiden eine Sprache redeten, die niemand noch gehört hatte. Vater war dies allerdings kein bißchen interessant, er wurde allmählich ratlos, als er merkte, daß hier keine der ihm bekannten Kultursprachen verstanden wurde, daß jedes Wo[illegible], um das er sich bitter anstrengte und mühte, nur belustigendes Lachen und staunende Blicke hervorrief. Aber Vater gab keinen Kampf so schnell auf, er versuchte immer neue Mittel, um zum Ziel zu kommen. Er fing an, mit den Händen allerhand Zeichen zu machen, und endlich beginnt er auf dem Bahnhofsplatz das Kreuz zu schlagen, zu segnen, die Hände immer wieder zum Gebet zusammenzulegen und leise dabei das lateinische Vater-Unser und das Ave Maria zu beten. Da endlich, endlich geht ein Dämmern und bald ein Verstehen durch die Reihen: Sie wollen zum Priester! Und im Triumph werden sie nun an das stille düstere

Haus geführt, wo eine einsame Seele in Zerrissenheit und Zweifel wartet, und wo nun bald das helle Licht des Evangeliums leuchtet und alle Zweifel und Sorgen zerschlägt und eine geknechtete Seele befreit einer neuen Zukunft zuführt. —

Wenn Gott ihm solches Erleben schenkte, vergaß Vater alle Schwierigkeiten und Mühen der Reise, und nur großer Dank gegen Gott blieb, der Menschen und ihre kleinen Dienste benützt, sein Reich auszubreiten.

VII.

Nach dem Tode unseres Vaters schrieb ein Mitglied des Wartburg-(Jungmänner)vereins an unsere Mutter einen ergreifenden Trauerbrief, in dem eine Stelle bezeichnend für die ganze Arbeit unseres Vaters an der Jungmännerwelt war. Da heißt es: „. . . Es sind viele Jünglinge, die heute den Vater zur letzten Ruhe begleiteten und in tiefer, aufrichtiger Trauer mit Ihnen allen am Grabe standen. Wie vielen von uns Wartburgern fehlt das rechte Erlternhaus, und wir fanden keine väterliche Freundschaft, außer bei Vater Busch."

Da war es gesagt, worin die Stoßkraft seiner Arbeit an den jungen Männern bestand: daß er ihnen in Wahrheit ein Vater war.

Wohl hat er auch in der äußeren Organisation der Jugendpflege nach Kräften mitgewirkt. Er übernahm das Amt eines Kreispräses der Mainkreisverbindung mit all seinen Verpflichtungen in Sitzungen und Besprechungen, Festpredigten und Konferenzvorträgen. Viel wichtiger aber war es ihm, den jungen Männern, die ihm sein reiches, bewegtes Leben persönlich in den Weg stellte, ein Freund und Vater zu sein. Dies warme, herzliche Gefühl hatte er für jedes junge Menschenkind, das ihm begegnete, und für die Menge der Vereine, in die er kam, besonders natürlich für die Lukasabteilung des Wartburgvereins, die ihm anvertraut war. Ihnen wollte er nicht nur der Vereinsleiter sein, der die offizielle Zeit bei ihnen war und sie auf gute und bessere Art unterhielt. Als ein rechter Vater gab er ihnen so viel Zeit, als er nur konnte, sah auch geschwind zu

ihnen herein, wenn sie sich selbst beschäftigten, lief am Sonntag dann und wann auf ihren Spielplatz, wo sich die jungen Leiber tummelten und stählten. Als ein rechter Vater freute er sich mit an ihren Freuden, sah nicht verächtlich auf ihre oft noch jugendlichen, ja bubenhaften Späße und Einfälle. Voll Verständnis und Humor für alles, was nicht Sünde war, konnte er mit ihnen lachen und scherzen.

Als ein rechter Vater öffnete er ihnen gleich den eigenen Söhnen sein Haus, ja zu Zeiten dem ganzen Verein. Als in den Kriegsjahren der gewöhnliche Vereinssaal als Lazarett benutzt wurde und die jungen Leute sich nach einer neuen Heimat umsahen, gab Vater ohne Besinnen unser größtes Zimmer her. Wie oft hieß es nun Freitagsabends, wenn die Familie beim Abendessen saß: „Macht schnell, der Wartburgverein kommt!" Im Augenblick war da die Mahlzeit beendet, denn ehe die Jünglinge kamen, gab's immer noch allerhand zu tun. „Alle Mann auf Deck!" rief Mutter da meistens. Die Großen von uns hoben und trugen die schweren Tische, und die übrige Kinderschar stieg auf den hohen Speicher hinauf, wo die Stühle für den Verein standen. Und im Gänsemarsch ging's hintereinander wieder herunter, jedes einen Stuhl für sich balanzierend. Natürlich langte ein Gang nicht; wir mußten noch verschiedene Male die Treppen hinauf und herunter, bis für alle ein Stuhl da war. Aber wir taten's fröhlich und gern, sahen wir doch, wie Vater sich freute. Ihn berührte es nicht — und Mutter war da ganz mit ihm einig —, ob viel Schmutz ins Haus getragen wurde, ob der schöne Parkettboden Flecke und Kratzer bekam und vielleicht das Sofa und die Möbel ein wenig oder sehr litten. Er war glücklich, daß „seine Jungens" zu ihm kamen und in seinem Hause sich wohl fühlten.

Aber als ein rechter Vater gab er ihnen noch mehr, gab ihnen von den besten Gütern, die er besaß. Wie bei aller Arbeit, so war auch hier sein Ziel, die jungen Männer in ein Verhältnis zu Gott zu bringen, ihnen den Weg zu Christus zu zeigen.

Ein junger Freund, der eine Weile Vaters Schüler war, schrieb nach seinem Heimgang ein kurzes Wort der Erinnerung

in ein Jugendblatt, das das zum Ausdruck bringt, was Vater all seinen jungen Freunden sein wollte und sehr oft auch war:

„. . . Um mir die Zeit recht zu vergegenwärtigen, die ich als Teilnehmer des Jugendpflegekurses in Frankfurt a. M. als sein Schüler verleben konnte, sah ich den Stundenplan nach, die Fächer festzustellen, die der Verstorbene zu behandeln hatte. Ich war erstaunt zu lesen: „Jünglingsbündnisse", „Kirchliches Leben". Diese so trocken klingenden Stoffe stehen in gar keinem Einklang mit der Lebendigkeit, mit der sich diese Stunden in Herz und Gedächtnis eingegraben haben. Wenn ich mich nun frage, wie das kommt, was es war, das die Stunden so groß und schön und eindrucksvoll gestaltete, so wird es mir klar, daß nicht die Wucht der Gedanken oder der Schwung der Darstellung es waren — freilich, beides fehlte nicht —, sondern daß es etwas anderes war. Schöne und gute Gedanken verfliegen; was bleibt, ist der Eindruck der Persönlichkeit. Und das war das Geheimnis des Dahingeschiedenen. Er war eine christliche Persönlichkeit, ein Mann aus einem Guß. Diese schlichte, demütige Art, voll sprudelnden Humors, natürlich, weitherzig — nichts Menschliches war ihm fremd — dabei aber im engsten wie selbstverständlichen Anschluß an seinen himmlischen Vater. Das machte ihn groß. Er war einer von den Seltenen, bei denen Christentum nicht Beruf, Absicht, Berechnung oder sonst was ist, sondern bei ihm war es Art, Wesen. Das kam zum Ausdruck ganz gleich, ob man ihm im Unterricht, auf der Kanzel, im Vortrag oder auf der Straßenbahn begegnete. Da war nie etwas von gemachter Würde und Feierlichkeit, da redete immer der Mensch zum Menschen, der war, was er sein mußte. Er brachte es unausgesprochen zum Ausdruck, daß er durch dieselbe Tür zum Himmel müsse, durch die alle gehen, die überhaupt hineinkommen. Das ließ ihn überall den rechten Ton finden, der ihm Zugang zu den Herzen verschaffte. Weil er ein Christentum vorgelebt hat, wird sein Einfluß weit über das Grab hinausreichen. Wenn er auch der letzte gewesen wäre, der *sich* zum Vorbild hingestellt hätte, er wäre aber der erste gewesen, der uns auf den hingewiesen hätte, der Kern und Stern seines Lebens war: Jesus

Chriſtus. Auf ihn zielte alles. Unſer Gedenken und unſere Dankbarkeit ſoll ſich darum darin beweiſen, daß wir die Wege gehen, die der Heimgegangene in Wort und Wandel gegangen iſt."

VIII.

Nacht liegt über den Straßen. Verloren hupt hie und da ein Auto, einſam hallt da und dort der Schritt der Poliziſten oder eines ſeltenen Fußgängers. Sonſt iſt alles ſtill.

Das iſt die Zeit, die Vater oft zur Arbeit braucht. Das iſt die Stille, die er ſich manchmal erſehnt im Getümmel der Tage, wenn irgendwelche Aufgaben am Schreibtiſch auf ihn warten. Unter Tag kommt er nicht dazu, da klingelt das Telephon, da ſchellt es an der Haustür, da geht es aus und ein. Aber in der dunklen Morgenfrühe iſt er ungeſtört. Leiſe ſchleicht er aus dem Schlafzimmer, niemand von ſeinen Lieben ſoll erwachen. Leiſe geht er die Treppe hinunter, und ſchon erglüht das Licht im Studierzimmer. Den vorübergehenden Wächter der Wach- und Schließgeſellſchaft regt das nun nicht mehr auf, ſeit er ein paarmal ganz erregt klopfte und nachſah, was für Diebe da einbrechen wollten und lachend für ſeine Pflichttreue mit einer Zigarre getröſtet worden war. Nun weiß er, da iſt ein Mann wie er auf dem Poſten und arbeitet. Der draußen geht und geht unermüdlich durch die Straßen um die anvertrauten Häuſer; der drin ſitzt ganz ſtill, aber deſto eiliger läuft ſeine Feder übers Papier. Wir fragten unſern Vater manchmal, warum er beim Schreiben ſich ſo ſelten oder faſt nie zu beſinnen brauche, ob er denn gar nicht erſt nachdenken müſſe — das hätten wir in unſerer kindlichen Liebe ja ohne weiteres geglaubt —; aber er antwortete uns dann jedesmal, wie er auf ſeinen Gängen zu Sitzungen und Beſprechungen, auf ſeinen Wegen in der Gemeinde, wenn er allein ſei, ſo wunderſchön Zeit habe, manches zu überdenken und zu überlegen. Es ſei doch ſchade, wenn man ſolch koſtbare Zeit unbenützt laſſe. So kam's, daß er meiſt ſchrieb, als werde ihm diktiert, und wir ſtaunten oft, wenn wir zur Morgenbegrüßung zu ihm kamen, wie viel er in dieſen frühen Stunden geleiſtet hatte. Da lagen die druckfertigen Seiten für

ſo manchen Artikel der Blätter, die er zeitweiſe redigierte, des „Himmelan“, des „Licht und Leben“, des „Sontagsgrußes für Frankfurt“, der „Lebensfragen“. Viel Zeit konnte er all dieſen Blättern nicht widmen, aber was er ihnen gab in den Leitartikeln, kam aus dem Innerſten ſeines Herzens und ging wieder zu Herzen und war wahre Nahrung für das Herz.

Aber Vaters Schreibtiſch ſah noch mehr ſchriftſtelleriſche Arbeit. Einmal wollte der Herausgeber eines Kalenders drei, vier Tage durch unſern Vater verſorgt wiſſen, ein andermal ſollte er einen Abſchnitt für ein Andachtsbuch liefern. Ja, der Schreibtiſch ſah hier und da auch ganze Bücher entſtehen, wenn Vater darum gebeten wurde (Tante Hanna, Ein ſchwäbiſches Dorfſchulhaus, Esra, Nehemia, Eſther, Die Offenbarung uſw.). Er konnte ja ſo ſchlecht „nein“ ſagen, wenn man ihn um etwas bat; und gerade dieſe Bitten erfüllte er beſonders gern, weil er ſpürte, wie ihn all dieſe Arbeit ſelbſt bereicherte und Befruchtung für ſein Amtsleben bedeutete. Pfarrer Gauger ſchrieb nach ſeinem Tode: „. . . er verſagte ſich nie. Wer ihn bat, dem gab er. Stand ihm die Zeit und die Macht zu Gebot, ſo half er, ohne ſich lange zu bedenken. In dieſem Stück wird ihm kein Menſch gleichgekommen ſein. Ich wüßte nicht, wann er einmal einen Korb ſollte ausgeteilt haben. Als Frau Hanna Fauſt in Elberfeld ſtarb, da ſtand es feſt, daß ihr ein Buch gewidmet werden mußte. Ich fragte da und dort herum, kam aber nicht zum Ziel. Dr. Buſch ſagte ſofort zu, und er war der richtige Mann. In kürzeſter Zeit ſchrieb er dieſe volkstümliche Lebensbeſchreibung. Einmal erhielt er das Angebot, für das bei Bertelsmann in Gütersloh erſchienene Mayerſche Bibelwerk die Offenbarung Johannes zu bearbeiten. Und ſiehe da, er tat's und vollendete das Werk . . .“

Ja, „er tat's“, obwohl ihm manchmal anfangs die Sache gar nicht lag. Und ich kann mir noch denken, wie er mit Sorge von den Büchern Esra, Nehemia, Eſther ſprach, aus denen ſich doch nur ſchwer etwas Erbauliches und wirklich Praktiſches für den einfachen Leſer gewinnen läßt. „Aber den Aufrichtigen läßt's

der Herr gelingen." Gerade von dieſen drei Büchern weiß ich, wie mancher Seele ſie zum Segen wurden.

Aber Vaters Schreibtiſch ſah auch ſtille, ernſte Schreibarbeit, die nicht für die breite Öffentlichkeit beſtimmt war, aber die vielleicht in ihrer Art noch wichtiger und wertvoller war. Nach allen Richtungen unſeres Heimatlandes und über ſeine Grenzen hinaus gingen die ſeelſorgerlichen Briefe aus ſeiner Hand, deren Zahl niemand kennt, deren Inhalt wir nicht wiſſen, deren Wirkung uns meiſt verborgen blieb. Aber Gott, in deſſen Namen und zu deſſen Ehre und in deſſen Auftrag ſie geſchrieben wurden, kennt ſie und ihre Frucht.

„Seine Herrlichkeit ſchauen" und „in und bei Gott leben", das ſind Wendungen, die in all ſeinem Geſchriebenen immer wiederkehren. Das war Vaters Ziel für ſich und für alle, an denen er arbeitete, und dieſem Ziel auch und nichts anderem ſollte letzten Endes alles, was er in dieſen ſtillen Stunden ſchrieb, dienen.

IX.

Ein Schnellzug brauſt durch die Nacht. Unaufhaltſam geht es durch das holländiſche Land der Küſte, dem Meer entgegen. Aber davon ſehen die Inſaſſen nichts. Vor den Fenſtern liegt ſchwarze, undurchdringliche Finſternis, an die Scheiben klatſcht der Regen und an die Ohren klingt unheimliches Sturmesbrauſen.

In einem hell erleuchteten Abteil ſitzen ſchweigſam ein paar Reiſende. Nur wenn der Sturm gar zu arg tobt oder der Regen mit verſtärkter Wut ans Fenſter ſchlägt, hört man den oder jenen ſagen: „Heut' Nacht ging ich aber gewiß nicht aufs Schiff!" oder: „Nein, bei dem Wetter bliebe ich beſtimmt an Land!" Und immer wieder antwortet dann die gleiche tiefe, ruhige Stimme: „Und ich *muß* heut' Nacht aufs Schiff, ich werde in London erwartet. Ich habe verſprochen zu kommen, und da komme ich eben." —

Nach und nach werden die Stimmen der andern dringlicher, denn je näher es der Küſte zugeht, deſto ſchauerlicher wird das

Unwetter. Da pfeift's und heult's, da brauſt's und ſtößt's, daß es einem angſt und bange werden kann. „Aber da hilft alles nichts," ſagt unſeres Vaters Stimme, denn er iſt's. „Ich muß heut' Nacht fahren, ich hab's verſprochen." Er iſt aufgefordert vom Deutſchen Chriſtlichen Verein Junger Männer in London, ihnen 10 Evangeliſationsvorträge zu halten. Am nächſten Abend iſt der erſte. Vater konnte nicht früher von ſeiner Gemeinde weg; ſo bleibt nur dieſe Nacht zur Überfahrt. Mir, die ich mit ihm reiſen darf, wird die Sache auch allmählich bedenklich, aber Vaters Ruhe und Sicherheit hat uns Kindern ſchon oft alle Angſt genommen. So iſts auch heute. Wohl geht noch einmal ein banges Fragen durch mein Herz, als der Zug hält und wir aus der warmen, hellen, ſichern Gemütlichkeit des kleinen Abteils herausmüſſen in Näſſe und Sturm und ein Getöſe, das einen den andern nicht mehr verſtehen läßt. Aber Vater geht ſicher und unbewegt dem Schiffe zu. Er ſieht nicht mehr das Kopfſchütteln unſerer Mitreiſenden, hört nicht mehr ihre Warnungen. Sein Weg ſteht feſt und damit meiner auch. Wie wir in der Dunkelheit aufs Schiff kamen, weiß ich heute nicht mehr, und an die Nachtfahrt mit ihren Schrecken mag ich auch nicht mehr denken. Aber das ſteht leuchtend vor meiner Seele und wird mir unvergeßlich bleiben, wie uns der Leiter des CVJM. am Bahnhof in London empfing. Strahlenden Auges faßte er mit beiden Händen immer wieder unſeres Vaters Hand: „Das vergelte Ihnen Gott, daß Sie Wort gehalten haben. Wir fürchteten ſchon ſo ſehr, Ihre Ankunft verzögere ſich der Oktoberſtürme wegen, und doch wäre es uns ſo ſchwer geweſen, weil wir alles in Bewegung geſetzt haben, um heute abend möglichſt viele junge Deutſche bei uns zu haben. Hätten ſie heute unverrichteter Dinge heimgehen müſſen, wer weiß, ob ſie je wiedergekommen wären. Gott Lob, daß Sie da ſind!" „Ja, Gott Lob," ſagte ſtill unſer Vater. Er wußte, wem er ſich in die Hände gegeben hatte, wer ihn ſicher geleitet und wem nun ſein ſtiller, aber ganzer Herzensdank gehörte. —

Reiche Tage kamen nun in London. Reich an gewaltigen Eindrücken von der großen Weltſtadt. Die Vorträge waren

alle am ſpäten Abend. Am frühen Morgen hielt Vater die Andacht in dem ſchönen deutſchen Hoſpiz, in dem wir wohnten. So gehörte der ganze lange Tag uns, und wir konnten das große London nach allen Richtungen kennenlernen. Vater war ganz gepackt davon, wie alles, aber auch alles, in dieſer Stadt in rieſenhafte Ausmaße geht. Da fiel einem natürlich zuerſt die Mannigfaltigkeit und Größe des Verkehrs in den Straßen und die Weite des unendlichen Häuſermeers auf. Aber wie ſtaunten wir dann auch über die rieſigen Hafenanlagen, wo Schiffe aus aller Welt lagen, und über die langen, endloſen Geſchäftsſtraßen, wo Laden an Laden und darüber Büro an Büro lag; oder über die weiten, vornehmen Parks, die uns alles Großſtadttreiben vergeſſen ließen. Ganz beſonders überwältigt war Vater von der Größe und dem Reichtum im Britiſchen Muſeum und in den anderen Sammlungen, in denen das mächtige England Schätze aus aller Welt zuſammengetragen hat.

Aber dann auch war Vater mehr als irgendwo ſonſt in einer Großſtadt von den ſozialen Gegenſätzen gepackt, weil ſie hier wie alles ins Rieſenhafte gingen und darum deſto kraſſer wirkten. Auf der einen Seite üppigſter Reichtum: große, bequeme Villen und gepflegte Parks, beſtgeſchulte Dienerſchaft und in den Häuſern ein Leben, das mit allen Enden der Erde in Berührung ſtand, wo man immer Ausländer traf, und wo man ſpürte, wie ſich dem engliſchen Volk im Großen und Kleinen aller Reichtum der Erde zu Füßen legt. Auf der andern Seite eine Armut und ein Elend, wie wir es nicht kennen: rieſengroße Stadtviertel, wo Vater nur mit einem Poliziſten durchgehen konnte, wo mehr Baracken und Höhlen als menſchliche Wohnungen waren, wo man immer wieder Karren vorüberfahren ſah, auf die man Betrunkene, namentlich auch Frauen, aufgeladen hatte, wo man rudelweiſe gänzlich verſchmutzte und verkommene Kinder ſah, die weder von Vater noch Mutter wußten und ſich vom Bettel oder auch vom Diebſtahl ernährten, oder, wie ich es abends öfter ſah, aus den Abfalleimern vor den Haustüren gierig Kartoffelſchalen und Fiſchabfälle, Knochen und Brotrinden herausſuchten und daran nagten.

Bei der Größe der Not empfanden wir es geradezu dankbar, daß auch die christliche Liebestätigkeit ungewöhnlich groß ist. Vielleicht ist die reiche Mannigfaltigkeit der christlichen Werke der Barmherzigkeit auch eine Folge der unendlichen Mannigfaltigkeit der christlichen Kirchen, Sekten und Gemeinschaften, die alle besondere soziale Arbeit und christliche Liebestätigket treiben.

Wir besuchten eine Familie, deren sechs Glieder, Vater und Mutter und vier Kinder, äußerst harmonisch miteinander lebten, aber von denen doch jedes, jedes allein einer besonderen Kirche angehört und in ihr mitarbeitet. Und so findet man es häufig.

All' dies zu sehen und kennenzulernen, füllte unsere Tage und machte sie wertvoll für uns.

Noch reicher aber wurden die Tage für Vater durch das innige Band der Gemeinschaft mit lieben Kindern Gottes, mit denen er sich täglich zum Gebet vereinigte. Und der größte Reichtum bestand wohl darin, daß Gott sich zu seiner Arbeit bekannte und sie segnete, so daß er immer wieder, namentlich auch im Kriege, durch Briefe von Soldaten, die damals seine Zuhörer waren, den Früchten dieser Sämannsarbeit begegnen durfte.

X.

In einem wundervoll hohen Buchenwald an der Bergstraße stehen versteckt und verborgen einige Trümmer, alte Steine, die von früherem Leben reden. Die Grundrisse einer Kapelle, der „Not Gottes", wie sie im Volksmund heißt, sind dort zu sehen. Meist liegen sie still und einsam, nur die Sonnenflecken tanzen darauf, oder ab und zu ruht ein Vöglein auf ihnen aus.

Heute ist's aber völlig anders. Wie zu einem Wallfahrtsort pilgert's von allen Seiten der waldigen Anhöhe zu, hier ein Trupp junger Männer, dort ein paar Diakonissen in ihren weißen Hauben, hier eine Familie, voran in fröhlichem Springen die Kleinen, bedächtig hinterdrein die Eltern, dann eine Schar junger Mädchen mit einem schönen Lied, ein paar Pfarrer gemeinsam wandernd. Allerlei Leute, allerlei Alter, aber alles hat heut' ein Ziel: „Die Not Gottes". Da ist an jedem Himmelfahrstag ein christliches Volksfest, zu dem alle Jahre Hunderte und

Aberhunderte herbeiſtrömen. Alles lagert ſich auf dem köſtlichen Waldgrund und erholt ſich ein wenig von dem Aufſtieg, bis die Feier beginnt.

Poſaunenſchall und vierſtimmige Chöre erheben die Seelen, und dann ſteht jemand auf der grünen Waldkanzel, die in dem Gemäuer aufgerichtet iſt, und redet zu dem Volk, das begierig lauſcht. Wie frei iſt man in dem herrlichen Wald von den Sorgen und Mühen der Tage. Die hat man im Tal zurückgelaſſen. Wie wohl iſt's einem in der Gemeinſchaft mit Gleichen, die man hier ſo beſonders ſtark empfindet, und wie nah fühlt man ſich in der wundervollen Natur dem Schöpfer alles dieſen und begehrt wie Wald und Feld, Tier und Pflanze einen beſonderen Segen! Da iſt es herrlich reden und zeugen von Gott und ſeiner Macht und ſeiner Liebe.

Auf dieſer grünen Kanzel ſah ich auch einmal unſern Vater ſtehen und ſpürte, wie ſein einfaches Wort ſeine Zuhörer packte und ergriff, und empfand aber auch nachher, daß Vater ſelbſt wie beſchenkt von dieſer Feierſtunde ging und neu belebt heimreiſte.

Aber auch an ganz andern Orten ſtand Vater als Feſtprediger, manchmal war es eine kleine Dorfkirche, in der irgendein Feſt gefeiert wurde. Ich durfte einmal mit. Da war nicht nur alles überfüllt bis auf den letzten Platz: da ſaßen die Jungens auf den Treppen zur Empore, viele junge Männer auf den Fenſterbänken und kleine Mädchen auf den Altarſtufen. Und draußen hatte man die Wagen, in denen ſie von weither zum Miſſionsfeſt gefahren waren, an die Kirche geſtellt, ſaß und ſtand darauf und lauſchte auf Geſang und Wort, das von innen herausdrang. So wuchs die kleine Kirche in jener Stunde zu einem ganz großen Gotteshaus, und die Herzen wuchſen mit und wurden weit von dem, was ſie hörten.

Aber auch in wirklich großen Kirchen durfte unſer Vater ſeinen Dienſt tun. Denke ich nur an die ſchöne alte Stuttgarter Stiftskirche, in der er eine Bibelfeſtpredigt halten durfte, an die Erlöſerkirche in Eſſen, an große Kirchen in Wiesbaden, Berlin,

Hamburg usw. Es wird kaum eine deutsche Großstadt geben, die nicht seinen Dienst begehrte.

Oft war auch Gottes blauer Himmel die Kirchendecke und eine leuchtend grüne Wiese mit bunten Blumen der Zuhörerraum, wenn z. B. eine Anstaltsgemeinde ihr Jahresfest feierte.

Wo es auch sein mochte, in großem oder kleinem Raum, bei viel oder wenig Zuhörern: Vater kam immer gern, wenn man ihn zur Wortverkündigung an andere Orte rief, und es tat ihm wehe, wenn er absagen mußte. Allerdings, wenn er einen Hauptgottesdienst in seiner eigenen Gemeinde hatte, blieb er daheim. Einmal war er zu einem Himmelfahrtsfest an sieben verschiedene Orte gebeten, — eine Bitte war dringender und überzeugender als die andere, ein Pfarrer hatte sogar persönlich von Haus zu Haus in seiner Gemeinde zu der Predigt von Pfarrer Busch eingeladen, — aber Vater blieb fest und schrieb überall hin: „Ich kann nicht, ich habe Dienst daheim."

Aber wenn er konnte, ging er gern. Er durfte doch bei solchen Gelegenheiten verlangenden Menschenseelen von dem Besten mitteilen, was er besaß. Aber dabei empfand er sehr stark noch ein anderes, er sagte es auch oft, und wir spürten es an der fröhlichen Frische, die er von solchen „Festpredigtreisen" immer, auch wenn sie noch so anstrengend waren — wie oft kosteten sie ihn Nachtfahrten —, mitbrachte: Er hatte nicht nur vielen oder manchen etwas geben können, sondern er selbst kam heim als der hoch Beglückte, der reich Beschenkte. Neue Liebe, neue Frische, neue Anregung brachte er in das alltägliche, ihm aber doch so wichtige Pfarramt mit. Drum war's für seine Gemeinden nie ein Schade, daß er so viel, so sehr viel nach auswärts ging, weil Vater sich bei diesen Reisen nicht verausgabte, so viel er auf ihnen gab, sondern nur innerlich gestärkter und belebter für die Heimatarbeit zurückkam.

XI.

Vater geht durch eine stille Straße in einer kleinen Stadt, in Gedanken versunken, nicht achtend der Dinge, die um ihn her sind; er hört's auch nicht, wie in eiligem Lauf sich Schritte

nähern, er sieht nicht, wie ein kleines Mädchen hoch rot und erregt hinter ihm drein läuft und die Blicke nicht von ihm läßt. Endlich hat es ihn erreicht, einen Augenblick stockt der Fuß, aber dann springt es entschlossen vor Vater hin und sagt: „Herr Pfarrer . . .“ Da sieht Vater die Kleine an, die schwer atmend nach Worten ringt, und schon gibt er ihr die Hand, streicht ihr freundlich über den Kopf und fragt sie, was sie von ihm möchte. Ach, das ist nicht leicht zu sagen. Aber sie gibt sich einen Ruck und erzählt mit gesenkten Augen ihre kleine, doch so wichtige, ernste Geschichte. Sie ist bei der Großmutter daheim und ist eigentlich immer gehorsam gewesen, nur — dabei rollen dicke Tränen über die Wangen — hat sie hie und da einige Pfennige entwendet, zurückbehalten von Geld, was eigentlich der Großmutter gehörte, und Zuckersachen dafür eingekauft. Sie hat sich nie was Böses dabei gedacht. Nun hat sie mit der Großmutter in die Kirche gehen dürfen, wo der Pfarrer aus Frankfurt gepredigt — Vater evangelisierte damals 10 Tage in dieser Stadt —, da hat sie zwar nicht alles verstanden, aber ihrer kleinen Seele ist doch ganz klar geworden, wie böse und häßlich die Sache mit den Pfennigen ist. Sie sagt es der Großmutter und erbittet ihre Verzeihung, und die fordert sie nun auf, zu Vater zu gehen und ihm die Sache zu sagen, und gibt ihr die entwendete Summe mit für den Gustav-Adolf-Verein.

Nun ist alles heraus, und geschwind sieht sie zu Vater auf, was er wohl sagen wird, und ist so dankbar und strahlend glücklich, als er ganz in Liebe mit ihr redet und ihr von Gottes großer Vaterliebe erzählt, die sich so unendlich freut, wenn ein großer oder ein kleiner Mensch den Heimweg, den Weg zu ihm findet.

„Den Heimweg“ zeigen allen, die ihn nicht kennen oder die an ihm vorübergehen, war Zweck und Inhalt aller Evangelisationsarbeit, die Vater in den letzten Jahren seines Lebens tat.

Schon ganz im Anfang seiner Amtstätigkeit war er fest von der Wichtigkeit einer *außerordentlichen* Wortverkündigung überzeugt, die zu denen den Weg findet, die sonst selten oder nie Gottes Wort berührt. Deshalb berief er immer wieder von Zeit zu Zeit in allen Gemeinden, in denen er war, Evan-

geliſten zu längerem oder kürzerem Dienſt, vom heimgegangenen Evangeliſtenvater Schrenk an bis zu dem ehrwürdigen Paſtor D. Hahn. In einer ſolchen Zeit ſetzte er ſich dann völlig für die Arbeit ein, ſtand ganz hinter ihr, ſtand aber ebenſo völlig unter ihr. Eine einfache Frau erzählte unſerer Mutter nach einer Evangeliſation von Paſtor Hahn, das ſei ihr noch beſonders und wirkliche Erbauung geweſen, wie Pfarrer Buſch in den Evangeliſationsvorträgen dageſeſſen habe, unverwandt das Auge auf den Redenden gerichtet. Er habe wahrhaft dem alten Vater in Chriſto das Wort vom Munde genommen.

Und als er dann von verſchiedenen Orten auch zu ſolcher Arbeit gerufen wurde, und den Ruf annahm, ging es wieder ſo: Er ſetzte ſich mit aller Kraft der Seele, des Geiſtes und des Leibes ein, ſtand aber ebenſo wie die Gemeinde unter der Wirkung des göttlichen Wortes und ließ es an ſich und ſeinem Herzen arbeiten. Er hat das namentlich auch von ſeiner letzten Evangeliſation bezeugt, die er 14 Tage vor ſeinem Tode mit äußerſter Anſtrengung (er ließ ſich mit dem Fahrſtuhl in die Kirche bringen) hielt; „dort," ſagte er, „habe ich mir meine Sterbensfreudigkeit geholt." —

Nicht mit Drängen und Quälen, mit menſchlichem Locken und Schmeicheln wollte er die Seelen anfaſſen; er wollte einzig und allein bei ſeiner Evangeliſationsarbeit Gottes Wort predigen, weil er wußte, daß das der ſuchenden Seele allein den Heimweg zeigen kann.

XII.

Im Herbſt 1911 machte Vater im Auftrage der Vereinigten Deutſchen Komitees für die Evangeliſation in Spanien einen Beſuch in den ſpaniſchen Arbeitsgebieten. In einer deutſchen Zeitung brachte Vater eine kleine Skizze unter dem Titel: *Ein Beſuch bei der jüngſten evangeliſchen Gemeinde in Spanien:*

„Es war ein heller, wolkenloſer Septembertag, als ich mit einem Begleiter nach einer langen, ſtaubigen Automobilfahrt von Cacerer in Eſtremadura her in dem altersgrauen Städtchen Tru-

jillo aus dem vollgepfropften Marterkaſten ausſtieg. Ein freundlicher, kleiner Spanier, eine ſehnige Geſtalt, mit dunkler Geſichtsfarbe, ſchwarzem Kopf- und Barthaar, erwartete uns, an ſeiner Seite ein einfacher ſpaniſcher Bauer. Was an ihm auffiel, waren ſeine klaren, leuchtenden und fröhlichen Augen. Die beiden waren der Paſtor der kleinen Gemeinde Ibahernando und einer ſeiner Kirchenälteſten; ſie erwarteten uns in Trujillo mit ihren Pferden, um uns nach dem drei Stunden entfernten Ibabernando zu geleiten. Es tat wohl, wieder einmal mitten in wildfremdem Lande Leute anzutreffen, die uns freudeſtrahlend als „hermanos", als Brüder, begrüßten. Schon lange war es mein Wunſch geweſen, dieſe kleine Gemeinde zu ſehen. Was man von ihrer Entſtehung erzählt, klingt ſo erfriſchend und erfreulich in einer Zeit, wo ſo viele an unſerer alten Bibel herummäkeln und ihren Wert herunterſetzen. Ein Bauer aus Ibahernando war ſchwerkrank nach Madrid gebracht worden, um operiert zu werden. Als er geneſen war, holte ſein Weib ihn ab und kam in Madrid in ein Haus, wo ſie zum erſtenmal eine Bibel ſah. Sie kaufte ſie und nahm ſie mit nach Ibahernando; nun laſen die Eheleute miteinander darin, und was ſie laſen, war ihnen eine neue Welt; ſie wurden von der Gewalt Jeſu erfaßt. Ein anderer kam hinzu, ein berüchtigter Spieler und Trinker: es war der Kirchenälteſte, der uns in Trujillo abholte. Auch er wurde innerlich ergriffen. Zur Bibel kam dann bei den Leutchen noch irgendwoher Bunyans Pilgerreiſe. Immer wieder wirkte die Bibel ohne menſchliche Vermittlung, und eines Tages erhielt der junge Paſtor Fliedner, der ſpätere Leiter des deutſchen Evangeliſationswerkes in Madrid, einen Brief aus Ibahernando, das er nicht kannte, worin er gebeten wurde, er möchte möglichſt bald einmal hinkommen, dort ſei eine ganze Schar von Leuten, die gerne einmal eine Evangeliſationspredigt hören möchten. Fliedner machte ſich auf den Weg, und trotz aller Schwierigkeiten, die von klerikaler Seite der Verſammlung in den Weg gelegt wurden, predigte er ſchließlich in einem Gehöft vor einer großen Gemeinde, die ihm das Wort begierig von den Lippen nahm. Ich kann hier nicht erzählen, wie die

Gemeinde ſich begründete, wie ſie einen Paſtor bekam, wie ſie durch viel Kampf und Verfolgung ging, wie Gott es auf ganz wunderbare Weiſe fügte, daß ihr einer der grimmigſten Gegner zu einem ſchönen Hauſe verhelfen mußte, in deſſen Untergeſchoß Kirche und Schule liegen, und in deſſen Obergeſchoß der wackere Paſtor Rodriguez mit ſeiner Frau Manuela wohnt, wie dies Pfarrhaus wirklich ein echtes Pfarrhaus geworden iſt, deſſen Tür den ganzen Tag über nicht ſtilleſteht, weil Leute fortwährend aus- und eingehen, die Rat, Troſt und Zuſpruch ſuchen, wie die Gegner alles dran ſetzten, um die Gemeinde nicht aufblühen zu laſſen uſw. Jetzt hat ſie feſten Fuß gefaßt; ſie iſt der blühendſte Zweig an dem Baume der Fliedner'ſchen Evangelaſitionsarbeit und auch äußerlich anerkannt. Der beſte Beweis dafür iſt, daß man kürzlich den evangeliſchen Paſtor zum Friedensrichter des Bezirks machen wollte, und daß ein Gemeindeälteſter im kommunalen Rat ſitzt. Dieſe Gemeinde ſollte ich jetzt zu ſehen bekommen.

Es war ein genußreicher Ritt von Truſillo nach Ibahernando: vor uns immer die ſcharfen Zacken der im Sonnenſchein erglänzenden Sierra, an der in halber Höhe Ibahernando liegt. Als wir ins Dorf mit ſeinen aus rohen, unbehauenen Feldſteinen zuſammengefügten Gehöften einrückten, kamen überall die Evangeliſchen aus ihren Häuſern, um uns mit Gruß und Handſchlag zu begrüßen. Dann folgten zwei unvergeßliche Tage, die ich in dieſem weltabgeſchiedenen Dörfchen zubrachte. In der Begrüßungsverſammlung am Abend in dem gewölbeartigen Raum und im Gottesdienſt am Sonntagmorgen ſpürte man etwas von der Kraft des heiligen Geiſtes. Und wie gemütlich war es, wenn wir in dem einzigen großen Wohnraume der Häuſer neben der Feuerſtelle auf niedrigen Stühlen ſaßen! Über die Schwelle blickte neugierig wohl einmal der Eſel oder auch ein Schwein; vor uns ſtand die Schüſſel mit köſtlichen, ſüßen Melonen. Dann erzählten die Brüder von ihren Nöten, Sorgen und Freuden. Alles mußte ich ſehen: die alten Webſtühle, auf denen ſie nach älteſtem Syſtem ihr mit der Spindel geſponnenes Garn verweben, die Schlafkammern ohne Fenſter mit den Betten, die aus einem aus Ziegeln gemauerten Unterſatze und einer möglichſt großen Zahl darauf

liegender Matratzen beſtehen, den flott gehenden Konſumverein, den der Paſtor ins Leben gerufen hat, um die armen Leute aus den drückenden Händen der Wucherer zu befreien, die Ausſteuer einer Braut, die gerade heiraten wollte — mit Stolz zeigte ſie mir die ſchönen Stickereien an der Wäſche. Es waren Tage herzlichſter, fröhlichſter und natürlichſter Gemeinſchaft; ein Eindruck war mir beſonders wichtig: die Leute waren arm, bitterarm und ſtanden unter manchem Druck, aber ſie waren fröhlich, wie ich bei uns wenige Chriſten geſehen habe.

Nach zwei Tagen ritten wir, aufs herzlichſte verabſchiedet von den lieben, neuen Freunden, nach zwei Orten, in denen das Evangelium von Ibahernando aus evangeliſches Leben geweckt hat: Miajadas und Santa Amalia. Es war ein langer, achteinhalbſtündiger Ritt, aber wir wurden erfriſcht, als wir in beiden Orten den Eifer und die Freude der Leute ſahen, die bei aller Armut ein beträchtliches Stück Geld aufbringen, um einen evangeliſchen Prediger und eine evangeliſche Schule zu erhalten. Ganz aus eigenen Mitteln, ohne unſere Hilfe werden ſie es nicht fertig bringen. Noch ſehe ich den alten, ſtattlichen Bauer, der uns auf ſeinem Schimmel ein Stück begleitet hatte, vor uns, wie er uns nach dem Abſchiede über die ſonnenbeglänzte weite Steppe noch einmal durch die hohle Hand zurief: „Vergeßt unſ're Schule nicht!“

Dies iſt ein kleiner Ausſchnitt aus dem vielen, was wir von der Fliednerſchen Evangeliſationsarbeit in Spanien geſehen haben.“

Wie er war.

Wie er war? Äußerlich jedenfalls nicht gerade elegant. Im Gegenteil. In punkto Kleidung lehnte er für ſeine Perſon allen unnützen Kram und alle Unbequemlichkeit der Mode ab. Er beſaß unter ſeinen Schuhen ein unſterbliches Paar, genannt die „Elbkähne“. Die waren ihm die liebſten. Und mit den Hüten war er auch ſo eigenartig dran. Für ſein Format paßten die Hüte der gewöhnlichen Sterblichen gar nicht. Da hatte er denn ſo einen Hutladen an der Hand, deſſen Beſitzer ihn zuweilen benachrichtigt: „Ich hab' einen für Sie.“ Und dann hatte er da ſo ein Ungetüm, das kein Menſch tragen konnte. Aber für ihn war er gerade recht. Ach ja, und die violette Weſte! Die hatte ihm einmal eine liebe Freundin des Hauſes geſtrickt. An die hatte er ſich nun ſo richtig gewöhnt. Schade, daß ihr Glanz bald bei ſo reichlichem Tragen verblich. Da war ſie nun dem weiblichen Teil des Hauſes ein Dorn im Auge. Man wollte ſie entführen, ſtill verſchwinden laſſen. Aber es ging wie mit den „Hoſen des Herrn von Bredow“. „Gebt mir doch meine Weſte wieder, die iſt ſo bequem!“

Weil er ſo einfach war, war es für uns Kinder immer eine beſondere Freude, wenn er manchmal des Sonntags ſo feſtlich mit dem Gehrock und der weißen Krawatte erſchien. Oder wenn er ſich gar zu einem Feſte ſchmückte. Wie ſtattlich ſah er dann aus in Frack und Lackſchuhen, mit den Orden auf der breiten Bruſt. Ja, da waren wir ſtolz auf unſern Vater. Noch beſſer aber gefiel er uns, wenn er im Talar zur Kirche ging oder auf der Kanzel ſtand.

Am beſten aber gefiel uns unſer Vater in ſeinem Ferienhabit. Da trug er einen merkwürdigen braunen Kragen, der an der

Stelle der Krawatte ein paar Troddeln hatte, dann einen grauen Lodenkittel. Und ganz hinten im Genick saß ihm ein kleines Reisekäppchen. So sah er richtig nach Ferien aus. Und so war er denn auch. Ich weiß noch deutlich, wie er einmal mit uns an den Rhein fuhr. Kaum waren wir aus dem Zug und marschierten die herrliche Straße unter Schloß Rheinstein, da sagte er: „Kinder, ich muß mich erst mal ausschreien." Und dann fing er an zu — brüllen und zu jodeln und zu rufen vor unbändiger Lebensfreude und Ferienstimmung. Oder wir lagen in unserer lieben „Rauhen Alb" auf irgendeinem hohen Berg und genossen den Blick in das stille Waldtal. Da konnte er dann aufspringen: „Kommt, wir Buben laufen eben hinunter!" Und schon stürmt die wilde Jagd zu Tal. Oder wir Kinder legten uns der Länge nach an einen Wiesenhang. Und nun zählt er: „Eins, zwei, drei!" Dann gab's ein „Wettkugeln" den Berg hinunter, und er hatte seinen Spaß, wenn alles Kindergebein tüchtig durcheinander flog. Ja, so lustig und ausgelassen konnte er sein. Vaters Freund, unser „Onkel Petrenz", Pfarrer am Diakonissenhaus in Frankfurt, erzählt auch ein weniges davon:

„Zwei größere Reisen habe ich mit Busch gemacht, die eine führte uns nach Tirol, die andere in die Schweiz. Mit ihm zusammen reisen zu können, war ein Hochgenuß, sein goldener Humor sowie sein Frohsinn entfalteten sich dann in besonderer Weise. Er verstand es, überall Freude zu wecken, ob es Mitreisende waren oder Zollbeamte oder Kellner, überall waren es frohe Gesichter, die man in seiner Gegenwart wahrnahm. Eine besonders komische Szene — und man erlebte deren viele mit Busch — ist mir noch in deutlicher Erinnerung:

Es war in Chammounix. Wir hatten am Morgen einen anstrengenden Auf- und Abstieg gehabt, so daß wir uns am Nachmittag damit begnügten, langsam durch den Ort zu schlendern und über dies und das zu sprechen. Am Ende des Ortes trafen wir eine Seiltänzergesellschaft, die daran war, ihre Geräte für eine Schaustellung herzurichten. Buschs Blick fiel auf einen Maulesel, der sich faul auf die Erde gelagert hatte. „Dem muß ich eine Ansprache halten!" Gesagt — getan. Er stellte sich in

unmittelbarer Nähe des Maultieres auf und begann seine Ansprache. Ich weiß nur noch, daß er sagte: „Du fauler Kerl.“ Das Tier aber gebärdete sich, als ob es Buschs Worte verstand, erhob sich, wackelte mit seinen Ohren und gab als Antwort einen unnachahmlichen Laut von sich. Die Situation war unglaublich komisch. — Bei all seinem Humor und Frohsinn machte er doch auf die Leute, die uns begegneten, einen tiefen Eindruck. Wir trafen mit einem Ingenieur zusammen und kamen mit ihm ins Gespäch. Ich hatte Gelegenheit, ihn eine halbe Stunde allein zu sprechen. Da offenbarte es sich, wie tief der Eindruck war, den Busch auf ihn gemacht hatte. Er hat es deutlich herausgefühlt, daß Busch in den Tiefen der Ewigkeit zu Hause war.“

Soweit Pfarrer Petrenz. Er hat recht. Vater hatte einen goldenen Humor. Als Kandidat schon schrieb er seiner Braut: „Ein heiteres Temperament und ein guter Humor ist auch eine Gabe Gottes, und zwar eine sehr wertvolle.“ Man verwechsele Humor ja nicht mit Narrheit. Das ist Narrheit, wenn einer alles „lustig“ findet und alles Große und Edle lächerlich macht. Das aber ist Humor: Im Leben das Fröhliche und Komische sehen und sich daran freuen. Ich weiß noch, wie Vater bei einem Gang durch die Gemeinde auf einmal stehen blieb und lustig anfing zu lachen. Was war? Da stand vor einem Gartentor ein dummer, kleiner Hund und regte sich kläffend und bellend über irgendeine Nichtigkeit auf, daß es wirklich überaus komisch aussah. Vaters Humor hatte ihn gleich entdeckt und sich daran gefreut.

Rechter Humor sieht ja nicht nur das Fröhliche, er schafft auch Fröhlichkeit. Da fuhr einmal die ganze Familie Busch in die Ferien in einem Abteil 4. Klasse: Großes Gedränge, brütende Hitze, Stimmung bei allen Mitreisenden: Gewitterschwüle. Einer fährt jetzt los. Ganz aufgeregt schimpft er über die Bahnverwaltung, die Mitreisenden, die Kinder und was ihm gerade alles einfällt. Vater sucht ihn zu beruhigen. Jener aber fährt ihn an: „Lieben Sie etwa das Gedränge?“ „Nee,“ sagt Vater trocken, „ich liebe meine Frau!“ und schaut sie strahlend an.

Da war der Bann gebrochen. Alles lachte, und es gab eine fröhliche Fahrt.

Ja, ſo ein rechtes Wort im rechten Augenblick! In den Sprüchen Salomonis ſteht einmal: „Eine richtige Antwort iſt wie ein lieblicher Kuß.“ Solche „lieblichen Küſſe“ hat Vater oft ausgeteilt.

Einmal kam er zu einem Schwerkranken. Kaum ſieht der den Pfarrer, da fährt er auf: „Du verdammter Pfaffe! Wenn ich dir doch noch an den Hals könnte . . .!“ Da donnert ihm die Antwort entgegen: „Und du unverſchämter Kerl! Du hältſt jetzt ſofort deinen ungewaſchenen Mund!“ Der Mann ſtutzt, iſt tief erſchrocken: Das kam zu unerwartet. Aber dann fängt er an zu lachen, und nun kann ſich Vater zu ihm ſetzen, und die beiden wurden noch gute Freunde. So geſchah das Wunder, daß eine grobe Antwort wie ein „lieblicher Kuß“ wirkte.

Er konnte recht deutlich werden. Oft hat er Ausſprüche getan, die den Nagel auf den Kopf trafen, aber in ihrer draſtiſchen Art ſchwachen Gemütern auf die Nerven fielen.

Ging er da eines Tages mit ein paar Begleitern durch die Stadt. Sie kamen an einer Kirche vorbei, wo ein liberaler Pfarrer zu predigen pflegte. Man hat ein paar Worte darüber verloren. Inzwiſchen zieht einer eine Zigarre heraus. Er gehört zu denen, die das Rauchen nicht laſſen mögen und doch für ihre Geſundheit fürchten. „Seht, eine nikotinfreie Zigarre,“ ſagt er und zeigt das Prachtexemplar freudeſtrahlend herüber. Vater guckt hin, und dann ſchaut er an der Kirche hinauf: „Typiſch für unſere Zeit,“ meint er, „nikotinfreie Zigarren, kraftloſe Kraftbrühe und *chriſtusloſes Chriſtentum*.“

Und noch ſo ein köſtlicher Ausſpruch: Man ſprach von der Sektengefahr. Bedenklich ſah jeder in die Zukunft: „Wenn die Sektenpropaganda ſo weiter geht . . .!“ Da meinte er ganz trocken: „Gebt euren Tauben Futter, dann fliegen ſie euch nicht weg!“ —

Wie ſchwer iſt es doch, wirkliches Leben zu beſchreiben! Dieſe draſtiſche Art war ja nur eine Seite ſeines Weſens. Auf der andern Seite konnte er ſo überaus fein und zart ſein. Davon

weiß manche betrübte Seele etwas zu ſagen, der er in Stunden großer Traurigkeit und Anfechtung helfen konnte. Es liegt ja wohl auch auf dieſer Linie, daß ſein treuer Küſter nach ſeinem Tode erzählte: „Er hat mich nie als Untergebenen behandelt.“

Es ging eben alles aus der Liebe.

„Strebet nach der Liebe“ war die Melodie, die Vaters Schritte durchs Leben begleitete. In großen aber auch kleinen Dingen hieß es bei ihm: „Strebet nach der Liebe!“ Und dieſer klingende Ton hörte bei ihm auch nicht beim Alleräußerlichſten auf, nicht einmal beim Eſſen. Wie manches hat unſer lieber Vater gegeſſen, nur weil ihm die Melodie von der Liebe im Herzen klang. Denke ich nur an die Tauffeier in jener kleinen Arbeiterwohnung! Der kleine Täufling lag wieder in der Wiege, die Taufgeräte waren beiſeite gerückt, und die Mutter hatte mit dem Schönſten, was ihr dürftiger Haushalt aufwies, einen „Feſttiſch“ gedeckt. Sie freute ſich. Pfarrer Buſch hatte ja verſprochen, noch ein Viertelſtündchen zu bleiben „ein Köppken Troſt“ mitzutrinken. Mit vor Eifer geröteten Wangen kommt ſie von der Küche herein mit der großen Kanne. Ihrem ſtrahlenden Geſicht ſieht man's an, heute iſt der Kaffee mal fein, nicht ſo dünn wie ſonſt. Ja, der ſoll dem lieben Gaſt ſchmecken. Jetzt nur ſchnell eingeſchenkt, ſolange er noch ſo gut heiß iſt! Aber, o weh, die Schnauze iſt verſtopft! Nichts läuft durch! Aber die eifrige Frau weiß ſich zu helfen; erſt ſchüttelt ſie ein wenig, als das nichts nützt, nimmt ſie kurz entſchloſſen die Haarnadel aus ihrem Haar und bohrt ſolange in der Schnauze, bis der braune Trank ſich voll und ſchön in die Taſſe ergießt. Und Vater ſchüttelt ſich nicht, er zuckt nicht, er dankt mit ſeiner warmherzigen Art und trinkt ſtrahlend die Taſſe aus und läßt der Frau das ſchöne, frohe Gefühl: „Unſer Kaffee hat aber Pfarrer Buſch fein geſchmeckt!“ —

Geſchüttelt hat er ſich auch nicht, als ihm bei ſeiner Spanienreiſe eine Schüſſel Tomaten vorgeſetzt wurde, die aus Verſehen mit Petroleum angemacht war. Ohne ein Wort aß er ſein Teil ab, um die rührende Hauswirtin nicht zu verletzen, und merkte erſt, als er leider ſchon fertig war und der Hausherr davon

koſtete und es fluchend geradewegs ausſpie, daß es nicht irgendein ſeltſames ſpaniſches Nationalgericht, ſondern einfach eine verdorbene Speiſe war.

Um der Liebe willen aß er auch von jenem Kuchen, der ihm nach einer Amtshandlung von armen Leuten vorgeſetzt wurde. Er ſagte nichts, daß er ihn durch den Türſpalt ſchon längſt geſehen und zugeſchaut hatte, wie die Kinder des Hauſes mit ihren ſchmutzigen Fingerchen hineingetupft hatten und immer und immer wieder die Händchen leckten und wieder eintauchten in die köſtliche Süßigkeit. Um der Liebe willen aß er dankend.

Um der Liebe willen zu ſeinem armen Volk begnügte er ſich auch im Kriege mit der kärglichen Ration, die jedem vorgemeſſen war, er traute es ſeinem Gott zu, daß er ihn und die Seinen auch mit Wenigem durchbrachte. Fröhlich ſetzte er ſich in den ſchweren Jahren zu Tiſch und machte es ſeinen Kindern vor: Nicht, was wir eſſen, iſt wichtig; aber daß wir beiſammen ſind, das iſt ein Feſt! Er aß wacker voraus, auch wenn es immer und immer wieder Steckrüben gab, ſo daß die Kinder nicht anders konnten, als ihm nachtun; denn irgendeinen Tadel gegen „Gottes Gabe" duldete er nicht.

Aus Liebe zu ſeiner Frau aß er, was ihm vorgeſetzt wurde, denn was ſie kochte, war gut. Das ſtand felſenfeſt, und oft ſagte er: „Und wenn unſre Mutter Kieſelſteine kocht, iſt's ſicher immer noch was Feines!" —

Aus der Liebe heraus kam bei Vater auch die unbegrenzte Gaſtfreundſchaft, die jedes Gemeindeglied wie zur Familie gehörig behandelte und beſonders den heimatfernen Jugendlichen das Haus öffnete. Es iſt wunderbar, daß unſerm Vater, wenn er müde und abgeſpannt aus der Gemeinde oder von Sitzungen kam, die Gäſte gar nie zuviel wurden, ja, daß er ſich fröhlich ſofort ihrer annahm. Und es ging oft lebhaft her. Neben mancherlei Koſtgängern, die hier Herberge fanden, gingen viele Gäſte aus und ein. Manchmal waren es tage- und wochenlang 16, 17 ja 20 Menſchen zu Tiſch. Ein paar Briefſtellen ſollen einen Einblick geben in das köſtliche Leben und Treiben.

„. . . Heute iſt Herr H. abgereiſt. Er kommt in 14 Tagen

noch einmal. Weil alles belegt war, haben wir ihm nachts ein Feldbett im Konfirmandenſaal aufgeſchlagen . . .“ „. . . Unſere engliſchen Damen haben wir ſehr lieb. Geſtern hat ein Herr mit uns Kaffee getrunken, der nur franzöſiſch ſprach. Dazu Miſſis, die nur engliſch kann. Zum Abendbrot kam ein italieniſcher Pfarrer. So haben wir das Hotel „International . . .“ „. . . Geſtern war ein Miſſionar von der Sudan-Pioniermiſſion mit einem braunen Mann bei uns . . .“ Große und Kleine im Reiche Gottes, Heilige und Unheilige kamen und gingen und ließen nicht nur Anregung, ſondern auch Segen zurück. Alle dieſe Vielen wurden von Vater angezogen und durften, wenn ſie kamen, ſeine fröhliche, herzliche Liebe ſpüren. Und dieſe Liebe öffnete ihm die Herzen, da er vielen mehr geben konnte als nur Speiſe und Trank an ſeinem Tiſche.

Vater iſt da, wie Paulus ſagt, „allen allerlei“ geworden. Das war ja nicht nur bei ſeinen Gäſten ſo. Die Liebe trieb ihn, auf jeden, der ihm in den Weg kam, einzugehen, ſo weit er konnte.

Einmal machte er mit ein paar ſeiner Kinder einen kleinen Spaziergang. Am Rande der Stadt fanden ſie einen Mann, der beſchäftigt war, ein Stück Feld zu bebauen. Aber alles lag voll Steine. Schon hatte er viele ausgeleſen, und es entſtand ein ganzer Wall um das Gartenſtück. Vater rief ihm zu: „Jetzt werden Sie ja ſteinreich.“ Da lachte der und meinte, im nächſten Jahre werde er reich an gutem Gemüſe werden. Und Vater lobte ihn und freute ſich, daß unſer Volk ſo fleißige Leute hat.

Auf den andern eingehen! Das war ſeine Regel, z. B. auch, wenn's ans Singen ging. Wenn nur fröhlich geſungen wurde. Kam er ins Lazarett, dann begleitete er auf dem Klavier die Verwundeten zu ihren Soldatenliedern. Und wenn er in eine Gemeinſchaft kam, dann ſang er fröhlich aus den „Reichsliedern“ mit, trotzdem er die engliſchen Lieder nicht allzuhoch ſchätzte. Zu Hauſe aber wurden die Choräle geſungen, die ihm am liebſten waren. Und damit die Kinder alle die herrlichen Lieder recht lernten, wurde im Laufe des Jahres bei den Hausandachten das ganze Geſangbuch durchgeſungen.

Singen und Klingen mußte es in ſeinem Hauſe. Wenn's für das muſikaliſche Empfinden Vaters auch manchmal ein wenig ſchmerzhaft war, er hörte doch mit Freuden die kleinen Fortſchritte ſeiner Kinder in ihrer muſikaliſchen Betätigung. Mutter ſchreibt einmal: „Papa feierte einen ſchönen Geburtstag. Morgens ſangen unſere drei älteſten Kinder im Betthemdle vor der Tür: „So nimm denn meine Hände . . .“ Sie ſangen ſehr tief und blieben im zweiten Vers ſtecken; aber der Vater meinte, doch noch nie ſolch ſchöne Muſik gehört zu haben.“ Doch am ſchönſten war's, wenn er ſich ſelbſt ans Klavier ſetzte. Wie griff er da in die Taſten! Er ſpielte hinreißend. Pfarrer Petrenz erzählt aus ſeinen Erinnerungen: „Buſch war muſikaliſch, und ich bin's auch. Die erſte Zeit unſeres Zuſammenſeins in Elberfeld ließ uns noch Raum, und da haben wir manch liebes Mal im vierhändigen Spiel uns beide an den klaſſiſchen Meiſterwerken erfreut. Später iſt es ſeltener geworden. Mir iſt es bei dem Muſizieren mit Buſch aufgefallen, wie tief er eingedrungen war in die Schönheit der klaſſiſchen Muſik.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Wenigen mag es bekannt ſein, daß er für die Kunſt der Muſik einen offenen Sinn und ein tiefgehendes Verſtändnis hatte und ſich und anderen damit viel Freude bereitet hat. Erquicklich war es zu hören, wenn er die Choräle auf ſeinem Inſtrument ſpielte. Das mutete uns an, als ob ſeine ganze Glaubenskraft und -innigkeit aus ſeinen Fingern ſprühte, wenn er die Taſten berührte. Auch mit den Klaſſikern der Muſikwelt, namentlich mit Beethoven, ſtand er auf vertrautem Fuß . . .“

Ein luſtiges Erlebnis verdankt Vater einmal ſeiner Muſiziererei. Auf einer Wanderung in der Schweiz war er in einem Gaſthauſe eingekehrt. Nach Tiſch ſetzte er ſich ein wenig ans Klavier und ſpielte eine fröhliche Weiſe. Die Gäſte horchten auf. Da kam der Wirt, legte dem vermeintlichen Muſiker die Hand auf die Schulter und ſagte: „Sie können vier Wochen lang bei mir bleiben! Freie Station, gutes Eſſen! Sie brauchen nur jeden Tag ein wenig Muſik zu machen.“ Da lachte Vater: „Nein, das geht nun leider nicht.“ „Und warum nicht?“ „Weil ich ein großes Pfarramt verſehen muß.“ Da ſchaute

der Herr Wirt groß auf und meinte dann: „Nix für ungut!“ Vater aber ſpielte ihm noch eins umſonſt.

Dies kleine Erlebnis iſt auch nach einer anderen Seite hin als der muſikaliſchen bezeichnend. Wo Vater ging und ſtand, hingen ihm Menſchen an, wollten etwas von ihm oder freuten ſich an ihm und mit ihm. Er gewann leicht Einfluß auf die Menſchen. Das gilt natürlich beſonders für ſein geiſtliches Amt. Viel iſt davon ſchon erzählt. Jetzt nur noch das, was ein Freund, Pfarrer Burmeiſter, berichtet:

„Hier eine mir ſehr liebe Erinnerung an ein Beiſammenſein bei einem Dienſt an meiner Gemeinde Rod am Berg im Taunus. Im Dezember 1919 kam er und brachte ſeine liebe Frau mit. Als wir am Samstagabend von der Bahnſtation hinaufwanderten, fragte er nach dem Programm für den Sonntag. Ich ſagte ihm, daß er am Morgen ausruhen ſollte, während ich in meinem Filial predigen würde, am Nachmittag um 2 Uhr ſollte er im Miſſionsgottesdienſt predigen und abends im Pfarrhauſe in der Gemeinſchaft mitdienen. Sobald ich davon ſprach, daß ich ſelbſt in Hauſen predigen wollte, rief er: „Nein, das tuſt du nicht, in Hauſen predige ich!“ Auf meine Einwände, er ſollte ſich etwas Ruhe gönnen, erwiderte er, er predige ſehr gern und es ſei ihm viel lieber, zu predigen als untätig herumzuſitzen. So wurde es denn auch. Er hielt in Hauſen am Vormittag eine ganz einfache, ſchlichte, köſtliche Predigt über den barmherzigen Samariter. Ich habe danach bei meinen Konfirmanden und Schulkindern die Probe gemacht und fand, daß ſie die Predigt fein verſtanden und noch vieles daraus behalten hatten. Im Miſſionsgottesdienſt in Rod am Berg ſprach er über Röm. 3. Im Gemeinſchaftskreis im Pfarrhauſe gewann er ſich durch ſeine natürliche, herzliche Art ſogleich alle Herzen. Er ſtellte in der Beſprechung die Leute auf die Probe in Bezug auf Bibelkenntnis und freute ſich darüber, daß viele gut Beſcheid geben konnten und überhaupt ſo offen und frei ſich an der Ausſprache beteiligten. Als in derſelben der auch anweſende Miſſionar Spaich äußerte, es ſei ſo ſchön, wenn Kinder das: „Laßt die Herzen immer fröhlich“ ſängen, meinte Bruder Buſch, warum denn

nicht auch die Erwachſenen das Lied ſingen ſollte. Mein Junge, damals fünf Jahre alt, ſchloß den lieben „Onkel" ſogleich ſehr in ſein Herz, der auch eine ganz reizende Art hatte, mit dem Kleinen zu verkehren, den er ſelber „kleinen Kameraden" nannte. Bruder Buſch hat auf mein Kind einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß der Junge zwei Jahre ſpäter bei der Todesanzeige tief ergriffen war, und als ich zur Beerdigung fuhr, bat er mit Tränen in den Augen: „Vater, ich will auch mitfahren, ich will Onkel Buſch noch einmal ſehen."

Weil Vater Zugang zu den Herzen der Menſchen fand, wuchs ihm die Arbeit zu. Von der Fülle deſſen, was neben dem eigentlichen Pfarramt herging, war die Rede. Vater war ein fleißiger Mann, dem alle Tätigkeit Luſt und Freude war. Pfarrer Gauger ſchrieb in einem Nachruf:

„Häufig las man ſeinen Namen auf Programmen für Gemeinſchaftskonferenzen, Evangeliſationen, Jahresfeſten, Vorträgen, und man hätte auf den Gedanken kommen können, er vernachläſſige ſeine eigene Gemeinde. Wer dann aber ſah, wie er zu Hauſe für ſeine Gemeinde arbeitete, jedem Gemeindeglied jederzeit zugänglich war, und wie er in ſeiner Gemeinde daſtand als der Vater und Berater, als Hirte und Biſchof, der erkannte, daß ſeine auswärtige Vortrags-Tätigkeit ſeine einheimiſche Gemeindetätigkeit befruchtete. Die wunderbare Spannkraft, die man immer an ihm wahrnahm, mußte er ſich nach dem ihm eingepflanzten Lebensgeſetz erhalten durch den Wechſel ſeiner Tätigkeit.

Dazu war er ein Rieſe, wie an unerſchöpflicher körperlicher Kraft, ſo an Arbeitsleiſtung. In der Frühe des Morgens, vor Tag, pflegte er ſich zu erheben, und hatte dann, wenn für andere der Tag allmählich begann, bereits ſo viel aufgearbeitet, wie andere kaum an einem Tag fertigbringen. „Alles, was dir vor Handen kommt zu tun, das tue friſch!" Dieſes Wort aus dem Predigerbuch paßte auf keinen Mann beſſer als auf unſeren Freund Buſch, ebenſo wie das benachbarte Wort: „So gehe hin und iß dein Brot mit Freuden; denn dein Werk gefällt Gott!" Er handelte nicht unbedacht; aber er vergeudete auch keine Zeit damit, eine überdachte Sache nochmals hin- und herzuwenden,

ſondern bei ihm ging es friſch, fromm, fröhlich, frei nach dem Ja — alſo! Geſagt — getan! Der Schluß des Überlegens war der Anfang der Tat. Mit Selbſtquälereien machte er es weder ſich noch andern ſchwer. So war ſeine ganze, ſtarke Kraft aufs Tun und Handeln gerichtet.

Und dieſes ſein Tun war ein Wohltun. Im Dienſt an andern fand dieſe wahrhaft glückliche Natur ihr Glück. Jüngſt laſen wir von einem Manne hohen Alters den Ausſpruch, er bringe kaum drei Tage ſeines geſamten Lebens zuſammen, wo er nicht glücklich geweſen ſein. Ein Mann von ſolch beneidenswertem Lebensſtande war auch unſer Buſch. Sein ganzes reiches, überreiches Berufsleben war eine ungekünſtelte Darſtellung ſeines fröhlichen Innenlebens, und darum ſah man bei ihm, dem immer Tätigen, „keine Mühe in Jakob und keine Arbeit in Israel". Wir kennen wenige, bei denen im Brutto des Wollens und Unternehmens ein ſo hohes Netto von Tat und Frucht ſteckte.

Aus dieſem glückſeligen Stand heraus iſt auch zu erklären, was ſchlechthin einzig war an dieſem Manne: er verſagte ſich nie. Wer ihn bat, dem gab er. Stand ihm die Zeit und die Macht zu Gebot, ſo half er, ohne ſich lange zu bedenken.

Ein Beiſpiel dafür, was dieſer Mann fertig brachte, um andern dienſtbar zu ſein: die Mülheimer Terſteegensruh-Konferenz war ſchon lange feſtgeſetzt für die zweite volle Woche des September; Pfarrer Buſch war als Redner für die Konferenz vorgeſehen. Spät, viel zu ſpät, nämlich erſt im Auguſt, wurde bekanntgegeben, daß der Stuttgarter Kirchentag ebenfalls in die zweite volle Woche des September gelegt worden ſei. Nun war aber Pfarrer Buſch Mitglied dieſes Kirchentags, und es mußte ihm wertvoll ſein, die Tagung nicht zu verſäumen. Die Programme der Mülheimer Konferenz waren aber auch bereits gedruckt, und die Konferenzleitung wollte nicht auf Buſchs wertvolle Mitarbeit verzichten. Was tut der treue Mann? Er kam zum Kirchentag in Stuttgart am Montag, ſetzte ſich am Dienstag nachts in den Schnellzug nach Holland, redete am Mittwoch zwei- oder dreimal in Mülheim vor Hunderten mit Geiſt und Kraft, ſetzte ſich am

Mittwoch nachts wieder in den Zug nach Stuttgart, und war am Donnerstag früh frisch und munter beim Stuttgarter Kirchentag. Bei ihm war das „nichts Besonderes", es paßte zu ihm und zu seiner Fähigkeit, Unmögliches möglich zu machen.

Und wie leicht und freudig war mit diesem Manne arbeiten! Er war nicht pedantisch und kleinlich; und: sein Wandel war ohne Geiz, ohne Ehrgeiz und ohne Geldgeiz. Manche treue Menschen machen es andern schwer, indem sie übertrieben gewissenhaft sind; andere meinen im besten Sinne, ohne sie gehe es nicht, und so, wie *sie* es sich gedacht haben, so müsse es gehen. Von solchem Eigensinn war unser Freund ganz frei. Er hatte etwas so wunderbar Elastisches in seinem Wesen, und ein so fröhliches Vertrauen, daß Gott allerlei Wege habe zu seinem Ziele, daß er sich nicht an einem Punkt aufhielt. Und das andere: Sein Wandel war ohne Geiz. Die Frage: Was wird mir dafür? spielte bei diesem Manne keine Rolle. Bekam er für seine Leistungen etwas von gutem Namen oder etwas von Gut und Geld, so nahm er es dankbar hin. Bekam er nichts dergleichen, so tat er es dennoch. Es ging ihm um die Sache, und wenn ihm vom übrigen etwas zufiel, so genoß er es mit Danksagung.

Je näher man diesen Mann kennen lernte, um so mehr erkannte man: ein glücklicher, ein fröhlicher Mann! Er ist es gewesen, der in Sachsenhausen das blühende Gemeindeleben geschaffen hat. Hier erstand eine Gemeinde, die lebendig war. Hier haben wir geradezu ein Schulbeispiel, wie in einer Kirche mit herrschendem Liberalismus und bei einer so ungünstigen allgemeinen Atmosphäre wie dem Frankfurter Geist dennoch eine lebendige Gemeinde aufstehen kann. Menschen sind es, die aus einem Paradies eine Wüste, Menschen auch sind es, die aus einer Einöde einen Garten Gottes machen können. Busch gehörte zu denen, „die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen".

*

So stand Vater in einer Fülle reicher, gesegneter und anregender Arbeit. Und nun ist das so merkwürdig und ein Zeichen,

wie er unter der Zucht des heiligen Geiſtes ſtand: Je mehr man ihn rief und begehrte, je mehr ſein Name bekannt wurde, deſto demütiger und einfacher und beſcheidener wurde er. Er wußte: der Wirkende iſt der Herr und ich bin nur ſein ſchwaches Werkzeug. Als der Tag kam, an dem er 25 Jahre im Amt ſtand, meinte er zu uns: „Es ſind mir bis jetzt nur Fehler eingefallen, die ich in den 25 Jahren gemacht habe.“ Und ein Zeitungsſchreiber bemerkte einmal von ihm: „. . . Er ſtellt ſich nicht in prieſterlicher Selbſtüberhebung über ſeine Gemeinde, ſondern in echter Nachfolge Jeſu demütigt er ſich ſelbſt in der Überzeugung, daß der keinen Teil an ihm habe, für den er nicht in wahrer Selbſtentäußerung Bruderdienſte verrichtet habe . . .“ Als Vater im Sterben lag, ſagte er: „Das iſt doch das größte Wort in der Bibel: Der dir alle deine Sünden vergibt . . .“

*

Vater war ein Mann, der in allen Situationen, in die er geſtellt war, eine ſo fröhliche Sicherheit hatte. Noch heute muß ich lachen, wenn ich an jene merkwürdige Sitzung denke. Er hatte mich, der ich damals Kandidat der Theologie war, hingeſchickt: „Geh' ſchon mal voraus und ſag' den Herren, ich käme erſt ſpäter.“ Ich beſtellte das und hörte dann, wie die Herren anfingen, ihre Sache zu beraten. Sie drehten das Ding ſo herum und ſo herum, beſchauten die Angelegenheit von allen Seiten. Und dann war ſchließlich alles ſo verwirrt, daß keiner mehr draus kam. Da geht die Tür auf: Vater kommt herein, groß und wuchtig. Er ſetzt ſich. So, nun fängt alles nochmal an. Man erzählt ihm den Fall. Er ſagt ein paar Worte. Und da iſt auf einmal alles ſo ſelbſtverſtändlich klar. Fröhlich gehen Vater und Sohn ein halbes Stündchen ſpäter heim.

Ein andermal hat ſich der Kreisvorſtand der Jünglingsvereine zuſammengefunden zu einer Sitzung. Man wartet noch. Ein wenig ſteif und hilflos ſteht alles umher. Da kommt Vater. Noch in Hut und Mantel, ſetzt er ſich ans Klavier, und ſchon ſpielt er und ſingt: „Wer will ein Streiter Jeſu ſein . . .“ Da fallen die Jungen begeiſtert ein, und dann machen die Alten

auch mit: . . . die Kreuzesfahne weht! Wohl dem, der bei ihr steht . . ." Das wurde eine feine, lebendige Sitzung.

Ich glaube, ich habe Vater nie verlegen gesehen. Ob er vor Hunderten sprach oder im auserlesenen Kreis, ob er bei Krankenbesuchen in schwierige Lagen kam oder von Gegnern angegriffen wurde, ob er mit dem damaligen Kaiser sprach bei dessen Besuch in Elberfeld oder mit irgendeiner alten Frau: er war immer derselbe. Nur einmal will ihn sein Schwager ganz klein gesehen haben. Das war bei einem Besuch bei dem begnadeten Schriftsteller Peter Rosegger. „Ja, vor dem Geist beuge ich mich gern," meinte er damals. Aber das war wohl eine Ausnahme. Er war sonst immer Herr der Situation. Da fällt mir noch eine so hübsche Sitzungsgeschichte ein. Es hatten sich in seiner Gemeinde einmal alle Vereine zusammengetan zu gemeinsamer Arbeit. Und einer hatte gemeint, sie wollten doch nun ohne geistliche Leitung sein. Der Pfarrer wurde offiziell von der Sitzung ausgeschlossen. Vater war froh. Was freute ihn mehr als eine mündige Gemeinde! Aber als die Sitzung lange dauerte, da ließ es ihm doch keine Ruhe. Kurz entschlossen ging er hinüber in den Saal: „Guten Abend, Kinder! Na, wie weit seid ihr denn?!" Da wurden alle froh, daß er kam. Denn man war doch nicht recht vorangekommen. Er aber hielt eine Schlußandacht und sang mit ihnen einen Choral. Und da merkten sie: Es ist nicht: hie Pastor, hie Laie, sondern es geht nach der Melodie: „Herz und Herz vereint zusammen."

Ja, wenn man an dies Thema kommt, da will die Feder gar nicht aufhören. Ein lustiges Geschichtlein muß doch noch her, das Vater so hübsch als den Beherrscher der Lage zeigt. Es war bei einem Rettungshaus-Jahresfest. Vater hatte morgens die Festpredigt gehalten, und nun war Nachfeier im Hof. Glühend brennt die heiße Sommersonne auf die Häupter. Und die Anstaltsbüblein in ihren dicken Anzügen schauen schweißtriefend nach der kleinen Kanzel, auf der ein Redner nach dem andern erscheint. Es dauerte schon recht lange. Da besteigt Vater das Pult. Auf den Gesichtern der Buben malt sich herbe Enttäuschung: „Immer noch kein Ende," denken sie. Der da oben

ſieht's. „Kinder, "fängt er an, „ich habe auch mal als Büblein in einer Kirche ſo lange ſitzen müſſen. Da wollte der Redner gar nicht aufhören. Wißt ihr, was ich gedacht habe?" — die Kinder ſpitzen die Ohren und ſind auf einmal ganz wach — „Ich hab' gedacht: wenn doch der Deckel herunterkäme und deckte den ganzen Kerl zu! So hab' ich gedacht. Und ich glaube, ſo denkt ihr auch?" Und da lachen die Buben und nicken ehrlich „ja". Einige Feſtgäſte aber ſchütteln die Häupter und denken ſichtbar: das iſt aber eine ſonderbare Feſtrede. Die aber ſieht der Redner gar nicht. Er hat's jetzt nur mit den Kindern zu tun, die ganz Aug' und Ohr ſind. Er erzählt ihnen vom Frankfurter Zoologiſchen Garten, von dem böſen Wolf, der ſo manchem zänkiſchen Buben gleicht, und den Affen, die einen immer an die leeren, ſpieleriſchen Menſchen erinnern, u. a. mehr. Und als er ſchließlich beim Löwen endigt, der ſich nach der Wüſte und der Freiheit ſehnt und nun ſo ein Abbild iſt des Chriſten, der die große Ewigkeitsſehnſucht mit ſich trägt, aber als einer, dem ſie erfüllt werden kann, da geht's durch aller Herzen bei Großen und Kleinen:

„O Ewigkeit, du ſchöne,
Mein Herz an dich gewöhne;
Mein Heim iſt nicht in dieſer Zeit."

Vaters Sicherheit, ich meine ſein „über den Dingen ſtehen", hatte den tiefſten Grund in ſeiner inneren Stellung. Aber dazu kam ſeine großartige Geſundheit. „Nerven" gab's für ihn nicht. So konnte er ruhig an ſeinem Schreibtiſch an irgendeinem Vortrag arbeiten, während ſein Jüngſter unter ſeinem Seſſel krabbelte, nebenan eine Tochter Klavier ſpielte und im ſelben Zimmer ſich die ganze übrige Familie laut unterhielt. Er legte ſich nach einer anſtrengenden Sprechſtunde um 5 Minuter vor 3 Uhr aufs Sofa: „Kinder, weckt mich um 3 Uhr." Und ſchon ſchlief er trotz Lärmens und Tobens ſeiner acht Trabanten, und um 3 Uhr ſtand er ausgeſchlafen auf und ging in den Konfirmandenunterricht.

Wer mit Vater zuſammenkam, der ſpürte: hier iſt Geſundheit und Kraft. Auch innerlich. Deshalb war er der rechte Mann

für seine Frankfurter Gemeinde. Gerade in Frankfurt liebt man vielfach sehr das weichliche Wesen, das alles will, alles versteht. Jener Freund hatte die Lage recht erfaßt, der Vater bei seinem Weggang von Elberfeld nachrief: „Busch, bekomme nur keine Knochenerweichung in Frankfurt!“ Nun, es hatte keine Gefahr, denn Vater lebte in der Heiligen Schrift. Und wer an dieser Quelle trinkt, dem wird das Herz und das Auge klar und der Mut stark.

Aus solcher Klarheit seines Herzens heraus haßte Vater alles Unklare, Verschwommene, Halbe. So hat er der gährenden Jugendbewegung der Nachkriegszeit ablehnend gegenübergestanden. Er meinte, da seien wohl viel dunkle, ringende Worte, aber wenig wirklich klarer Wille. Aber manchem jungen Menschen aus jenen Kreisen hat er geholfen, indem er ihn aus seiner verkrampften Seelenhaltung herausführte.

Es gibt auch viele christliche Redner, die gerne in halbdunklen, verdrehten Worten sprechen, bei denen man den Sinn nur ahnt. Bei solchen Leuten fuhr Vater dann gern einmal mit einem klaren Wort dazwischen. Und was er sagte, das konnte man verstehen, da brauchte man den Sinn nicht erst zu erraten.

Sein klares Gemüt haßte überhaupt alles, was nach „Stimmung“ aussah. Er freute sich wie ein Kind an allem Schönen, was Gott schenkt, an der Pracht der Natur und an allem Edlen in der Kunst. Und er konnte trauern, wo Trauriges war. Er konnte auch ganz zart und weich sein, wo es sein Herz ihn hieß. Aber wo „Stimmung gemacht“ wurde, da hielt er's nicht aus.

Sein klarer Sinn haßte alles Hell-dunkel. Einmal kam er zu einem christlichen Fest, wo viel schöne Worte gesprochen und viel feine Lieder gesungen wurden. Es war da aber auch viel junges Volk, und man sah gar bald, daß es kein ganz lauterer Geist war, mit dem sie da saßen. Der Mund sang wohl fromm, aber die Augen sprachen anders. Und die Eltern und die leitenden Leute taten, als sähen sie nichts. Da hat Vater ein herbes Wort gesprochen von „geistlicher Poussiererei“.

Und ganz ähnlich ist das, was er von einem Gemischten Chor schrieb, in dem es ähnlich wie bei jenem Fest zuging: „. . . Ich

bin der Meinung, daß Gott uns nicht segnen kann, solange dieses Heiratsbüro besteht . . ." — Von einem andern christlichen Verein schreibt er: „. . . Gestern nachmittag war ich im . . .-verein, wo ich beim Jahresfest reden mußte. Ich fühlte mich dort nie ganz wohl. Es ist so eine unselige Verquickung („Hexenbrei" würde der alte Burgstrahler von Linkenheim sagen) von Christentum und Politik; auch wohl immer ein wenig Bierdunst hinein . . ." — Ein andermal heißt es: „. . . Ich empfinde es in diesen Tagen so besonders schmerzlich, wie wenig nüchtern und wie oberflächlich das Christentum so vieler unserer Leute ist. So wenig nüchternes, klares Urteil. So viel Vermengung von Fleisch und Geist! . . ."

Alle solche Unklarheiten waren seiner klaren Seele zuwider.

Diese Klarheit, die als Werk des heiligen Geistes über seinem Wesen lag, war auch in seiner Arbeit. Seine Arbeit war zentral orientiert. Bezeichnend ist folgender Satz aus einem Brief (1919): „. . . Gott schenke uns, daß das viele Beraten der Organisationsfragen bei der Neuordnung der Kirche uns nicht den Blick raube auf die Notwendigkeit der eigenen Buße und Bekehrung . . ." Und: „. . . Wenn unsere Kirche nur nicht bloß organisatorisch, sondern wahrhaft erneuert aus diesem Elend herauskommt!"

In der Gedächtnispredigt sagte Pfarrer Lic. Greiner: „Wenn wir einen einzelnen Tag aus dem Amtsleben des Heimgegangenen herausgreifen und all die vielen und mannigfaltigen Verpflichtungen, Verrichtungen und Anforderungen, die er in sich schließt, und wovon sein immer eng beschriebenes Taschenbuch beredte Kunde gab, an uns vorüberziehen lassen wollten: gewiß, das sähe aus wie Vielgeschäftigkeit und Zersplittertheit bis an die Grenze der Zerfahrenheit. Aber er kannte das Mittel, das einzige Mittel, das dieser Gefahr zu wehren vermag: die heilige Konzentration auf den Dienst am Wort und durch das Wort. Ein Diener des Wortes und sonst nichts hat er sein wollen und ist er mit großem Ernst und ganzer Treue gewesen, geworden durch Gottes Gnade. So hat er die Gefahr vermieden, sein heiliges Amt, das Predigtamt bleiben muß, wenn es nicht Scheinwerk werden soll, aufzulösen in allerlei an sich löbliche Wohlfahrts-

dienſte auf ſozialem, ſittlichem und religiöſem Gebiet, und es zu entwürdigen zu einem Vereinsbetrieb, der zwar allerlei Menſchen und Kräfte in Bewegung ſetzt und Augenblicksbedürfniſſe befriedigt, aber keine Ewigkeitsfrucht ſchafft, weil die Gotteskraft im Wort nicht entbunden wird. Das wußte er, und dieſe Überzeugung ſtand hinter all ſeiner Arbeit, daß die Kirche Chriſti anders nicht gebaut werden kann als durch das Wort . . ."

Und deshalb lebte er im Worte Gottes. Es iſt uns immer erſtaunlich geweſen, wie er in der Bibel Beſcheid wußte. Und wie ernſt wurde unſer fröhlicher Vater plötzlich, wenn eins von uns Kindern etwa im Scherz ein Bibelwort mißbrauchte. Da fühlten wir den heiligen Reſpekt vor dieſer Quelle des Lebens. Aber es war eben nicht der Reſpekt, der in ſcheuer Ehrfurcht *vor* der Schrift ſtehen bleibt. O nein, ſie war ihm immer offen. Und den Seinen hat er ſie geöffnet. Es galt bei Vater das Wort in Wahrheit:

„Wenn dein Wort nicht mehr ſoll gelten,
Worauf ſoll der Glaube ruh'n?
Mir iſt nicht um tauſend Welten,
Aber um dein Wort zu tun . . ."

In einem Vortrage ſagte er einmal: „Wie bekommen wir ein Verhältnis zur Bibel?" Nicht äſthetiſch, nicht moraliſch, nicht geſchichtlich, nicht gewohnheitsmäßig — ſondern auf dem Wege des innerſten Glaubenslebens: daß ich Gott reden höre durch ſein Wort . . ."

„. . . In der Bibel rauſchen die Waſſer der Ewigkeit. Möge ſie unſer Volk fruchtbar machen für die Ewigkeit . . ."

„. . . Gott hat nicht immer wieder neue Propheten und Apoſtel erweckt, ſondern durch die Bibel redet er weiter zur Welt. Er hat ſich an die Bibel gebunden. Er hätte es gut anders machen können, aber er hat es nun einmal nicht anders gemacht. Ja, merkt's nur, an dieſes merkwürdige Buch, dem die Menſchen ſo viel Riſſe und Unvollkommenheiten und Fehler nachweiſen, hat er ſich gebunden. Und da liegt das Geheimnisvolle dieſes Buches, das uns immer wieder anſchaut in ſeiner Art und in ſeiner Geſchichte. Darum iſt es auch ein Menſchheitsbuch geworden,

trotzdem die Männer, die darin, vom heiligen Geiſt getrieben, reden, einem ganz entlegenen Winkel der Welt entſtammen. Daher kommt's, daß dieſes Buch ein Buch mit ſieben Siegeln, verſchloſſen und verriegelt iſt, wenn man alles Mögliche an ihm ſucht: geſchichtliche, völkerkundliche, moraliſche, nationale, wirtſchaftliche Belehrung. Geht man aber auf das Zentrum los, die Erlöſung in Chriſto, dann öffnet es ſich und erſcheint dem erſtaunten Betrachter im Alten und Neuen Teſtament als ein gewaltiger, feſtgefügter Bau. Dann erſchließt ſich ſein Reichtum, wie es Zeit und Ewigkeit, Welt und Gott, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umſpannt, wie es den Menſchen und ſein Herz mit ſeinen Tiefen und Höhen kennt, wie es den Schlüſſel zur Weltentwicklung ganz anders darreicht, als jede Weltweisheit, wie es allein das Prinzip alles wahren Fortſchritts in ſich faßt. Gott ſteht dahinter mit ſeinem Willen an die Welt, die ſeine Schöpfung iſt, ſeine aus eigener Schuld entartete Schöpfung. Der lebendige Jeſus ſteht dahinter, dieſes verkörperte Wort Gottes, das zur Welt kommt und ſie nimmer losläßt, bis er ganz kommen kann und ſie richtend und beſeligend zu ſich nehmen kann. Und derſelbe Geiſt, der aus den Zeugen der Schrift ſpricht, der ſchlägt die Brücke zu meinem Herzen und ſtellt mich in dieſen ganzen Reichtum hinein. Wir haben nicht nötig, in feinen Haarſpaltereien feſtzuſtellen, was nun Gotteswort ſei in der Bibel, und was nicht, haben auch nicht nötig, dieſes Wort zu ſtützen und ſeine Grundlage feſtzuzimmern durch mühſam erdachte Inſpirationslehren, ſondern Gott kommt in dieſem Buche auf uns zu und deutet uns ſeinen Willen an uns. Gott bringt die Bibel zu Ehren, wenn er ſich durch ſie bezeugt . . ."

(Aus einer Konfirmationspredigt): „. . . Unſer Gang wird gewiß und feſt nur in Gottes Wort. Ich muß alſo *in* Gottes Wort ſein. Es genügt nicht, daß ich einmal ein paar ſchöne Sprüche oder ein paar ſchöne Geſchichten aus Gottes Wort auswendig gelernt habe. Es genügt auch nicht, daß die Bibel in meinem Hauſe liegt und vielleicht hie und da ein wenig geleſen wird. Der Geiſt der Bibel muß mein Herz erfüllen und durchdringen. Gottes Wort muß ſich mit meiner Seele ver-

mählen, daß es in mir lebt und daß ich in ihm lebe. Weil aber Chriſtus den eigentlichen Mittelpunkt von Gottes Wort darſtellt, ſo heißt das nichts anderes, als daß ich mit Chriſtus lebendige Gemeinſchaft habe und ſein Jünger und ſeine Jüngerin bin . . ."

„. . . Und am Ende, wenn wir ihn ſchauen, dann hat die Bibel ihren Dienſt getan. Die Geſchichte läuft aus in die Vollendung. Und weil wir dahin begehren, wollen wir nicht ſtreiten über Gottes Wort, ſondern es viel mehr leſen . . ."

*

Und nun will ich dieſen Abſchnitt „Wie er war" abſchließen. Gerade hierbei iſt mir deutlich geworden, wie wenig der Buchſtabe das wirkliche Leben zu faſſen vermag. Er zeigt immer nur eine Seite. Wenn ich verſuche, ſein freies, natürliches, gläubiges, ernſtes, fleißiges und fröhliches Leben auf eine Formel zu bringen, dann kann's nur die ſein: „Er war wirklich ganz Kind im Hauſe ſeines Gottes." Einſt ſagte ein Freund zu ihm: „Buſch, du biſt ein geſegneter Mann!" Da erwiderte er voll inniger Freude und mit tiefſtem Nachdruck: „Ja, das bin ich!"

Das Paradiesgärtlein.

Vater hielt einmal einen Vortrag über das Thema: „Das Paradiesgärtlein". Und da ſprach er von dem Familienleben. In der Überſchrift war ausgeſprochen, wie er ſich eine rechte Familie vorſtellte, als „eine Hütte Gottes bei den Menſchen". Es war ein Gedanke, den er immer wieder vertrat, daß ein fröhliches, geheiligtes Familienleben ein feſtes Bollwerk gegenüber den mancherlei Sünden unſerer Zeit und eine Brunnenſtube der Kraft, eine Quelle ſchöner, reiner Freuden ſei.

Wenn er einmal von ſeinem Leben und ſeiner Entwicklung ſprach, erwähnte er ſicher auch ſeine Familie. Sein Lebensbild wäre daher unvollſtändig, wenn davon nicht die Rede wäre.

Bei einer Hochzeitsrede erzählte einmal ſcherzend jemand, es gäbe im Himmel zwei Stühle, die ſeien für die Eheleute beſtimmt, die ihre Heirat niemals bedauert hätten. Die Stühle ſtänden aber leider bis zum heutigen Tage leer. Er wünſche dem Paare, daß ſie Inhaber dieſer Stühle würden. Da meinte Vater: „Nein, die ſind für uns reſerviert," und dabei ſchaute er fröhlich Mutter an.

Dieſe innige Liebe blieb bis zum letzten Augenblick. Als Vater im Sterben lag, faßte er Mutters Hand: „Du mußt mich hinüberbegleiten." In ihren Armen ging er in die Ewigkeit.

Kein Wunder, daß wir eine ſonnige Jugend hatten, da die Eltern ſo ſtanden.

„Kinder, ich meine, ihr ſeid ganz gut abgeſeſſen," ſagte Vater manchmal lachend, wenn wir gar ſo fröhlich zuſammen waren. Und da hatte er recht. Wir waren Kinder reicher Eltern, reich nicht an Geld und Gut, aber reich an Liebe. Waren ſie allein, ſprachen ſie von ihren Kindern. „Unſer Thema" nannte das

Vater. Die Eltern gehörten uns! Das wußten wir. Und das gab unſerm Leben ſo hellen Sonnenſchein. So wohl fühlten wir uns zu Hauſe in ihrer Liebe, daß es immer ein Schrecken war, wenn wir des Sonntags eingeladen wurden. Mochte es bei ſolcher Einladung tauſendmal gute und ſchöne Sachen geben, ſo ſchön war's ja doch nicht wie zu Hauſe.

Vater hatte ſo ſeine eigenen Erziehungsgrundſätze. So vieles, was man Erziehung nennt, iſt ja nur „Dreſſur". Da hält man dann die Kinder äußerlich tadellos in Ordnung. Sie ſind wie die Puppen, „artig", „brav". „Erziehung iſt nicht Dreſſur," ſagte er in einem Vortrag, „ach, unſere korrekten, modernen Kinder! Wie viele Eltern ſuchen mit ihren Kindern nur ſich ſelbſt. Sie wollen mit ihren Kindern renommieren. Sie ſollen korrekte, ſchneidige Geſellſchaftsmenſchen werden; ſie ſollen andere ausſtechen; ja, was ſollen ſie alles noch! . . ."

Aber wenn ſie dann aus dem Elternhaus hinaus ſind, dann fällt der Firnis ab, und alle Mühe war vergeblich. Oder man „bricht den Kindern den Willen". So lange vielleicht, bis ſie ewig willenlos ſind, allen Einflüſſen zugänglich und immer unſelbſtändig.

Dieſer „Dreſſur" ſtellt Vater gegenüber etwas Beſſeres: „Laß die Kinder ſich austoben! Nur verbieten, was Sünde und Eigenſinn iſt. Laß ſie ſich entfalten! Aber ſieh vor allem, daß du ihr Vertrauen gewinnſt; du darfſt nicht der Herr ſein, ſondern der Freund. Vertrauen und Liebe ſind die Grundlagen. Du mußt um die Seele deiner Kinder werben. Mit ihnen leben! Mit ihnen tragen! Die Arbeit, ja und auch die Sünde! Gerade da nicht bloß Richter ſein. Das iſt beſonders wichtig beim Übergangsſtadium zum Erwachſenen."

Vor allem kam's ihm darauf an: „Wir müſſen uns das rechte Ziel der Erziehung ſtecken." „Kinder ſind, wie wir, doch zu Gott geſchaffen. Und das muß in früheſter Jugend ſchon berückſichtigt werden. Das müſſen Kinder ihren Eltern abſpüren, daß ihren Eltern dies eine Ziel das wichtigſte und größte iſt . . ."

Wie ſuchte er nun dieſem Ewigkeitsziel gerecht zu werden in der Kindererziehung?

Vater nahm es ernſt mit dem Wort: „Des Menſchen Herz iſt böſe von Jugend auf.“ Dagegen hilft alles äußere Tun nichts. Darum kann die „Erziehung“ nur darin beſtehen, daß man den Kindern Gelegenheit ſchafft, ſich zu bekehren. „Schenkt den Kindern eine fröhliche Heimat, wo ſie gerne ſind. Und ſtellt ſie hier im Elternhaus in eine Atmoſphäre, wo der Geiſt Gottes weht. Laßt den Herrn Jeſum Chriſtum ſo regieren im Hauſe, daß ſich keines ihm entziehen kann.“ So konnte er wohl ſagen.

Oder: „Man klagt ſo viel über die Schulen, Univerſitäten und Kirchen — das werden wir aber nicht von heute auf morgen ändern. Unterdeſſen ſollen all die Väter und Mütter, die mit ſo großen Sorgen ihre Kinder in die Welt ziehen laſſen, ernſt darauf bedacht ſein, daß in ihrem Hauſe das Wort Gottes wirklich die tägliche Speiſe ſei, und daß den weichen, empfänglichen Kinderherzen tief eingedrückt werde die Überzeugung von der unvergänglichen Schönheit des ewigen Gotteswortes.“

*

Wenn Eltern recht in ihrer Famile ſtehen, dann ſind ſie ſchließlich nicht mehr die Gebenden, ſondern die Empfangenden. Vater ſprach davon in einem Vortrag über „Elternpflichten — Elternfreuden“: „. . . Dem gegenüber möchte ich einmal aus innerſter Überzeugung und Lebenserfahrung heraus ſagen, daß die Elternpflichten die ſüßeſten Freuden in ſich bergen; man muß dieſe Freudenſchätze nur zu heben verſuchen . . .“ „. . . Wie wertvoll iſt ein Gang in die Kinderſtube, ſchon des Studiums halber: Wir ſind ja ſchließlich große Kinder, aber wir lernen unſere Gedanken und Empfindungen verhüllen. Kinder geben ſich doch unmittelbarer, und da kann man leicht pſychologiſche Studien machen: Neid, Trotz, Feindſchaft, Liebe, Teilnahme uſw. Alle dieſe Dinge kann man ihnen ja im Geſicht ableſen. Aber auch aus einem andern Grund iſt ein Beſuch der Kinderſtube etwas Herrliches. Wer einmal wieder recht lachen will, wieder etwas vom Humor des Lebens ſehen will, der muß zu den Kindern gehen, vorausgeſetzt, daß er ſich noch ein wenig offene Augen dafür bewahrt hat, daß Kinder nicht nur Erziehungsobjekte,

ſondern werdende, ſelbſtändige Menſchen ſind, deren Leben zu beobachten vom allergrößten Intereſſe ſein kann. Wie drollig die Äußerungen über das Leben und ſeine Angelegenheiten, bis hinauf zu den höchſten, den religiöſen. Da will z. B. einer ſeinen Luftballon fliegen laſſen, daß der kurz zuvor verſtorbene alte Onkel etwas zum Spielen habe . . ."

„. . . Kinder dienen uns oft zur Demütigung. Und daraus erwächſt wieder Freude, die ewig bleibt . . ."

„. . . Die Kinderſtube iſt eine Lehrſtätte für unſern Chriſtenglauben. Unſer Heiland hat gerne auf die Kinder gewieſen: So ihr nicht werdet wie die Kinder . . . Da iſt das unbegrenzte Vertrauen der Kinder, die Sorgloſigkeit, weil ſie alles den Eltern überlaſſen, die Gewißheit, daß ſie den Eltern gefallen. Das Geheimnis des chriſtlichen Glaubens in ſeiner ganzen Urſprünglichkeit und Macht kann man wohl nirgends beſſer dargeſtellt ſehen als in der Kinderſtube . . ."

„. . . Elternpflichten ſind groß und heilig. Aber ſie ſind Quellen unerſchöpflicher Freuden . . ."

Dieſe Abhandlung ſoll abſchließen ein ganz köſtlicher Satz Vaters: „Als ich noch ein junger Kandidat war, da wußte ich ganz genau, wie man Kinder erziehen ſollte. Ich konnte großartige Erziehungsgrundſätze dartun. Seitdem ich ſelbſt Vater von acht Kindern bin, bin ich immer ſtiller und unwiſſender geworden. Und ich bin ſehr froh, daß ich kein Buch über Erziehungsfragen ſchreiben muß. Und ich möchte nur, daß mir ganz einfach Gott jeden Tag durchhilft, das zu tun, was recht iſt."

*

Aber nun, lieber Leſer, ſollſt du auch noch einen Blick tun in Vaters „Paradiesgärtlein". Komm getroſt herein in das „Haus in der Sonne", ob's nun in Elberfeld auf dem Hombüchel oder in der Frankfurter Gartenſtraße ſteht. Du darfſt ruhig hineinſchauen. Findeſt wohl Geſellſchaft. Sind ja doch immer Gäſte da, die teilhaben an der Freude.

„Morgenſtund . . .“*)

Fünf Uhr ſchlägt's. Leiſe erhebt ſich Papa. Er will arbeiten, während alles im Hauſe ſchläft, will die Stille benützen, um all die vielen ſchriftlichen Aufgaben zu erledigen, die ihm jeder Tag auf den Schreibtiſch legt.

Ganz leiſe zieht er ſich an, ſeine ſorgende Liebe denkt immer an ſeine Frau, die des Schlafes noch ſo dringend bedarf. Mit liebendem Blick überſchaut ſein Auge noch mal ſein teures „Schlafgeſindel“, ehe er die Kerze löſcht. Alles ruht in tiefſtem Frieden. Nur dort im größten Kinderbettchen regt ſich's; zwei Arme ſtrecken ſich dem Vater ſehnſüchtig entgegen, und ein leiſes: „Gelt, darf ich mit?“ klingt an ſein Ohr. Und das Kind muß kein ärgerliches, „nein, ich kann dich nicht brauchen“, kein „du wirſt mich ſtören“, kein „ſei ſtill, du weckſt ja die andern!“ hören. Nein, eine weiche Decke hüllt ſorglich und ſchützend die ganze kleine Geſtalt ein, und zwei ſtarke Vaterarme tragen die kleine Laſt ins Studierzimmer, machen ihr ein behagliches Neſt im warmen Sofaeck mit allen Kiſſen, die ſie beibringen können, und decken ſie behutſam mit einem Fell zu. Und dann darf das Kind wie Vater „ſtudieren“. Er vertraut ihm ſogar eins von den Büchern aus den eigenen hohen, ehrfurchtgebietenden Bücherſchränken an: Ein Leben Luthers in Bildern. Und das Glück des Kindes darüber iſt ſo groß, daß es tagtäglich, ſo oft es da unten ſitzt, immer wieder das gleiche Buch in Händen hält und mit gleicher Freude dieſelben Bilder beſieht; es darf doch aus einem Buch von Papa leſen, es darf doch wie Papa „ſtudieren“, vor allem, es darf bei ſeinem Papa ſein.

Hausandacht.

Machtvoll klingen die Akkorde durchs Haus. „Was, Vater ſpielt ſchon?“ Und dann gibt's ein Rennen und Laufen und Türenſchlagen, und jetzt kommen alle an, den Schulranzen ſchon in der Hand. Und weil noch keiner Zeit fand, das Jüngſte an-

*) Die jetzt folgenden kleinen Erzählungen ſind mit wenigen Ausnahmen von meinen Schweſtern aus der Erinnerung aufgeſchrieben.

zuziehen, erſcheint es ganz verſchämt im Nachthemdlein zur Morgenandacht! Jetzt ſitzt alles um den Tiſch. Da leitet Vater über am Klavier zum Choral, und alle fallen ein:

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerſchaff'nen Lichte:
Schick uns dieſe Morgenzeit
Deine Strahlen zu Geſichte . . ."

Auf jedem Platz liegt eine Bibel. Nachdem Vater die „Loſung" geleſen hat, nimmt jeder ſeine Bibel vor. „Wo ſtehen wir?" „Apoſtelgeſchichte 16, Vers 16" ruft einer. Und dann fängt Vater an. Er lieſt nur einen Vers, den nächſten lieſt Mutter, dann der kleine ABC-Schütze neben ihr, wenn's auch nur ſtammelnd geht, jetzt kommt das Dienſtmädchen, jetzt eine große Schweſter, und ſo geht's weiter um den Tiſch herum. Alle ſind beteiligt. Jeder darf ſeinen Vers leſen . . . Das Kapitel iſt zu Ende. Die Bibeln werden geſchloſſen. Alle ſtehen auf und falten die Hände. Ganz ſtill wird's, und Vater betet. In ſeinem Gebet wird dem Herrn alles hingelegt, was das Herz bewegt: Lob und Dank vor allem und auch Bitten, für die Schulkinder, für die Mutter im Haushalt, für alle Lieben . . .

So bekamen wir für den Tag von vornherein die rechte Grundſtellung.

*

Da war einmal ein dichteriſch begabter Gaſt im Hauſe. Der hatte bei der Abendandacht geſeſſen, als wir im vollen Chor geſungen hatten:

„Weil ich Jeſu Schäflein bin,
Freu' ich mich nur immerhin
Über meinen guten Hirten . . ."

Von ihm ſtammt das hübſche Gedicht in unſerm Gäſtebuch:

„Weil ich darf Jeſu Schäflein ſein,
Geh' ich gar fröhlich aus und ein."

Weiß nicht, ob mich ſo heimlich je berührt
Ein Lied der Meiſter, wunderſam geziert,
Wie dieſer ſchlichte, helle Kinderſang,
Der ſiebenfach durch euer Haus erklang:

Wie gut iſt's in des Hirten Arm und Schoß —
Das klang nicht von den friſchen Lippen bloß,
Der Augen Leuchten tut es innig kund:
Das iſt des Hauſes tiefſter Heimatgrund. —
Da ich des Abends ließ vor'm Schlafengeh'n
Des Tages Bilderflut vorüberweh'n,
Noch einmal aus dem ſonnbeglänzten Strom
Aufſteigen ragend ſah den hohen Dom,
Die engen Giebelzier und Erker mannigfalt,
Noch einmal zauberhaft im Abendſchein
Von tauſend Lichtern flimmern ſah den Main,
Und in dem leichten, leiſen Wellenſchlag
Zerging der klare Sommerſonnentag —
Da ſpürt' ich auch, wie mir das Herz durchdrang
Ein froher Grundton wie ein Heimatklang.
In all dem Schönen zog mir durchs Gemüt
Ein Klang von jenem ſchlichten Kinderlied,
Und fröhlich ſchlief ich darauf ein:
„Ich darf ein Schäflein Jeſu ſein . . ."

„Wie ſich ein Vater über Kinder erbarmet . . ."

Die letzte Stunde vor den Ferien war zu Ende. Die Zeugniſſe waren verteilt. Schnell ſtrebten alle Kinder heim, dem Elternhaus, den freien Tagen, der Ferienfreude zu. Wenn ich nur auch hätte ſpringen können! Aber ich kam diesmal nicht vom Fleck. Ich trug ſolch ſchwere Laſt. Wie ein Mühlſtein drückte das Zeugnis in meiner Schultaſche. Es war nicht ſchlecht; aber doch nicht gut wie ſonſt, und das machte mir das Herz ſchwer. Voll Bekümmernis ſtieg ich den ſteilen Weg zum Hombüchel hinauf. Da ſah ich plötzlich Papa oben vorübergehen: „O, wenn ich's ihm nur n i e ſagen muß!" und dann doch hinaufrennen und ihm das Zeugnisbuch entgegenhalten war eins.

Prüfend ſah er hinein, prüfend ſah er mich an. Dann nahm er ganz ruhig meine Hand und ging mit mir heim in ſein Studierzimmer, ſchloß den Schreibtiſch auf, zog einen Kalender heraus, der ihm von einem Buchhändler vor einigen Tagen zugeſchickt war, und der ſeither meines Herzens ſtille Sehnſucht war, gab ihn mir: „Das kriegt mein liebes Mädi von ſeinem

Papa zum Troſt.“ Schnell noch ein lieber Kuß, und fort war er, um weiter ſeine Krankenbeſuche zu machen, die er um ſeines Kindes willen unterbrochen hatte.

Und daheim ſaß das Kind, überwältigt von der Güte des Vaters, und wußte es ganz gewiß, daß es ihm nie mehr ein ſchlechtes Zeugnis zeigen müſſe.

*

Ich glaube, Vater hat in der Stellung zu ſeinen Kindern immer von ſeinem himmliſchen Vater zu lernen geſucht. Er wollte, wie unſer Vater im Himmel, Kinder, die in ſeinem Hauſe fröhlich ſind und das Böſe haſſen. Wie ſehr er von der göttlichen Erziehung lernte, wurde mir als Knabe an einem Erlebnis ganz beſonders klar. Ich hatte — zu meiner Schande ſei es geſagt — einmal als Schuljunge aus Abenteuerluſt mich in eine große Lügengeſchichte verwickelt, in die ich immer tiefer geriet. Es mußte einmal alles herauskommen. Aber ich fand nicht den Mut, es zu ſagen. Des Knaben Herz war ſehr in Not. Eines Tages merkte der Lehrer etwas, und Vater bekam einen Brief. Er rief mich in ſein Zimmer. „Junge, ſag' mal, was iſt da los?“ Da hieß es bekennen. Als ich fertig war, ſagte Vater nur ganz traurig: „Wenn du ſo weitermachſt, wirſt du noch ein Nagel an meinem Sarge.“ Dann ließ er mich gehen. Das war furchtbar. Wenn er mich geſtraft hätte, wäre es nicht ſo ſchwer geweſen wie dieſe Trauer Vaters über meine Bosheit. Das ſchnitt ins Herz. Ganz zerknirſcht lag ich abends in meinem Bett. Ich wußte nicht aus noch ein. Da Schritte, und Vater kommt noch einmal. Was will er? Leiſe legt er die Hand auf meine Stirn und ſagt mit unſagbar lieber Stimme — für den armen Sünder war's lieblicher als Engelgeſang —: „Gelt, jetzt iſt dir's wohl, daß alles heraus iſt!“ Ach, Vater! Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen. Aber er ging ſchnell wieder. Glückſelig lag ich noch lange wach. Ja, jetzt erſt war mir wieder wohl in des Vaters Liebe. Am nächſten Tage brachte er die Sache beim Lehrer in Ordnung, und es wurde niemals mehr davon geſprochen. So lernte ich an meinem Vater, was

göttliche Vergebung iſt. „Wie ſich ein Vater über Kinder erbarmet, ſo erbarmet ſich der Herr über die, ſo ihn fürchten.“ „... Der dir alle deine Sünde vergibt ...“ (Aus Pſalm 103.)

*

Im Hauſe herrſchte größte Freiheit. Da kannte man nicht das fortwährende „Laß das“ und „ſei hübſch artig!“ Da durfte auch getobt werden — und es war keine Kleinigkeit, wenn die große Geſchwiſterſchar durchs Haus „Verſtecken“ ſpielte —, ohne daß gleich eine zornige Stimme dazwiſchengefahren wäre. Höchſtens verſuchte man uns abzulenken, wenn's gar zu wild wurde, durch ein noch ſchöneres Spiel. In einem Brief erzählt Mutter: „Ich hatte geſtern den Keller mit viel Mühe aufgeräumt. Heute haben die Kinder im Garten Indianerzelte gebaut. Dabei haben ſie alte Bohnenſtangen u. a. herausgeholt. Jetzt ſieht der Keller aus wie ein Schlachtfeld. Aber *ich freue mich*, wenn ſie ſo fröhlich ſpielen.“ Ja, wir fühlten's, daß die Eltern ſich mit uns freuten. So ſehr, daß einſt ein kleines Schweſterlein die Mutter umfaßte und meinte: „Gelt, Mama, du biſt gern bei uns.“ — Nur was wirklich Sünde war, wurde verboten. Und da machte ein ernſtes Wort Vaters viel mehr Eindruck, als Schläge und Schelte es getan hätten.

Das Karuſſell.

Wir gingen im Wald mit den Eltern ſpazieren. In der Nähe des Oberforſthauſes ertönte Muſik. „Ach, da iſt ja ein Karuſſell!“ Unſer Herz hüpfte vor Freude, denn wir wußten genau, an ſolcher Freude ließ uns Papa nicht ſehnſüchtig vorübergehen. Wie ſchnell ſaßen wir jedes am erſehnten Platz, entweder hoch zu Pferd oder bequem in einer ſamtausgeſchlagenen Kutſche und drehten uns zur Muſik und fühlten uns wie im Himmel! Draußen ſtanden die Eltern und ſahen uns zu und freuten ſich an den ſtrahlenden Augen und dem hellen Jauchzen ihrer Kinder.

Papas Augen ſahen aber noch etwas anderes. Abſeits ſtand ein Häuflein Kinder, denen man an den Löchern in Rock und Jacke, am Schmutz in den Geſichtern die Armut anſah. Wie

gern hätten auch ſie ſich mit uns gedreht, wie gern wären auch ſie Karuſſell gefahren; aber natürlich, die Taſchen waren leer und kein lieber Vater bei ihnen, der ihnen die heiß erwünſchte Freude erfüllte. So mußten ſie halt beiſeite ſtehen und zuſehen, wie andere Kinder ſich vergnügten, ſtrahlten und jubelten, und wurden ſelbſt dabei traurig und ſtill. Das ſah Papa. Aber er konnte ja keine traurigen Kindergeſichter ſehen. „Wollt ihr wohl mal fahren, ich zahle jedem eine Fahrt?“ rief er zu der kleinen Schar hinüber. Das ſchlug wie ein Blitz ein. Jäh fuhren die Köpfchen herum. „Was will der Herr? Iſt's möglich? Meint er's ernſt?“ ſagten die fragenden Mienen. Aber in ſeinen gütigen Augen laſen die Buben und Mädchen, daß er nicht Spott mit ihnen treiben will, und im Augenblick ſind die betrübten Geſichtlein glänzend vor Wonne. Kaum können ſie's erwarten, bis das Karuſſell wieder hält, bis ſie auf dem Platz ſitzen, den ſie ſich wohl hundertmal ſchon beſtimmt hatten, wenn ſie auch einmal Geld hätten, ja, wenn . . . Und dann hallte der Wald wider von einem Jubel ohnegleichen.

Dank ſagten ſie nicht, ſie dachten nicht daran; aber an dem Glanz, der den ganzen Nachmittag über Papas Geſicht lag, ſah man, wer der tief Beglückteſte war.

„Wer will mit?“

„Pfarrer Buſch iſt wieder in der Nähe,“ ſagte Frau Schmidt zu ihrem Manne, „zwei von ſeinen Blondköpfen ſpielen Ball auf unſerer Straße.“ So hieß es oft, da und dort in der Stadt; denn faſt ſicher konnte man wiſſen, wo die Kinder auftauchten, da war auch der Vater nicht weit. Denn er ging faſt nie fort, um ſeine Kranken und Alten zu beſuchen, ohne daß er zwei oder drei von ſeiner kleinen Geſellſchaft mitnahm, um jede Zeit zu benutzen, die er mit ihnen zuſammen ſein konnte. Da war keins zu klein zum Mitgehen, wenn's nur laufen konnte. Während er dann treppauf, treppab ſtieg, da einen Sterbenden ſtärkte, dort einem alten Mütterlein hellen Sonnenſchein ins enge Dachſtübchen brachte, hier ein langes Siechtum beſſer tragen half, dort ein Einſames tröſtete, ſpielten wir vor den Häuſern ver-

gnügt und unbekümmert um die mancherlei Not, an der der liebe Vater mittrug. Aber im Augenblick war jedes Spiel unterbrochen, wenn wir Papa aus einem Hause wieder herauskommen sahen. Pfeilgeschwind flogen wir auf ihn zu und hingen uns, eins links, eins rechts, an seinen Arm, und so ging's weiter bis zum nächsten Hause, in das er einkehren wollte. Wie froh waren wir, wenn das nicht so schnell kam; denn mit Papa konnte man sich so herrlich unterhalten, und er ging auf alle unsere Anliegen, die uns natürlich groß und wichtig waren, ein; er interessierte sich für unsere Interessen, ob das nun Wilhelms weiße Mäuslein oder Lydias Puppen waren, alles war ihm wichtig. Wenn ich nur dran denke, daß er, als ich damals anfing zu lesen, und viel und oft zu leidenschaftlich die Kinderbücher verschlang, alle meine Bücher auch las. Ich konnte mich dann mit ihm begeistern für „unser Heidi" oder unser geliebtes „Karl und Marie" . . .

Aber oft baten wir ihn auch, uns etwas zu erzählen. Wie gern hörten wir ihm zu, vergaßen alles um uns her, sahen nicht mehr, was auf der Straße vorging, kaum, wer uns begegnete.

Gedichtete und erfundene Geschichten erzählte er eigentlich nie, immer nur Geschichtliches oder biblische Geschichten. Bei den biblischen Geschichten erzählte er uns besonders viel von den Dingen, die wir weniger kannten, aus den Geschichtsbüchern des Alten Testaments und besonders von den Reisen des Paulus. Er führte uns auch in die Kirchengeschichte ein und lehrte uns ohne viel Hinweise ihre großen Gestalten lieben und ehren. Ehe ich in die Schule ging, ehe ich eine Geschichtszahl wußte, war Huß mir eine bekannte Gestalt, war Luthers und Zwinglis Leben mir vertraut, kannte ich Franz von Assisi und hatte mitgelitten unter den Leiden der Märtyrer. Ohne Predigten, ohne lange Erklärung machte er uns das groß, was ihm groß war: Leben, das aus Gottes Kraft stark wurde und in der Unterwerfung unter Gottes Willen die Welt unterwarf.

Musika.

Wir liebten alle die Musik. Es brauchte ja keine besonders schöne zu sein. Ob Mundharmonika, Klavier oder Geige, ob's

Singen oder Pfeifen war, das war ganz gleich, wenn es nur irgend ein froher Ton war. Das Klingen und Tönen hörte bei uns eigentlich gar nicht auf. Aber war es denn ein Wunder? Haſt du es denn einmal gehört, wie Papa Klavier ſpielte? Er brauchte keine Noten, ob er Choräle oder Volkslieder, Beethovenſonaten oder ſonſt etwas ſpielte. Er konnte alles, wie niemand ſo ſchön. Alles ſpielte er vom Herzen heraus; daß man mitſingen mußte, wenn er ein Lied erklingen ließ, daß man marſchieren mußte, wenn ſeine Märſche ertönten, daß man hätte weinen mögen, wenn er den Trauermarſch ſpielte. Papa mußte uns viel ſpielen. Immer wieder, wenn er nur ein Augenblickchen Zeit hatte, gerade meinte, jetzt könnte er ein paar Minütlein ruhig ſitzen, dann bettelten wir und zogen ihn im Triumph ans Klavier.

Das Brüderlein.

„Pſt, pſt, ganz, ganz ſtill," hauchten alle, als ſie auf den Zehen die Treppe hinaufſtiegen. Den Zeigefinger hielten ſie auf den Mund gepreßt, daß nicht doch noch ein Freudenruf entfahre. Papa allen voran. Er war ja immer fröhlich; aber heute — ſeine Freude kannte einfach keine Grenzen. Wenn er nur daran dachte, wie ſie dieſen Morgen zu ihm ins Schlafzimmer hereingekommen waren, alle die weißen Nachtgeſtältlein; wie ſie immer und immer wieder die Augen rieben: „Wo iſt denn nur Mama?" Und dann der Jubel, als er es ſagte, daß heute Nacht . . . „Nun danket alle Gott," jauchzte ſein Herz, und vorwärts eilte er zum Gaſtzimmer. Vorſichtig öffnete er die Tür. Da lag Mama, ach, ſo glückſelig, als ſie die ſtrahlenden Kinder hereinkommen ſah, alle ihre Kinder. Wie die Augen leuchteten! Ganz leiſe ſchlichen ſie an ihr vorbei, dort hinüber, wo aller Glück und Wonne lag, — das Brüderlein.

Samstagabend.

Draußen war es ſchon dunkle Nacht, und doch hörte man noch frohe Kinderſtimmen erſchallen. Sonſt um dieſe Zeit war doch

längst das Abendlied verklungen, das Mama mit ihren Kleinen gesungen hatte, längst hatte sie zwischen den Bettchen gesessen und mit ihren Kinderlein gebetet, ihnen die Hände aufgelegt, ihnen Lieder gesagt, bis die unruhigen Geistchen zur Ruhe gekommen waren. Um diese Stunde saß sie lange schon wieder bei Papa drunten im Studierzimmer. Aber heute — was war nur los, alle Bettlein waren ja noch unberührt. Das Kinderzimmer war auch leer und verlassen. Weit und breit kein liebevolles Puppenmütterchen. Das Kamel, das Schaukelpferd, die sonst so viel Begehrten, standen in der Ecke, und niemand kämpfte um sie. Der Spielschrank war in Ordnung wie eigentlich sonst nicht jeden Abend. Aber auf der großen Holzbank lagen lauter kleine Wäschepäckchen, eins neben dem andern. Ach so, das war die Kinderwäsche für morgen, für den Sonntag. Natürlich, morgen ist Sonntag, da braucht man nicht zur Schule, drum darf man heute abend auch aufbleiben. Und Papa ist da, braucht in keine Sitzung, keinen Verein, da muß alles zu ihm kommen. Natürlich, in Papas Studierstube sind sie alle. All das Leben und frohe Treiben, das sich sonst über das ganze Haus erstreckt, ist in dieser Samstagsabendstunde in Papas Zimmer konzentriert. Da sitzt er in seiner Ecke am Schreibtisch und fühlt sich so glücklich und reich, daß er mit keinem Menschen tauschen möchte. Alle seine Lieben um ihn — da fliegt die Arbeit. Die Post wird erledigt, Predigten und Reden werden überdacht und noch einige Artikel geschrieben. Von Zeit zu Zeit dreht er sich um: „Gelt, Mutterle, wir haben es schön." Mama sitzt flickend am Tisch. Nun schaute sie auf: „Zu schön," und strahlt ihn an, und beide schauen auf ihren Reichtum um sich herum. Da sind die Buben. Was sie treiben, ist nicht zu ergründen. Lesen sie, spielen oder turnen sie oder verhauen sie sich? Alles und doch nichts, jede Minute etwas anderes, bald sitzen sie am Tisch, bald liegen sie auf dem Boden, jetzt krabbeln sie hinter Vaters Schreibtisch, und nun machen sie Kopfstand und hängen in der Luft. „Was machen denn meine Mädelein?" fragt Papa. Es ist ihm so unendlich wohl, wenn sie um ihn herum schwätzen. „Das ist wie das Plätschern eines Bächleins," sagt er oft.

Und bei dem Erzählen werden Weihnachtsarbeiten gemacht oder etwas für Geburtstage oder sonst etwas, was halt Mädchenherzen erfreut. Am Samstagabend wird ja nicht mehr gearbeitet, da ist schon Vorsonntag, da darf jeder seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen. „So," sagt Papa, legt den Federhalter fort, macht vollends Ordnung auf dem Schreibtisch, „so, jetzt bin ich fertig. Jetzt spiele ich noch eine Partie Halma. Wer macht mit? Aber vorher, wer geht mit an den Briefkasten?" Natürlich alles. Alles saust hinaus. Mama sitzt verlassen da. Wie ruhig ist es auf einmal um sie geworden! Draußen hört man fröhliches Springen, jetzt kommen sie wieder, näher, näher, und schon stürmt es herein. „Halma mit Papa! Hurra!" Wer darf mitmachen? Natürlich die Großen. Papa spielt fein. So gut wie er kann es niemand. Er sitzt im Sofaeck, die drei Spieler neben ihm und die andern hinter ihm, auf der Sofalehne, halb auf ihm. Alles sieht zu, alles spielt eigentlich mit. Papa, was ist nur? Papa, du bleibst zurück! Hurra, hurra, Papa ist besiegt. „Mama, denk, Papa ist besiegt!" Alles freut sich, alles hüpft und springt, Mama lächelt, alles, weil Papa besiegt ist. — „Nun holt mir jemand mein Predigtbuch," sagt nun Mama, „jedes darf eine Seite lesen." Und schon sitzt der jüngste Schüler da mit dem großen nägelbeschlagenen Buche und liest die Predigt für den kommenden Sonntag. Jeder liest eine Seite, und wer besonders gern vorliest, liest fertig. Jetzt betet Papa noch. — Im Nu hat Mama ihre Flickſachen beisammen: „Nun aber flugs ins Bett!" An jedem Arm hat sie schon einen müden Buben hängen, und die Treppe hinaufgehend, singt sie fröhlich:

„Breit' aus die Flüglein beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein!"

Die andern folgen singend nach. Papa schließt noch ab, dreht das Gas aus, dann kommt er auch und fällt mit seinem Baß ein:

„Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr.
Gott laß euch ruhig ſchlafen,
Stell' euch die güld'nen Waffen
Ums Bett und Seiner Engel Schar."

„Frohe Fahrt."

Ein trüber Tag iſt's. Dunkle Wolken hängen tief herab am Himmel. Über den Tälern liegt undurchſichtiger Nebel. Von den Bäumen tropft die Näſſe der vergangenen Nacht. Und gleich wird's wieder regnen. Überall zieht ſich's zuſammen, das dunkle Grau.

Und denk' an, auf der aufgeweichten Landſtraße mit den häßlichen gelben Waſſerlachen zieht ein Trüpplein lachend und ſcherzend daher. Was haben denn die an ſolchem Morgen zu lachen? Was iſt denn mit denen? Ja, weißt du, die dürfen heute mit dem Vater wandern, drum ſind ſie ſo glücklich. Mit dem Vater wandern! Das iſt wahrlich Anlaß zu großer, heller Freude, die nicht nach Wind und Regen ſchaut oder ſich gar von ihnen beſiegen läßt. Denn wir wiſſens alle ganz genau, ein Wandertag mit dem Vater wird auf alle Fälle ſchön, mag's nun regnen oder ſchneien, mag die Sonne ſcheinen oder der Wind blaſen, mag man durch die lieblichſte, ſchönſte Gegend gehen oder durch ödes Land, ſchön wird's immer!

Weihnachtsmarkt.

„Heut' geht's auf den Weihnachtsmarkt!" Wenn unſer lieber Vater in der Weihnachtszeit dies zu uns ſagte, dann ſchlugen unſere Herzen hoch vor übergroßer Freude, denn es gab für unſere Begriffe faſt nichts Schöneres als dies, „auf den Weihnachtsmarkt gehen". Einmal war es ja überhaupt wunderſchön, mit Vater gehen zu dürfen; auf all den Wegen, auf denen wir ihr begleiten durften, gehörte er ganz uns, und dann ging man immer nur bei Dunkelheit auf den Weihnachtsmarkt, und das hatte ſeinen ganz beſonderen Reiz. Da hatte die ſtille Straße mit den hohen Bäumen, die zum Main führte, etwas

Geheimnisvolles. Zauberhaft leuchteten die Lichterreihen vor den dunkel ragenden Mauern und Türmen zu beiden Seiten des Mains, und scheinbar viel gewaltiger als am Tage wogte der Fluß unter dem leicht schwankenden „Eisernen Steg". Aber auf dem Römerberg war heller Weihnachtsglanz. Da standen, treu behütet von den hohen Giebelhäusern rund um den Platz, Bude an Bude, jede festlich erleuchtet. Wohin wir nur schauten, gab's Herrlichkeiten. In einer Bude verkaufte man bunte Glaskugeln für den Christbaum, in einer andern waren Unmengen von billigem Spielzeug aufgestapelt, in einer dritten türmten sich Lebkuchen und Schokoladetafeln auf. Und zwischendrin und vor den Häusern, und wo's nur ein Plätzchen gab, guckte überall ein Stücklein Winterwald heraus. Da standen die großen und die kleinen Christbäume, die in Sälen und Stuben, in Kirchen und Dachkämmerlein viel Menschen Weihnachtsfreude bringen sollten.

Eine Welt voll Weihnachtsglück war's, in die wir da eintauchten. Unsers Vaters Augen konnten nicht schnell genug all dem folgen, was ihm jedes einzelne seiner Kinder mit Jubelschrei zeigte. Und als ob ihm all die Dinge ebenso wichtig seien wie uns, betrachtete er alles voll Interesse und tat bei unserm Staunen und Bewundern von Herzen mit. Der Höhepunkt kam für uns alle, wenn wir vor einer Lebkuchenbude auf einmal Halt machten, wo auf jedem Lebkuchen irgend ein Name in herrlich verlockendem Zuckerguß stand, und Vater sagte: „So, jetzt darf jedes seinen Namen suchen, wer ihn findet, dem kaufe ich den Lebkuchen!" Nun ging ein fröhliches, aufgeregtes Schauen und Suchen los, denn so einfach war das gar nicht: Vor freudiger Erregung übersah man oft den eigenen Namen, und ich vergesse es nie, wie unser Bruder vor lauter Übereifer sich eine „Wilhelmine" statt eines „Wilhelm" nahm, und sich dann so schämte, als sei ihm durch die falsche Wahl wirklich etwas von seiner Männlichkeit und Knabenwürde genommen worden. In großer Not waren auch immer unsere Kleinen, die noch nicht lesen konnten, und die vor Ungeduld ganz zappelig immer wieder fragten: „Papa, hast's denn noch nicht gefunden? Papa, gibt's

meinen Namen nicht?" Denn das war faſt das Intereſſanteſte für uns: Unſerer Schweſter Lydia Namen fanden wir nie, der Name wurde offenbar nie auf Lebkuchen geſpritzt. Sie hatte dann eine ganz beſondere Freude, ſie durfte den Namen wählen, der ihr am beſten gefiel. Aber allerdings, die Wahl fiel wohl nie ſo ganz wahrhaftig aus; ſie ſchaute weniger darauf, welches der ſchönſte Name war, ſie erwählte vor allen Dingen immer einen möglichſt langen, der recht viel Zuckerguß enthielt.

Hatten wir alle die Prachtlebkuchen in Händen, ließen wir uns auch wieder gern zur Heimkehr bewegen; denn jeder wollte ſeinen der Mutter zeigen; aber ihn doch auch möglichſt bald aufeſſen. So zogen wir heim. Keines achtete mehr auf den Zauber des abendlichen Ganges, keins ſah mehr die Schönheit des Sternenhimmels. Aller Herz war erfüllt von den erlebten Herrlichkeiten, aller Mund ging über von den Wundern, die wir geſehen hatten; und ehe wir's uns verſahen, ſtanden wir an unſers Hauſes Tür, und unſere liebe Mutter empfing uns und war nun wie Vater vorher ganz offen Ohr und Auge und Herz für ihre glückſelige Kinderſchar.

Weihnachten.

Seit drei Tagen war das Kinderzimmer verſchloſſen. Erſt war es noch geſcheuert und gefegt worden, bis alles blitzblank war, und dann durfte niemand mehr hinein außer Mama und Papa. Mama war eigentlich den ganzen Tag dort, war ſonſt faſt nicht mehr zu ſehen. Manchmal ging ſie in die Stadt und kehrte ſchwer beladen heim mit viel Päckchen und Sachen, verſchwand aber dann ſchleunigſt im Kinderzimmer. Oft fuhr der Poſtwagen vor und brachte viele Pakete und Schachteln, Kiſten und Kaſten wurden vom Speicher geholt, aber alles, alles das wurde in die eine große Stube gebracht, die ja das Weihnachtszimmer werden ſollte. Wie man da drin immer rumoren und hantieren hörte! Jeder Ton von dort erfüllte uns mit größter Wonne. Manchmal hörte man unter der offenen Tür ein ſüßes Klingen und Blaſen. Dann rief alles: „Das Chriſtkindle bläſt," aber bis wir herbeigeſprungen kamen, war die Tür wieder ver-

ſchloſſen und weit und breit nichts mehr zu ſehen. Eines Abends kam Wilhelm erregt geſprungen: „Herbei, herbei, ich ſeh' etwas vom Weihnachtszimmer!“ Alles ſauſte ihm nach vor das Haus ohne Mäntel und Mützen; aber keins achtete der Kälte, alles glühte vor Freude, denn droben am Fenſter ſah man hinter Vorhängen die zarte Silhouette einer Tanne. Die Weihnachtszeit war unbeſchreiblich ſchön. An allen Ecken waren Vorbereitungen und Heimlichkeiten. Jeder hatte etwas zu verbergen und war über die Maßen beſchäftigt. Sämtliche Vorhänge an den Bücherſchränken, alle Portieren verſchwanden und wurden als Hirtengewänder anprobiert. Hier wurden Weisſagungen gelernt, dort ſagte eins die Weihnachtsgeſchichte auf, überall ſang es und klang es: „Fröhliche Weihnacht überall . . .“ „Freuet euch, freuet euch, Halleluja . . .!“ und alle die alten Weiſen, der eine ſang ſie, der andere ſpielte ſie, die Buben pfiffen ſie — das ganze Haus jauchzte und frohlockte: „Freue dich, o Chriſtenheit!“

So kommt der Weihnachtsabend. Endlich iſt die Stunde, da Papa mit den vollſten Akkorden in die Taſten greift und wir im frohen Chor einfallen: „Herbei, o ihr Gläubigen, fröhlich triumphieret, kommet, o kommet nach Bethlehem. Sehet das Kindlein, uns zum Heil geboren!“ Und dann ſingt man viel liebe Weihnachtslieder: „Stille Nacht“, „Zu Bethlehem geboren“, und wie ſie alle heißen. Jedes vom Größten bis zum Kleinſten, ſagt herrliche Weisſagungen auf von den alten Propheten, die unſern Heiland ſchon lange ankündigten. Und jetzt nimmt Papa ſeine Bibel zur Hand und lieſt die Weihnachtsgeſchichte. Da iſt es ſo ſtill in der Runde, eine Stecknadel könnte man fallen hören. Wohl jeder kann ſie auswendig und hat ſie ſich oft hergeſagt, aber nie iſt ſie einem ſo groß und macht das Herz ſo überfroh, wie jetzt in dieſer Stunde, da ſie uns Papa lieſt. Und wenn er an die Stelle kommt: „Alsbald war bei dem Engel die Menge der himmliſchen Heerſcharen, die lobeten Gott und ſprachen,“ fällt unſer Lobchor vielſtimmig ein: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen.“ Und dann zum Schluß ſteigt unſer Stolz, unſere ſelbſtverfertigte Aufführung von den Hirten auf dem Felde und den Engeln. Jetzt

ertönt das Schlußlied: „O du fröhliche . . .“ und während wir ſingen, verſchwindet Mama eiligſt. Das Lied iſt zu Ende, alles eilt zur Treppe, aber keiner darf hinauf. Im Zuge, zwei und zwei dem Alter nach, ſteht alles im Flur und wartet, zappelnd, trippelnd, leiſe ſummend: „Ihr Kinderlein, kommet,“ und ſchaut hinauf. Jetzt iſt's noch ſtill droben, aber jetzt, endlich — jetzt geht die Tür auf, die Glocke ertönt, ein Stürmen auf der Treppe, und laut jauchzend nun ſchallt es: „Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all'.“ Das iſt ein Lichtermeer, ein Scheinen, eine Pracht, wie geblendet ſteht man unter der Tür. Das iſt ein Freuen, ein Frohlocken, unbeſchreiblich, überall, wohin man ſieht, große Freude, faſt zu groß für kleine Kinderherzen. Puppenküche und Puppenſtube, Kaufladen und Soldaten, Puppentheater, Trommel und Horn, was man nur wünſchen und denken kann, alles iſt da. — Papa ſitzt vorn am Fenſter im Seſſel, die Seſſel um ihn her ſind bis jetzt noch leer. Das iſt ein Treiben um ihn herum . . . Gerade kommt glückſtrahlend ein Puppenmütterchen vorbei, ſchiebt voll Stolz ſeinen Staatswagen vor ſich her. Es lebt vollſtändig in einer Welt für ſich. Dort im Eck ſitzt der Kaufmann vor ſeinem Laden und läßt ſich ſeine Ware ganz vorzüglich munden. Hier bei den Soldaten iſt einer, der iſt General, franzöſiſche Armee, deutſches Heer und alles zugleich. Da drüben gibt einer großartige Theatervorſtellungen. — Rieſengroß iſt die Freude. Und jubelnd fallen alle Sänger ein, als Mama anſtimmt:

„Fröhlich ſoll meine Herze ſpringen
Dieſer Zeit,
Da vor Freud'
Alle Engel ſingen.
Hört, hört, wie mit vollen Choren
Alle Luft
Laute ruft:
Chriſtus iſt geboren!“

Die Puppenküche.

„Was iſt denn nur bei Paſtor Buſchs los. Brennen da morgens um 4 Uhr ſchon wer weiß wie viel Lichter und ſieht man

hinter den Vorhängen ſo viele kleine Geſtalten hin- und herhuſchen, als ſei die ganze Kinderſchar ſchon auf?"

Ja, denkt nur, das iſt ſie auch. Alle Büſchlein ſpringen fix und fertig im Kinderzimmer herum. Was bedeutet nur das? Was iſt das für ein Unſinn? Ach nein, Unſinn iſt's nicht, nur ein Feſt, ein großes Feſt: Papa kocht mit uns in der Puppenküche.

All die Tage her, die ganzen Weihnachtsferien lang, haben ſie ihn gequält und geplagt: „O, koch doch einmal du mit uns! Papa, gelt, du ſpielſt auch mal mit in der Puppenküche!" So ging's immer fort; denn es mußte doch gar zu ſchön ſein, wenn Papa, der doch alles ſo fein, in unſern Augen alles am beſten, kann, da mittäte. Und ſeinen Kindern eine Bitte, die er nicht für unrecht hielt, abſchlagen, konnte er faſt nicht. Da machte er das Unmögliche möglich. Hatte er am Tage keine Zeit, gut, nahm er die Nacht. Die Kinder konnten den Schlaf wieder einholen, und er opferte ihn gern für ſie. So kam's, daß um 4 Uhr früh das Gebüſch mit dem Vater den Kochherd in der Puppenküche anzündete. Nun kam die große Frage: Was wird gekocht? Da half ſonſt immer Mama raten und angeben; nun ſollte es Papa tun, und der war halt keine Hausfrau und konnte nur — aus der Studentenzeit her — Kaffee kochen. Das geſtand er ſeiner eifrigen, von Tatendurſt brennenden kleinen Geſellſchaft. „Grad' recht, Papa, Kaffee muß man morgens immer zuerſt kochen!" Und mit großer Umſtändlichkeit und noch größeren Reden ward der köſtliche Trank bereitet.

Und dann ſaß man am kleinen Tiſchchen, vor ſich die Fingerhuttaſſen, und nahm Schlückchen um Schlückchen und war ganz ſelig, daß Papa auch da ſaß, ſich auf das kleine Bänkchen gezwängt hatte. Wir hatten zwar faſt Sorge um ihn; denn er hatte geſagt: „Kinder, ich muß ſo aufpaſſen, daß ich nicht das ganze Täßchen verſchlucke!" Aber wir wurden wieder beruhigt, er trank vorſichtig einen kleinen Schluck um den andern und brauchte auch wie wir viele, viele Biſſe, um ein kleines Gutsle zu eſſen.

Aber der Höhepunkt des Feſtes war dann doch, als man das ſchönſte Täßchen für Mama füllte und ſorgfältig auf das nied-

liche Puppentablett ſtellte und dann in feierlichem Zug mit Papa am Ende ins Schlafzimmer ihr ans Bett brachte und ſich an ihrem Staunen weidete, „daß ihre Kinder ſchon Kaffee kochen könnten“. Aber als ſie dann ſagte, der Kaffee ſei ſo gut, wie ſie noch nie einen getrunken habe, da war's uns doch klar, das kam nur daher, weil Papa ihn mitgekocht hatte.

Es iſt ein Schnitter . . .

„Es iſt ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom lieben Gott . . .“

Der durfte auch ins Paradiesgärtlein kommen. Sein Schneiden tat weh und brachte Herzeleid. Aber auch Ewigkeitslicht.

Da war die liebe Großmutter, die Mutter unſeres Vaters. Wir hingen alle mit ganz beſonderer Liebe an dieſer edlen Frau. Schon äußerlich war ſie ſo eine vornehme, ſtattliche Erſcheinung. Und ihr Herz war überreich an Liebe für ihre Kinder und Enkel. Das war ein Jubel, als ſie nach dem Tode des Großvaters im Hardthauſe zu uns zog! Wie ſchön war's immer geweſen, wenn wir in den Ferien Großmutter für ein paar Wochen beſuchen durften! Und nun kam ſie ganz zu uns. Wie ſchön mußte es werden! Und es wurde wunderſchön. Wie gemütlich war für alle das Großmutterſtüblein mit den feinen, alten Möbeln! Oft ſprang Vater ſchnell hinauf, und die Kinder machten dort heimliche Weihnachts- und Geburtstagsarbeiten, und das Jüngſte durfte täglich alle Photographien der Großmama anſehen. Es ging ein Friedensgeiſt aus von dem Feierabendſtüblein über das ſonſt ſo unruhige Pfarrhaus. Schon früh ſtand Großmutter auf, um bei den Morgenandachten anweſend zu ſein. Wie ſtrahlend kam ſie die Treppe herunter! An jeden Arm hängte ſich ein Enkelkind. Und gerne begleitete ſie Vater auf ſeinen Gängen zu Gottesdienſten und Bibelſtunden. Er hatte wohl kaum ſonſt ſo aufmerkſame Zuhörer wie die geliebte Mutter. Kurz, Großmutters Daſein war Freude für uns alle.

Doch nur kurz dauerte dieſe Freude. Großmutter wurde ſchwer krank. Furchtbar mußte ſie leiden. Wie ein dumpfer Druck lag's auf uns allen. Es war ſo ſchwer, die Liebe leiden zu ſehen. Und das Abſchiednehmen tat ſo ſehr weh.

Eines Tages wurden die älteren Kinder gerufen: Großmutter will mit uns allen das Heilige Abendmahl feiern. — Es war eine wunderſam ernſte Stunde, als Vater erſt der ſterbenden Großmutter und dann uns das Abendmahl reichte. —

Vater hat das letzte „Amen!“ geſagt. Ganz ſtille iſt's geworden im Zimmer. Da ſagt die Schwerkranke mühſam: „Singt mir noch einen Liedervers.“ Vater beugt ſich über ſie: „Was ſollen wir ſingen?“

Da ſprach ſie — und es war wunderbar, als die Schwerleidende es ſagte:

„Mein Herze geht in Sprüngen . . .“

Und dann ſangen wir unter Tränen am Sterbebett den jubelnden Vers:

„Mein Herze geht in Sprüngen
Und kann nicht traurig ſein,
Iſt voller Freud' und Singen,
Sieht lauter Sonnenſchein.
Die Sonne, die mir lachet,
Iſt mein Herr Jeſus Chriſt.
Das, was mich ſingen machet,
Iſt, was im Himmel iſt.“ —

*

Und noch einmal kam der harte Schnitter auf Gottes Geheiß ins Paradiesgärtlein. Diesmal ſchnitt er unſer zarteſtes Blümlein, das Brüderlein.

Theodor.

Das Gartentor klingt. Ein feſter Schritt nähert ſich der Haustür. Ein Schlüſſel dreht ſich im Schloß. Unſer Vater kommt nach Hauſe.

Im gleichen Augenblick geht oben eine Tür auf, eine kleine Geſtalt mit roten Bäckchen und goldigem Harr ſpringt hell jauchzend die Treppe herunter und fliegt dem Vater mit leuchtenden Augen und ausgebreiteten Armen entgegen. Das iſt unſer kleiner Bruder Theodor.

Vater ſitzt am Klavier, leicht und ſicher gleiten die Hände über die Taſten, aber das glückliche Vaterauge ruht auf dem

kleinen Büblein, das ſich zu der fröhlichen Melodie dreht. Zierlich bewegen ſich die feſten Beinchen, fröhlich winken die kleinen Arme, anmutig neigt und hebt ſich das Köpfchen. Die Augen glänzen vor Wonne, und der kleine Mund jubelt in ſeligen Tönen.

Das iſt unſer kleiner Bruder Theodor.

Das iſt unſer kleiner Bruder Theodor, der liebe Freudenquell, der helle Sonnenſtrahl im Hauſe, den Gott unſern Eltern zu ganz beſonderer Wonne geſchenkt hatte.

Als ein zartes Blümlein war er am „Gebüſch" aufgeblüht. Mit viel Sorgen und Mühen hütete die Mutter das kleine Pflänzchen, das ſo mancher Krankheitsſturm zu vernichten drohte. Aber Gott ließ es gedeihen und völlig erblühen und gab ſeinem Weſen ſo viel Duft und feinen Glanz, daß es nur dazu geſchaffen ſchien, andern Freude zu bringen: dem Vater in der vielen Arbeit Erholung und Erquickung durch ſeinen Jubel und ſeine Liebe, die es auch zu zeigen vermochte; der Mutter gab das kleine Brüderlein in inniger Anlehnung und Zärtlichkeit etwas von dem Dank, den wir andern Kinder wohl im Herzen fühlten, aber nicht im Mund und auch ſelten in der Tat zeigten. Den Geſchwiſtern war es ein fröhlicher Kamerad, nach dem alle riefen, wo er ſich zeigte. Aber auch den Fremdeſten auf der Straße, im Kaufladen, in Vaters Wartezimmer tat dies freundliche Kind wohl, das für jeden einen ſonnigen Blick hatte, der bewußt oder unbewußt allen ein Stücklein Paradieslicht gab.

Aber nur kurz währte dies Glück. Der große, unerforſchliche Himmelsgärtner nahm die feine Blume und verſetzte ſie in ſeinen himmliſchen Garten.

Das Entwurzeln tut wehe. Und bei unſerm Theo war's ein herber Kampf, bis ſich die Seele von dem kleinen Körper löſte. Eine ſchwere Gehirnentzündung, die ſich durch allerhand Vorboten angezeigt hatte, überfiel den Dreijährigen.

Unſäglich bitter war es für die Eltern, ihr geliebtes Kind ſo ſchwer leiden ſehen zu müſſen, daß es keinen Tropfen Waſſer ohne große Not mehr ſchlucken konnte, daß ſich ihm Händchen und Beinchen verkrampften und gelähmt wurden.

Unſäglich bitter war es für ſie, daß nach einigen Krankheits-

tagen er völlig bewußtlos wurde, daß man kein einziges Wort, kein Lächeln, keinen klaren Blick mehr von ihm erhaſchen konnte.

Unſäglich bitter war es für ſie, daß man dem müden kleinen Kämpfer in nichts helfen oder ein klein wenig die Not lindern konnte.

Aber Gott, der in allem Erleben unſerer Eltern ihnen die erſte Macht war, ſchenkte es ihnen, daß ſie bei aller Bitternis ruhig werden konnten, daß ſie alle Bitterkeit und allen Jammer in ſeine Hände legen konnten und aus ihnen dafür Kraft und Troſt nahmen. Ihr zartes Blümlein legten ſie ruhig und vertrauend in Gottes Hand in dem feſten Glauben, daß er keinen Fehler macht, für ſich ſelber aber ſtand ihnen im Vordergrund die Bitte: „Herr, hilf uns, daß wir richtig ſtehen!“ Vater bat auch in Briefen ſeine Mutter und andere liebe Verwandte um ein Mitanſtehen in dieſem Gebet.

Und Gott ſchenkte es ihnen. Wohl wurde das Weh rieſengroß, als in letzten, ſchweren Kämpfen der Herzensliebling von dieſer Erde losgeriſſen wurde, wohl ſtand das ganze fröhliche Haus in unbeſchreiblich tiefer Trauer, als im ſtillen Zimmer inmitten von herrlichen Blumen die liebliche, kleine Menſchenblume kalt und tot lag; wohl taten die Herzen unſagbar weh, als der kleine Sarg in die Erde verſenkt wurde und der Abſchied für immer hienieden kam.

Aber ebenſo groß ſtand daneben die feſte Zuverſicht, daß der kleine Sieger nun ausruhen durfte am Herzen Gottes und fern aller Gefahr, Verſuchung und Not in ewiger Freude lebte. Und bei dieſer Zuverſicht lebte auch das ernſte Gefühl der Verantwortung für dieſe beſondere Führung Gottes. Unſer Vater drückte es in einem Brief an ſeine Mutter aus: „Mir iſt's namentlich ein Anliegen, daß uns der volle Segen aus der Trübſal erwächſt!“

Das ſchenkte ihnen der Herr, und auch wir Kinder nahmen ein Stück Ewigkeitsluft in unſer Leben hinein, fühlten wir uns doch mit den Eltern und durch ſie hinangezogen zu den lichten Höhen des himmliſchen Reiches, in dem unſer Bruder lebte, und mit dem er uns nun dort verknüpfte und verband.

Vater hat kurz nach Theoleins Tode in das Erinnerungsbuch eines der Geſchwiſter einiges eingetragen, damit uns Geſchwiſtern der Segen und der Eindruck jener Tage erhalten bleibe.

Vater ſchreibt da: „Der Heimgang unſeres ſüßen, kleinen, ſonnigen Theolein hat Eltern und Geſchwiſterlein viel Leid gebracht . . . Wir erfuhren in den Tagen jenes großen Leides viel Liebe und Teilnahme aus allen Kreiſen unſerer Gemeinde und unſerer Stadt. Deinen Vater freute es am meiſten, daß ein Trambahnſchaffner ihn während der Fahrt auf einem elektriſchen Wagen auf ſeine Trauer anredete und ihm tröſtend zurief: „Sie gehen ja nur ſchlafen und bleiben bei den Schafen, die ewig unſers Jeſu ſind."

Beerdigt wurde unſer lieber Theodor am Mittwoch, dem 6. 4. Von auswärts kamen einige Verwandte. Am Morgen hatten wir im Lernzimmer im engſten Freundeskreiſe eine kleine Feier. Theos ſterbliche Hülle lag wie im Schlaf, faſt von Blumen und Kränzen bedeckt, in ſeinem Bettlein. Wir ſangen aus dem Liede: „Wenn kleine Himmelserben in ihrer Unſchuld ſterben, ſo büßt man ſie nicht ein . . ." Dein Vater ſprach über das Wort (Loſung am Tauftage 13. Juni 1907) Pſalm 125, 2: „Der Herr iſt um ſein Volk her . . ." Das haben wir an unſerm Theo reichlich erfahren.

1. Der Herr war um uns her, als dies Kind, nachdem es etwa ein Vierteljahr fröhlich aufgeblüht war, lange Zeit hindurch ſchwer leidend war, ſo daß wir alle dachten, wir müßten es dem Herrn opfern. Der Herr hat Kraft gegeben zum Ausharren und geduldigen Pflegen, und hat den Kranken wieder geneſen laſſen, wir haben ihn neugeſchenkt aus ſeiner Hand genommen.

2. Der Herr war um uns her in den letzten zwei Jahren, als er dem geliebten Kleinen nicht nur ein geſundes Körperlein, ſondern auch einen ſo fröhlichen Geiſt geſchenkt hat, daß er unſerem ganzen Hauſe ein Sonnenſchein wurde und uns unbeſchreiblich viel Glück und Freude gebracht hat. Er wurde uns ein rechter Theodor, eine Gottesgabe, die uns täglich froh machte, ein Prediger von der rechten Kinderfreude, die an allem ſich

freuen kann in rechtem Kinderſinn. Ihm war alles Freude, das Brüderlein, die Vögelein, die Blumen am Wege u. a.; faſt immer leuchteten ſeine Augen in fröhlichem Glanze.

3. Der Herr war auch um uns her in den Tagen des ſchweren Leidens, in den bangen letzten zwei Wochen. Er war um uns — richtend in ſeiner heiligen Gerechtigkeit, tröſtend mit dem Evangelium von der Vergebung der Sünden in ſeinem Blute, erquickend bei dem Abſchied von dem geliebten Kinde.

4. Der Herr iſt auch heute um uns her. Er gibt uns den rechten Blick für die wahren Realitäten. Er ſagt uns, daß unſer Kind nicht geſtorben iſt, ſondern lebt in ſeiner, des Herrn Gemeinſchaft, daß nun gilt, was Philemon 15 ſteht, daß unſer Kind in das wahrhaftige Leben eingegangen iſt, wie ein lieber Freund ſchrieb. Er zeigt uns, wie unſer Kind bleibt in ſeiner Gemeinde, nur aus der ſtreitenden in die triumphierende Schar verſetzt; die iſt aber nicht getrennt, ſondern iſt eins in Chriſto. Da iſt's nun vereinigt mit all denen aus unſeren Familien, welche im Glauben vorangegangen ſind. Wir ſpüren in dieſer Stunde die Gemeinſchaft mit der oberen Schar.

Wir nehmen von ſeiner Hülle Abſchied mit dem Wort, mit dem geſtern ein ſchlichter Mann aus dem Volk mich tröſten wollte: „Sie gehen ja nur ſchlafen und bleiben bei den Schafen, die ewig unſers Jeſu ſind.“ Ja, der Herr iſt um ſein Volk her von nun an bis in Ewigkeit! Amen!

Auf dem Friedhof war wiederum eine kleine Schar von Freunden verſammelt. Dein Vater ſprach über Luk. 24, 5: „Was ſuchet ihr den Lebendigen bei den Toten?“ In der Nacht, die auf den Sonntag Quaſimodogeniti („als die eben geborenen Kindlein“) folgte, iſt unſer Theo zum Leben eingegangen; das wurde ſein Geburtstag zum ewigen Leben. Das ſagt uns die Oſterbotſchaft an ſeinem Grabe. — Es läge ja ſo nahe, den Lebendigen bei den Toten zu ſuchen. Wie vieles legen wir doch heute hier ins Grab! Aus der Geſchwiſter Kreis iſt ein liebliches Zweiglein ausgebrochen. Der ſüße Mund ſpricht keine Liebesworte mehr und ſingt nicht mehr, wie der kleine Muſikfreund ſo oft und gern getan. Die Füßlein trippeln nicht mehr fröhlich

daher; die Augen, die hellen, leuchten nicht mehr in ſeligem Kinderglück. Alles iſt ins Grab geſunken, — ein ſchwerer, unſagbarer Schmerz. — Aber es iſt Oſterzeit: Chriſt iſt erſtanden, der Sieger, der Held, der aus Leiden herrlich gemachte Gottesſohn. Und ſeine Lebensgaben teilt er den Seinen mit, auch unſerm Theodor. Er iſt durch ihn erlöſt von allem Leiden, er iſt bei einem Meiſter, von dem er ganz verſtanden iſt, der keine Fehler an ihm macht. Ihm wird und kann nichts mangeln; er wird von ihm gepflanzt zu völliger, ganzer Entwicklung und zu fröhlichem Wachstum.

So wollen wir denn auch dieſen Lebendigen bei dem Herrn ſuchen, und auch das, was wir hier bergen im Staube, iſt nicht verloren, ſondern Saat zum Tage der Auferſtehung. Uns aber ſoll der liebe Sohn eine rechte Gottesgabe werden, die uns zieht zur ewigen Liebe und zum ewigen Leben! Amen!“

„. . . Führ' uns ins Leben aus dem Tod."

„Unſer Leben, das wir haben aus Gott, kann der Tod nicht antaſten. Das Sterben iſt für uns nichts anderes als ein Hinübergehen aus einem Raume des großen Vaterhauſes in einen anderen lichteren und ſchöneren. Aus dem Vaterhauſe bringt uns der Tod nicht hinaus. Und unſer Leib ſoll auferſtehen in neuer, von allem Staube der Sünde gereinigter Klarheit. Und beim Herrn ſollen wir ſein, ſo nah und ungeſtört, daß ſich ſeine Klarheit in uns widerſpiegeln kann." (Pfr. Buſch im „Sonntagsgruß" für Frankfurt a. M., November 1920.)

Eine unſerer Schweſtern erzählte: Es war auf unſerer lieben ſchwäbiſchen Alb. Der Abend ſenkte ſich langſam hernieder. Tiefer ſank die Sonne. Vater wanderte mit mir vom Hohen-Neuffen heimwärts. Und als wir auf dem Feldweg zu dem kleinen Hügel kamen, da verlaſſen ein Bäumlein ſteht, wandte ſich Vater um. Ich hatte das Gefühl: er will Abſchied nehmen, Abſchied nun von der herrlichen, trotzigen Burg dort und all der Schönheit ringsum. Und als er zurückſchaute, geſchah das, was ich nie vergeſſen werde, auch niemals beſchreiben kann. Es war, als ob Gott eine Tür öffne und uns hineinſehen laſſe in ſeine himmliſche Herrlichkeit. Golden waren mit einem Male die Felder, die Wälder, die Wieſen und die Bäume. Der Himmel war wie ein goldenes Meer, und der Neuffen dort auf dem Berge war wie die himmliſche Stadt mit goldenen Gaſſen.

Vaters Angeſicht ſchaute wie verklärt in die Herrlichkeit.

Als er ſich wieder nach mir umwandte, ſchloß Gott ſeine Tür zu. Dämmerig ward es in den Feldern, ſchwarz und ſchweigend ſtand der Wald. Still wanderten wir weiter. Und dann hörte ich, wie Vater vor ſich hin ſagte:

„Welch' hohe Luſt, welch' heller Schein
Wird wohl in Chriſti Garten ſein!"

Vater kam von Eſſen zurück, wo er einen Vortrag gehalten hatte. Noch in Hut und Mantel, ging er zum Klavier und ſpielte und ſang:

„Ein Tag, der ſagt's dem andern,
Mein Leben ſei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du ſchöne,
Mein Herz an dich gewöhne;
Mein Heim iſt nicht in dieſer Zeit!"

„Das haben wir im Hauſe meines Eſſener Gaſtgebers ſo herrlich geſungen," ſagte er aufſtehend. Und wir empfanden, wie tief ihn dieſer Vers berührt hatte.

*

Im letzten Jahre*) fühlte ſich Vater oft nicht recht wohl. Er hatte viel mit Atemnot zu kämpfen und erlitt ſogar einen leichten Schlaganfall, daß er nur ſchlecht ſchreiben konnte und die rechte Hand faſt gelähmt war. Aber er machte darum keinen Augenblick Pauſe in ſeiner Arbeit. Seine Briefe diktierte er ſeinen Kindern. Bald wurde auch die gelähmte Hand wieder ſtärker, ſo daß er wenigſtens den Morgenchoral auf dem Klavier begleiten konnte in gewohnter, herrlicher Klangfülle. Doch ſprach er in jener Zeit öfters von ſeinem Sterben. Wir alle hörten es nicht, denn unſer Herz war weit entfernt, zu glauben, daß ſo etwas Schweres in unſer Glück hereinbrechen könnte.

Einmal kam er in jenen Tagen ſo ſehr müde zu Tiſch: „Ich habe dieſen Morgen ſieben Beſuche in meiner Gemeinde gemacht. Die Leute wohnten meiſt ſo ſehr hoch oben." Und ganz wehmütig fügte er hinzu: „Wie leicht habe ich früher ſo etwas bewältigt, und nun — — —"

Der letzte Sonntag in Frankfurt mit ſeinen mancherlei Aufgaben fiel ihm beſonders ſchwer. „Ich bin nur noch ein Scherben," ſagte er nach dem geſegneten Gottesdienſt zum Küſter. Am Nachmittag kam er nach einer Taufe eben herein und ſetzte ſich an Mutters Bett, die krank lag. Dieſe hatte, als die Taufe

*) 1921. Er war damals 53 Jahre alt.

angemeldet wurde, von der Frau gehört, ſie wohnte ſo hoch oben, und es ſei eine ſehr ſteile Treppe, ſo daß ſie nicht wage, das Kind herunterzutragen. Daher mußte Vater in jener Wohnung taufen. Müde ſaß er neben Mutters Bett. „Nun, wie ging's denn mit der ſteilen Treppe?“ fragte Mutter. Da leuchteten ſeine Augen, und ganz glücklich dankbar ſagte er nur: „Haſt du an mich gedacht?!“ —

Am Abend reiſte er ab nach Stuttgart. In der Bahn ſetzte ſich ein Kellner zu ihm, der eine chriſtliche Konferenz beſucht hatte und innerlich angefaßt war. Lange ſprachen ſie miteinander. Dann ſagte Vater: „Jetzt muß ich ein wenig ſchlafen. Ich bin ſo müde.“ Aber ſchon bald raffte er ſich wieder auf: „Wer weiß, ob wir uns je wiederſehen!“ Und dann widmete er ſich ganz dem Manne, für den dieſe Nachtfahrt eine Entſcheidung für ſein Leben wurde. —

Am Montag früh fuhr er nach ſeiner geliebten ſchwäbiſchen Alb, in Urach abgeholt von einem Wagen. Hinauf ging's nun die ſo oft gegangene Straße nach dem lieben Hülben. Dort leitete er in großer Friſche die Kirchweihmontagſtunde in der Kirche, zu der viele Gemeinſchaftsleute von fern und nah herbeigekommen waren. Bruder Andreas Klein erzählte von dieſer Stunde nachher: „Ich habe immer den Pfarrer Buſch anſehen müſſen, als er ſprach, und dachte: „Du wächſt aber.“ Nach der beſtehenden Sitte wurde in der Kirchweihſtunde ein bibliſcher Abſchnitt zum Auswendiglernen aufgegeben. Vater wählte dazu den 62. Pſalm: „Meine Seele iſt ſtille zu Gott, der mir hilft.“

Am ſpäten Nachmittag nahm Vater Abſchied von Hülben, ſeiner zweiten Heimat. Er ſollte dies liebliche Fleckchen Erde nie wieder ſehen. Zu Fuß ging's wieder nach Urach. Von dort wollte er nach Metzingen fahren zu einer achttägigen Evangeliſation. Der Weg wurde ihm furchtbar ſchwer. Immer wieder mußte er ſich an den Wegrand ſetzen in großer Atemnot. Ein Begleiter ſagte ſchließlich: „Jetzt gehe ich nach Metzingen und ſage, Sie ſeien krank geworden, Sie könnten die Vorträge nicht halten.“ Da erwiderte er: „Wo iſt denn Ihr Glaube? Man fängt doch nicht mit Ausfallenlaſſen an!“ Und wirklich konnte

er in Metzingen in der vollen Kirche ganz frisch sprechen. Jeden Nachmittag hielt er eine Bibelstunde, abends seine großen Vorträge vor einer großen Menge. Doch seine Schwachheit nahm zu. Ein Begleiter hörte ihn eines Abends, als er die Kanzeltreppe hinaufstieg und die Gemeinde noch sang, laut sagen: „Herr, erbarme dich!" Am nächsten Abend konnte er nicht mehr auf die Kanzel. Da blieb er vorn am Altar stehen und sprach von da aus. Dann wurde ihm auch der Weg zur Kirche zu viel. Da fuhren sie den Schwerkranken im Fahrstuhl zur Kirche. Wenn er aber am Altar stand, dann war's, als komme die Kraft Gottes über ihn, und er zeugte mit großer Freudigkeit vom Weg zum ewigen Leben. Wir zu Hause ahnten nicht, wie schlimm es um ihn stand. Wohl schrieb er uns, er fühle sich nicht recht wohl. Und an eine Schwester, die auswärts war: „. . . Mir geht's körperlich nicht berühmt. Habe so viel Asthma. Aber die Arbeit läuft wunderschön . . . Ich bin von viel Liebe umgeben. Es ist mir Bedürfnis, Dir zu sagen, daß ich an Dich denke . . ." Und Mutter schrieb daraufhin einmal an ihn: „. . . Ich konnte gar nicht einschlafen vor Sorge um Dich . . . die Welt hat so eine Leere, wenn Du nicht da bist . . . Wie schrecklich muß es erst bei Witwen sein . . ." — Sie ahnte nicht, daß zehn Tage später dies Schreckliche über sie kommen sollte.

Es kam der letzte Sonntag in Metzingen. Fünfmal sprach Vater noch an dem Tage. Dann war seine Kraft zu Ende.

Am Montag erwartete man seine Rückkehr in Frankfurt. Er kam nicht. Statt dessen erhielt Mutter eine Depesche von ihrem Bruder: „Hole deinen Mann ab!" —

Wie groß war Vaters Freude, als Mutter kam. Sie wollte noch in der Nacht mit ihm zurückfahren. Aber er wehrte ab: „Ich bin so krank. Ich kann nicht fahren." Da blieben sie die Nacht in dem lieben gastlichen Pfarrhause und genossen die Liebe, die ihnen von allen Seiten entgegengebracht wurde. Am Morgen packte Vater noch selbst seinen Koffer mit gewohnter Pünktlichkeit. Dann ging's ans Abschiednehmen. Ein Gemeinschaftsmann fuhr Vater zur Bahn; der Pfarrer und der Stadtschultheiß fuhren noch einige Stationen weit mit. Unterwegs erzählte der

Stadtſchultheiß von Vaters Vorträgen: „Das waren reiche, geſegnete Tage. Ich kenne ja meine Metzinger. Wundern mußte ich mich über viele, die zur Kirche kamen zu Ihres Mannes Vorträgen.“ Während er erzählte, ſaß Vater ſtill dabei.

Im Frankfurter D-Zug hatten ſie noch ein beſonderes Erlebnis. Als ſie einſtiegen, ſaß im Abteil eine franzöſiſche Familie. Vater war auf die Franzoſen nicht gut zu ſprechen. Er hat es nicht verwinden können, daß ſie mit ihren engliſchen Genoſſen im Kriege die Arbeit der Miſſion verwüſtet hatten. Da erſchrak Mutter, als ſie die Ausländer ſah und dachte, es werde Vater ſehr unangenehm ſein, mit Franzoſen zu reiſen. Aber er ſtieg ruhig ein. Und dann half er ihnen in mancherlei Dingen, als er merkte, daß ſie kein Wort Deutſch konnten. Sie wollten Mineralwaſſer kaufen und Poſtkarten; ſie hatten mit den Fahrkarten Schwierigkeiten. Da konnte Vater Dolmetſcher ſein und den Vermittler ſpielen. Es war unſerer Mutter ganz beſonders groß, daß Vater ſeine Liebe ſogar dieſen Feinden ſchenken konnte.

Sie kamen in Frankfurt an. Ein Arzt ſah Vater auf dem Bahnſteig. Am nächſten Tage erkundigte er ſich, wie es gehe. Er habe als Arzt wohl gemerkt, wie krank Vater ſei. Die Laien aber merkten ihm nichts an. An der Sperre ſtanden unſere jüngeren Geſchwiſter und begrüßten Vater mit großer Freude. Mutter ſagte: „Jetzt gehen wir zur Elektriſchen.“ „Nein,“ ſchrie freudig der kleine Sohn, „wir haben ſchon einen Wagen: Brüderkaſſe!“ Dieſe Tat ſeines Sohnes freute Vater innig. Er wußte, daß dieſe „Kaſſe“ immer ſehr mager war. Daß ſie nun mit Freuden für den geliebten Vater geleert wurde, tat ihm beſonders wohl. — Alles freute ſich, daß er heim kam. Unſer lieber Herr Hieronymus, der Küſter, ſagte ganz erleichtert: „Nun ſind Sie doch wieder da!“ Und jeder meinte, nun ſei alles gut. Keiner dachte ans Sterben. Nur er wußte, wie es ſtand. In der jubelnden Freude merkte niemand, daß er kaum etwas aß. Mit furchtbarer Anſtrengung nur konnte er die Treppe hinauf in ſein Schlafzimmer. „Nun mußt du nur einmal richtig ausruhen, dann wirſt du bald wieder geſund,“ hieß es. Aber er hatte noch keine Ruhe. Sein Notizkalender war ja voll geſchrieben mit

Verpflichtungen mancherlei Art. Da mußte abgeſchrieben, dort für Vertretung geſorgt werden. Bis alles geregelt war, wurde es Abend. Das war am Dienstag. Und dann ſchenkte ihm Gott noch fünf Tage, in denen er ſich zur Heimfahrt fertigmachte.

Pfarrer Lic. Greiner ſagte in der Gedächtnisrede: „Es iſt genau ein Jahr her, daß wir miteinander von unſerm Sterben ſprachen. Aus jenem ernſten Geſpräch iſt mir neben manchem andern namentlich das noch deutlich in Erinnerung, daß der liebe Bruder drei Dinge für ſein Ende von Gott ſich wünſchte: daß er mitten in der vollen Arbeit ſterben dürfe, daß er aber nicht plötzlich abgerufen werde, ſondern noch eine Zeit der Zubereitung empfange, und daß er bei vollem Bewußtſein in die Ewigkeit hinübergehen dürfe. Des treuen Gottes Gnade hat ſeinem Knecht auch die Erfüllung dieſer Wünſche gewährt und ihm das Ende gegeben, das er erwartete. Mitten in der ihm teuerſten Arbeit hat ihn Gottes Ruf ereilt. Eine Woche der Vorbereitung auf den Tod war ihm noch vergönnt, Tage voll Not, aber auch voll Herrlichkeit, voll Kampf, aber auch voll Sieg, voll Tränen, aber auch voll Loben und Danken, Tage, die ihn mit den Seinen noch einmal aufs innigſte verbanden, und von denen ſie ſagen konnten, daß es ſelige Tage geweſen ſeien. Und klar im Geiſte bis zum Ende, hellen Auges dem Tod und dem, der mächtiger iſt als der Tod, entgegenſehend, durfte er ſeine Seele aushauchen in den Armen der Frau, die er liebgehabt . . .“

Am Mittwoch morgen kam der Arzt. Der erſchrak. „Das iſt ja eine große Herzſchwäche. Es iſt ſehr, ſehr ernſt.“ Als er gegangen war, ſagte Mutter: „Ich bin dem Manne mein Leben lang dankbar, daß er mir die Augen öffnete.“ Vater war glücklich, daß Mutter nun auch ſo ſtand wie er und dieſe letzten Tage anſah als ein ganz beſonderes Geſchenk zum Abſchiednehmen. Als ich, von auswärts kommend, am Donnerstag fröhlich ins Krankenzimmer trat: „Nun, wie geht es, Vater?“, da faßte er Mutters Hand: „Wir beide rüſten uns zum Abſchied.“ Nur eines war, das ihm das Sterben ſehr ſchwer machte: der Abſchied von den Seinen. Das war wie ein dunkler Schatten, der ſich über ſeine Sterbensfreudigkeit legen wollte. Als ſein Amtsbruder ein-

mal das Krankenzimmer verließ, da rief er ihm nach: „Tentatio*) lieber Bruder, Tentatio!" Schon im Sommer hatte er einmal ſeinen jüngſten Sohn zu ſich gerufen: „Küſſe mich! Wenn ich dich nur noch großziehen darf!" Und nun war die Abſchiedsſtunde da und war ſo ſchmerzvoll.

In der Nacht wachte mein Bruder bei Vater. Liebevoll ſprach er mit ihm über ſeine Berufswahl. Und dann bat er ihn: „Ihr müßt die Mutter auf Händen tragen. Sie kann's faſt nicht durchmachen." Darauf ſagte er den 46. Pſalm: „Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer ſänken. Wenn gleich das Meer wütete und wallte und von ſeinem Ungeſtüm die Berge einfielen." Und dann mit beſonderer Betonung: „. . . Dennoch ſoll die Stadt Gottes fein luſtig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchſten ſind. Gott iſt bei ihr drinnen, darum wird ſie feſt bleiben; Gott hilft ihr früh am Morgen."

Das war ihm ein großes Anliegen, daß wir nicht in Schmerz verſinken ſollten. Zu Mutter ſagte er einmal: „Eins fehlt dir: du biſt nicht dankbar." „Wie kann ich danken, wenn mir der Mann ſtirbt?" erwiderte Mutter. Da meinte er: „Gott macht keine Fehler. D u kannſt dich doch mit mir freuen, d u darfſt doch nicht trauern wie die, die keine Hoffnung haben. Erhalte den Kindern eine f r ö h l i c h e Heimat!"

So hat er ſich durch dieſe Tentatio durchringen müſſen. Und Gott kam ihm entgegen. Es war am Samstag abend. Draußen läuteten die Glocken den Sonntag ein. Da ſagte er: „Wie iſt es jetzt ſo ſtill geworden. Es iſt wie ein Abendleuchten. Gott hat mir alles aus meinem Herzen genommen, alle Sünde, allen Zweifel, alle Verzagtheit, alle Sorge um euch, er hat mir nur ſ e i n e n F r i e d e n geſchenkt." Und dieſer Friede war „wie ein Waſſerſtrom" (Jeſ. 48, 8). Er gründete ſich auf die tiefſte Chriſtenerfahrung: die Erfahrung der G n a d e

*) Tentatio (lateiniſch): Anfechtung.

Gottes. An ſich ſelbſt ſah Vater nur Fehler. Aber über dem ſtand ihm ganz groß und leuchtend die Gnade. „Das iſt doch das größte Wort in der Bibel: „Der dir alle deine Sünde vergibt.“ So ſagte er einmal. Und ein andermal zu ſeinem Amtsbruder: „An mir und meinem Leben iſt nichts als Sünde, aber Gottes vergebende Gnade in Chriſto hat mich ganz rein gemacht, und darum bin ich getroſt.“*)

„Was hat Gott an mir getan,“ rief er einmal aus, „daß er mich aus der Welt herausgenommen hat!“ Den tiefſten Eindruck von ſeiner überſtrömenden Freude an der erfahrenen Gnade Gottes bekamen wir eines Abends, als wir uns wieder zur Abendandacht an ſeinem Bett verſammelt hatten. „Was ſollen wir ſingen?“ fragte eins von uns. Im Blick auf den Schwerleidenden dachte ein jeder an Verſe aus der Abteilung: „Kreuz- und Troſtlieder“. Er aber ſchlug vor und ſang mit uns:

„O, daß ich tauſend Zungen hätte
Und einen tauſendfachen Mund!
So ſtimmt' ich damit in die Wette
Vom allertiefſten Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
Von dem, was Gott an mir getan!“

So war er ſeines Heiles und ſeines Heilandes ganz gewiß. Immer wieder von neuem ſprach er davon:

„Ich möchte gerne ſelig ſein,
Und weiß auch, wie ich's mach'.“

Einmal leuchteten die müden Augen auf: „Jetzt will ich euch auch etwas ganz Schönes ſagen: Der Heiland ſteht ſchon vor der Tür.“

Im Halbſchlummer ſagte er einſt öfters: „Das ſtärke und bewahre meine Seele im wahren Glauben zum ewigen Leben.“ Weil dies Wort bei der Austeilung des Heiligen Abendmahles

*) Hierzu ſagt Lic. Greiner in ſeiner Gedächtnispredigt: „Das iſt das Bekenntnis wahrhaft evangeliſchen Chriſtenſtandes: „Sünder, und doch in Gnaden,“ wie Luther ſagte, oder nach P. Gerhardt: „An mir und meinem Leben iſt nichts auf dieſer Erd'; was Chriſtus mir gegeben, das iſt der Liebe wert.“

geſprochen wird, dachte Mutter, er müſſe noch im Geiſt amtieren, und ſagte zu ihm: „Ich muß immer für dich beten:

„Laß dein' Allgegenwart
Mich wie die Luft umgeben!"

Da erwiderte er: „Nicht nur ſeine Allgegenwart, ſondern auch ſeine große Liebe und Vatertreue."

Dieſe frohe Gewißheit ließ ihn ſtark und fröhlich ſterben: „Ob ich ſchon wanderte im finſtern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du biſt bei mir." Darum konnte er auf alles andere verzichten. Als ihm der Arzt durch Morphium Erleichterung verſchaffen wollte, lehnte er ab. Ebenſo den Champagner, den man ihm reichte: „Ich will nicht im Rauſch in die Ewigkeit kommen." Er trug die ganze Laſt ſeiner ſchweren Krankheit und war bis zum letzten Atemzuge klar bei Bewußtſein.

Aber er hatte andere Stärkung: Gottes Wort. Die herrlichſten Bibelſprüche lagen klar vor ſeiner Seele. Und auch aus dem Schatz der Lieder holte er ſich immer wieder etwas hervor und ſagte es ſich ſelbſt her. So das Lied von ſeinem lieben Hiller:*)

Tod, mein Hüttlein kannſt du brechen,
Das ein Werk von Leimen iſt;
Aber du haſt nichts zu rächen,
Meine Schulden ſind gebüßt;
Ja, gebüßt, doch nicht von mir,
Nein, der Mittler ſtarb dafür.

Ja, er iſt auch auferſtanden,
Mir auch zur Gerechtigkeit.
Unter Chriſti Blutsverwandten
Iſt mir eine Stell' bereit't.
Jeſus ging mit Blut hinein,
Wo auch ich ſoll lebend ſein.

Dies iſt meiner Seele Anker,
Der hält meinen Glauben feſt,
Wenn mein Leib ſchon als ein Kranker
Sich der Fäulnis überläßt,

*) Württembergiſcher Pfarrer und Liederdichter, geb. 1699, geſt. 1769.

Jeſus lebt, ſo leb' auch ich,
Und mein Herr verkläret mich.

Wirk' es, o du Geiſt des Glaubens,
Daß ich mutig ſterben kann.
Die Verheißungen erlauben's
Die der Heiland uns getan.
Wer gerecht iſt, ſtirbt nicht mehr,
Denn durch Chriſtum lebet er.

Steh' mir in den Todesſtunden,
Jeſu, treuer Mittler, bei,
Daß mein End' auf deine Wunden
Mehr ein Schlaf als Sterben ſei.
Gib mir dort ein weißes Kleid,
Welches iſt Gerechtigkeit.

*

Die letzte Nacht war für den Leidenden beſonders ſchwer. Aber die ſelige Ewigkeit leuchtete ſo hell herein, daß dieſe Herrlichkeit unbeſchreiblich war. Gegen Morgen ſchlummerte er ein. Doch bald quälte ihn der furchtbare Huſten wieder. Mutter beugte ſich über ihn: „Ich dachte, du dürfteſt heimgehen, und nun heißt's:

„Soll ich aber länger bleiben
Auf dem ungeſtümen Meer . . ."

Da richtete ſich Vater auf: „Meinſt du, das Heimgehen ſei ſo nah? Das wäre aber ſchön! Das wäre ſchön! Das wäre ſchön! — Sind wir allein, dann wollen wir zuerſt noch miteinander beten. Aber d a n k e n !"

Dann nahm er Abſchied. An alle Bekannte und Freunde trug er Grüße auf. Es war, als zögen alle noch einmal an ſeinem Geiſt vorbei: Seine Freunde, ſeine Amtsbrüder, ſeine Konfirmanden, alle die, die ihm in den Gemeinſchaften hin und her lieb geworden waren, die Verwandten und Kinder: „Sag's ihnen allen, ſie ſollen ſich auch ganz bekehren, — nicht erſt auf dem Sterbebette!" — „Sag's doch allen, wie glücklich und ſelig mich der Heiland im Leben und Sterben gemacht hat!"

Indem kamen einige meiner Geſchwiſter ins Zimmer. Während er ſie noch freundlich grüßte, war es auf einmal, als ſtröme alles Blut in das blaſſe Geſicht. Mutter hielt ihn in den Armen.

Da kam des Todes bittere Not. Mutter aber rief laut: „Hier hat der Tod keine Macht; hier hat der Heiland überwunden! Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg?“

Da hatte ſein Herz den letzten Schlag getan. „Ich aber will ſchauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will ſatt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.“ (Pſalm 17, 15.)

Wir empfanden alle, was Mutter in jenen Tagen ſchrieb: „Das Sterben meines Mannes war ſo ſelig, daß ich noch nicht trauern kann. Es iſt mir noch, als ſtehe ich an der offenen Himmelstür und genieße mit: „Das kein Auge geſehen hat und kein Ohr gehöret hat und in keines Menſchen Herz kommen iſt, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben . . .“ (Kor. 2, 9.)

Als ich am nächſten Tage zum erſtenmal als der älteſte Sohn an des Vaters Stelle die Morgenandacht hielt, fand ſich als Loſungsſpruch des Tages das Wort Jeſu: „Ich will euch nicht Waiſen laſſen; ich komme zu euch.“ Da ſtand der Herr hell vor unſern Augen.

*

Es iſt am Abend des Sterbetages. Die weite Lukaskirche iſt bis auf den letzten Platz gefüllt von einer großen, traurigen Gemeinde. Wie auf eine ſtille Verabredung hin haben ſie ſich hier zuſammengefunden. Und der Pfarrer auf der Kanzel hat verſtanden, was ſie alle fühlen, als er die Worte lieſt, die Eliſa dem ſcheidenden Elia nachruft: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und ſeine Reiter!“ (2. Kön. 2, 12.) Es iſt etwas ganz Großes und Heiliges um die Liebe der Gemeinde zu ihrem Pfarrer.

*

Die Liebe der Gemeinde bedeckte die ſchlafende Hülle mit einer Fülle von Blumen. Gar nicht traurig ſah es aus, viel eher feſtlich: Der offene Sarg inmitten all der herrlichen Blumen. Und ſo war es auch recht für den, der ſo triumphierend in die Ewigkeit ging. Zwei Tage lang ſtand die Haustür offen, und viele, viele kamen herein, ſtanden an dem Sarge und gingen ſtill

wieder fort. Manchmal aber ſtimmte einer ein Lied an von der Chriſtenhoffnung:

„Laß mich gehen,
Daß ich Jeſum möge ſehen . . .“

Oder auch ein Lied voll herrlicher Freude:

„Gloria ſei dir geſungen
Mit Menſchen- und mit Engelzungen,
Mit Harfen und mit Zymbeln ſchön!
Von zwölf Perlen ſind die Tore
An deiner Stadt, wir ſteh'n im Chore
Der Engel hoch um deinen Thron.
Kein Aug' hat je geſpürt,
Kein Ohr hat je gehört
Solche Freude.
Des ſingen wir und jauchzen dir
Das Halleluja für und für.“

„So werden Könige und Pfarrer begraben.“*)

„So werden Könige und Pfarrer begraben.“

Auf den von der Nacht her noch regenfeuchten Straßen Sachſenhauſens eilen die Menſchen am Morgen des trüben dritten Novembertages zur Lukaskirche. Sie ſieht aus wie immer mit ihrem trotzigen Turm und ihren feſten Mauern. Und doch ſieht ſie anders aus. Die Menſchen in den ſchwarzen Kleidern ſchauen aus anderen Augen. Die Trauer um den verehrten Mann, den man heute zu ſeiner letzten Ruheſtätte bringen will, läßt alles viel düſterer und ſchwarz umflort erſcheinen. Sie kennen ſich nicht, die vielen, die aus allen Stadtteilen herbeikommen. Aber ſie ſind alle gleich geſtimmt, und jeder Schlag der einen Glocke vom Turm weckt in allen denſelben Widerhall. Trauer. Nicht alle, die hinein wollen ins Gotteshaus zur Feier, können ihr Vorhaben ausführen. Um 10 Uhr ſoll's beginnen. Eine Stunde vorher iſt ſchon kein Platz zum Sitzen, in einer weiteren halben Stunde keiner mehr zum Stehen zu haben. So warten ſie draußen vor den Türen geduldig, um dem Verblichenen nachher die letzte Ehre zu erweiſen.

*

Die großen, herrlichen Steinhauſen-Bilder ſchauen auf einen Sarg herab. Inmitten des Altarraumes iſt er aufgebahrt. Zwei flackernde Kerzen beleuchten ihn fahl. Die Blumen liegen ſtill am Boden und ſprechen von der Trauer derer, die ſie geſandt. Die Kirchenhalle iſt voll Menſchen. Dicht an dicht ſitzen und ſtehen und warten ſie, ſchweigend und ernſt. Wie raſch, wie unerwartet iſt es gekommen! Kaum zu faſſen! Wer weiß, wie nahe mir mein Ende? Memento mori! Wir hören deine

*) Dieſer Abſchnitt, der aus der Feder von Pfr. Probſt-Frankfurt ſtammt, iſt entnommen dem „Sonntagsgruß“, Jahrg. 27, Nr. 46, vom 15. Nov. 1921.

letzte Predigt, lieber Toter, auch wenn ſie ohne Worte geſchieht. Wir hören und fühlen, wie ernſt und wahr ſie iſt.

*

Die wundervolle Orgel ſetzt ein. Es war wohl Reger, deſſen Gedanken ſie auf den Schwingen der Töne ins Ohr und Herz ſandte. „Was mein Gott will, geſcheh' allzeit — ſein Will, der iſt der beſte." Manches Haupt ſenkt ſich nachdenklich. Das iſt wahr, aber ſchwer für Menſchen. — Die Verſammlung beginnt zu ſingen. Kein Trauerlied. Ein Glaubenslied:

„Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält."

Alſo zwei Wirklichkeiten ſollen ſprechen. Der Tod und der Chriſtenglaube. Und der Mann auf der Kanzel beſtätigt es mit ſeinen liturgiſchen Worten voll Kraft und Sieg. Der Tod iſt überwunden. Das Leben iſt unſer. Mag der Chor auch ſingen: „Ach, wie iſt Sterben doch ſo ſchwer" — Wir wollen uns fügen: Wie Gott will — drum ſtill. Und ſtille ſind ſie alle — alle. Die Kirche iſt trotz der vielen Anweſenden ſtill, wie wenn niemand da wäre. Das kommt, weil zwei Majeſtäten durch die Reihen gehen: Der Tod und der Herr Chriſtus.

*

Sein Amtsbruder hält ihm die Gedächtnisrede: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes geſagt haben; ihr Ende ſchauet an und folget ihrem Glauben nach. Jeſus Chriſtus, geſtern und heute und derſelbe auch in Ewigkeit." Des Verſtorbenen Bild wird ins Gedächtnis geprägt, ſelbſtlos, ungeſchminkt, einfach und klar. Von ihm wird geſprochen. Das iſt wahr. Eigentlich nur von ihm. Aber wie eigenartig. Bei jedem Wort hat man den Eindruck, als ob hinter ihm immer von dem geſprochen wurde, der ihn zu dem machte, was er geworden iſt. Kein Auge weint. Die Worte waren nicht an die bewegliche Seele gerichtet, ſondern an den unvergänglichen Geiſt aus Gott in uns. Uns iſt es, als ob Zeit wäre wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit.

*

Die Feier iſt aus. Die eine Glocke vom Turm läutet immer noch. Sie tut recht daran. Die Botſchaft des Evangeliums, die es mit Tod und Leben zu tun hat, ſollte immer verkündet werden. Läute nur zu, du Einſame dort oben! Dein toter Befehlshaber hier unten im Sarg hat auch nicht geſchwiegen, ſo lange er reden konnte. Die Leute ſtellen ſich unterdeſſen auf. Es wird ein endloſer Zug. Voran das Kreuz. Das war in des Verſtorbenen ganzem Leben ſo. Dann die Kinder mit den vielen, vielen Blumen. Das hätte er ſicher mit beſonderer Freude geſehen, denn ſeine Kinder waren die Blumen in ſeinem Leben. Die Vereinsfahnen wehen umflort im Winde. Die Poſaunen blaſen wieder und wieder: „Jeſus lebt, mit ihm auch ich.“ Die Pfarrer ſchreiten vor dem Totenwagen in ihren feierlichen Amtskleidern einher. Der Wagen folgt mit der koſtbaren Hülle im Sarge. Und hinter dem Wagen kommt die Schar der Trauernden aus Familie, Gemeinde und Stadt. Und an den Rändern der Straßen ſtehen die Menſchen, Reihe an Reihe, Männer, Frauen und Kinder. Das ſind wohl die Sachſenhäuſer, deren Seelſorger der Tote war. Sie wollen ihn noch einmal grüßen auf den Straßen, die er um ihretwillen ſo oft entlang gewandert iſt. Ein Volk iſt's, das ihn nochmals grüßt. „So werden nur Könige und Pfarrer begraben,“ ſagte Stöcker einmal.

*

Wir ſind auf dem Sachſenhäuſer Friedhof. Das letzte Stück Wegs bis zum Grab liegt hinter uns. Buſchs letzte Ruheſtätte. Der Sarg verſinkt. Ein paar loſe Blätter von den Bäumen ſinken mit hinunter. Es will uns erſchüttern. Der Schmerz greift ans Herz. Das iſt menſchlich. Aber wir richten das innere Auge zum Auferſtandenen. Wir ſchauen über die Gräber in die ewige Welt hinein. So bleiben wir alle ſtark. Einer nach dem andern ſteigt auf den Sandhügel und ſpricht warme Worte. Die Vertreter der Kirche, der Gemeinde, der Inneren Miſſion, der Gemeinſchaften, der Konfirmanden und Freunde rufen ihm einen heißen Dank ins Grab hinein. Die Kränze häufen ſich zu Bergen.

*

Am andern Tag iſt alles menſchenleer. Das Grab iſt zu. Die Erde deckt Pfarrer Buſch. Die Kränze liegen verdorrt und verregnet auf der naſſen Erde. Eine verwaiſte Familie beginnt in der hereinbrechenden Inflationszeit einen bitteren Kampf um die bloße Exiſtenz. Iſt das alles, was von ihm übrig iſt? . . . Alles vergeht.

Auf einmal ſtehe ich im Geiſt wieder in der Kirche und höre die Stimme des Redners: Eines bleibt, das hat auch Buſch oft geſagt:

„Jeſus Chriſtus, geſtern und heute
Und derſelbe auch in Ewigkeit."

Schluß.

Als ich den Schreibtiſch des Heimgegangenen ordnete, fiel mir das Tagebuch in die Hand, in dem er kurz ſeine Vorträge und Predigten einzuſchreiben pflegte. Das ſchloß ab mit dem Wort „Ewig bei Gott.“ So hatte das Thema ſeines letzten Vortrages gelautet. „Ewig bei Gott,“ ſo ſchloß ſein Tagebuch ab. „Ewig bei Gott,“ damit ſchloß ſeine Arbeit auf dieſer Erde ab. „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben mich ſcheiden kann von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn!“ —

*

ERNST SCHREINER

Wenn das Herz spricht

Sechs Novellen

mit farbigem Schutzumschlag

Leinen 176 Seiten 2.50 Reichsmark

Diese Novellen sind mehr als nur Erzählungen, sie sind lebendige, zeitnahe Verkündigung evangelischen Glaubensgutes. Das macht sie besonders wertvoll. Vom christlichen Geist durchweht, vermögen sie Antwort zu geben auf Fragen unserer Zeit. Sie können christlichen Glauben stärkend und christliches Leben fördernd wirken. In unaufdringlichem und doch bestimmtem Ton werden Fragen des Menschenherzens geklärt.

AUS DEM VERLAG GEBR. BRAMSTEDT, ELMSHORN

DORA HASSELBLATT

Die Gottesſänger

Drei Erzählungen aus dem Leben der großen deutſchen Tonkünſtler

Schütz • Händel • J. S. Bach

128 Seiten Ganzleinen 2.25 Reichsmark

Alle innere Größe ſteht hoch über allem äußeren Tand von Menſchenehre und Menſchengunſt. Wahre gottgeſchenkte Kunſt bindet an Gott; ihre Werke ſind wie die des Leipziger Thomaskantors Gebete zum Allerhöchſten. Der Weg zu lichter Höhe führt durch das dunkle Tal des Opfers: es gibt auch in der Muſik ein „für Gott Leiden und Sterben".

AUS DEM VERLAG GEBR. BRAMSTEDT • ELMSHORN

HEINRICH NORDEN

Als „Urwalddoktor" in Kamerun

Erlebnisse und Betrachtungen

336 Seiten

Ganzleinen 2,40 *RM* Broschiert *RM* 2,—

Im „Urwalddoktor" erzählt Norden seine Erlebnisse in Kamerun in bewegter und lebendiger Darstellung. Er macht uns näher bekannt mit den Problemen, die von Hans Grimm und Albert Schweitzer aufgeworfen wurden. Afrika und Mission, Kolonialpolitik, Medizin und Rasse, das alles umfassen die Berichte des Buches, das unter dem Leitwort steht: „Afrika stirbt und möchte leben! Deutschland, kehre wieder!

AUS DEM VERLAG GEBR. BRAMSTEDT, ELMSHORN